3 1761 07991559 1

1850.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dieweltgeschicht09beck

Die Weltgeschichte, für Kinder und Kinderlehrer.

Von

Karl Friedrich Becker.

Neunter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1807

in der Frölichschen Buchhandlung.

Die

Weltgeschichte,

für

die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Neunter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1807

in der Frölichschen Buchhandlung.

D
20
B39
1804
t. 9

Inhalt.

I. Der nordische Krieg. (1700—1721.)

1. Einleitung . . . . . Seite 3
2. Karl XII. König von Schweden . 8
3. Der Friede zu Travendahl . . 11
4. Die Schlacht bei Narva . . . 13
5. König August vertrieben . . . 17
6. Stanislaw Leszinski gewählt . . 26
7. Fernerer Kampf mit der sächsischen Partei 30
8. Peter in Ingermannland . . . 33
9. Neue Versuche Augusts II. . . 37
10. Karl XII. in Sachsen . . . 40
11. Karl in Rußland 48
12. Schlacht bei Pultawa . . . 51
13. Karl XII. in der Türkei . . . 58

14. Peters des Großen Vergnügungen Seite 80
15. Karls des XII. letzte That . . . 86
16. Erzwingung des Friedens . . . 98
17. Peters I. letzte Lebensjahre . . 103

II. Der spanische Successionskrieg. (1700–1714)

1. Einleitung 110
2. Oestreich eröffnet den Krieg . . 116
3. England gegen Frankreich . . . 128
4. Die Baiern in Tyrol . . . 135
5. Die Schlacht bei Hochstädt . . 142
6. Ausbruch des Krieges in Spanien selbst 157
7. Die Schlacht bei Ramillies und Turin 163
8. Züge nach Neapel und Toulon . . 176
9. Die Schlacht bei Oudenarde . . 181
10. Friedensvorschläge 187
11. Die Schlacht bei Malplaquet . . 195
12. Marlboroughs Sturz 198
13. Josephs I. Tod 203
14. Der Utrechter Friede 211
15. Friede zu Rastadt und Baden . . 222

III. Frankreich unter Ludwig XV. (1715—1774.)

1. Die letzten Tage Ludwigs XIV. Seite 233
2. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans 244
3. Fleury's Ministerium 255
4. Die Herzogin von Chateauroux . 273
5. Die Marquise von Pompadour . . 278
6. Die Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich 303
7. Gräfin Dübarry 308

IV. Die Regierung Friedrichs II. (1740—1785.)

1. Der preußische Staat unter Friedrich I. 319
2. Friedrich Wilhelm I. 341
3. Friedrichs II. Jugendjahre . . . 55
4. Friedrichs II. Regierungsantritt . 386
5. Der erste schlesische Krieg 391
6. Fortgang des östreichischen Erbfolgekriegs 417
7. Der zweite schlesische Krieg . . . 424
8. Beschluß des östreichischen Erbfolgekriegs 441
9. Friedrichs II. Privatleben . . . 443
10. Ausbruch des siebenjährigen Kriegs . 459
11. Die Schlachten bei Prag und Kollin 472
12. Die Schlachten bei Roßbach und Leuthen 487

13. Gleichzeitige Begebenheiten . . 501
14. Friedrich bei Olmütz, Zorndorf, Hochkirch und Neiße 504
15. Kay, Kunersdorf, Maxen . . . 520
16. Friedrich vor Dresden, bei Liegnitz und und bei Torgau 535
17. Schweidnitz und Kolberg verloren . 554
18. Friede mit Rußland und Schweden . 565
19. Der Hubertsburger Friede . . 576
20. Friedrich als Landesvater . . . 581
21. Die erste Theilung Polens . . 598
22. Der Baiersche Erbfolgestreit . . 608
23. Der Deutsche Fürstenbund . . 615
24. Friedrichs Alter und Tod . . . 624

Neuere Geschichte.

Drittes Buch.

Von 1700 bis 1789.

I.

Der Nordische Krieg.

1.

Einleitung.

So wie die physische Geschichte unserer Erdkugel uns gewisse Epochen theils nennt, theils vermuthen läßt, in welchen der ruhige Zustand derselben durch den gewaltsamen Conflict feindlicher Kräfte auf eine Zeitlang schauderhaft unterbrochen ward, und auf welche irgend eine wesentliche Veränderung in einem Theile des großen Ganzen erfolgte: so sind uns auch in der moralischen Geschichte der Menschheit schon eine Menge ähnlicher Epochen schauderhafter Gährung erschienen, aus welchen zuletzt irgend eine bedeutende

Veränderung in der großen Menschengesellschaft hervorging. Die Reformation und der dreißigjährige Krieg — um nur der neuern Zeiten zu erwähnen — sind als solche moralische Erderschütterungen zu betrachten. Aus beiden ging die Zertrümmerung des Pfaffenthums, und die Freiheit der Beherrscher der nördlichen Hälfte Europens hervor. Die verheerenden Raubkriege Ludwigs XIV. erweiterten das Gebiet jenes Volkes, welches nun einmal von der Vorsehung ganz besonders zur Bildung und Entwickelung aller übrigen ausersehen scheint; sie übten ferner die Kräfte der Nachbaren, beförderten heilsame Verbindungen der letztern unter einander, und weckten aufs neue jene Eifersucht der Engländer, die zwar seitdem so viel Verwirrung angestiftet, aber auch so unendlich viel Herrliches hervorgebracht hat. Dies letztere Volk, an Muth und Erfindungsgeist, wie an Herrschsucht, seinem Nebenbuhler gleich, mußte eben jetzt, um seine unbedeutenden Inseln gefürchtet zu machen, die Macht und den Reichthum fremder Welttheile zu Hülfe nehmen, und so entstand ein Colonialsystem von einem Umfange, davon man vorher gar keinen Begriff gehabt hatte.

Ist aber je ein Jahrhundert reich an ungeheuren politischen Gährungen gewesen, so ist es das, dessen Geschichte wir jetzt überschauen wollen. In keinem hat das große Menschengeschlecht

so wichtige und so rasche Schritte zu seiner Veredlung gethan, als in diesem; aber in keinem ist auch der Kampf des Neuen mit dem Alten, der vorwärts geeilten Einsicht mit der zurückgebliebenen Gewohnheit, hitziger und blutiger gewesen. Das Schwert, oder vielmehr das Pulver, hat so allgemein über die Entwickelung unserer gegenwärtig bestehenden Staatsverhältnisse entschieden, daß wir die Hauptabschnitte unserer Erzählung diesmal nicht besser als nach den Kriegen machen können.

Gleich beim Aufrollen des Vorhanges erscheint das ganze Europa als ein einziges großes Kriegstheater. Während die Nationen des Westen und Süden in dem spanischen Successionskriege um das Gleichgewicht der Häuser Valois und Habsburg streiten, wüthet im Norden und Osten zwanzig Jahre lang ein blutiger Kampf um die Herrschaft über die Ostsee. Ein kräftiger König verwendet Riesenkräfte an die Behauptung des väterlichen Ruhms, aber ein böses Schicksal führt ihn gerade da auf einen Abweg, wo er sein Ziel fast erreicht zu haben glaubt. Wir wollen mit der Geschichte dieses Helden den Anfang machen, und an sie die des sogenannten nordischen Krieges knüpfen.

Aus dem Vorigen wissen wir, daß seit dem dreißigjährigen Kriege das kleine und unfruchtbare Schweden, durch die Herrscherkraft zweier

seiner Regenten, Gustav Adolfs und Karls X., unter den Hauptmächten Europens eine Stelle behauptete. Selbst arm und nicht sehr zahlreich, zog dieses kriegerische Volk seine besten Nahrungsquellen aus den benachbarten reicheren Ländern, deren Küsten es in Beschlag genommen hatte, und deren Handel es mit Gewalt an sich zog. Bremen und Verden, Wismar, Stralsund und Stettin waren damals noch schwedisch, die Ausflüsse der Weser, Oder und Newa waren von Schweden besetzt, und gewährten reichliche Zölle; Ingermannland, Liefland und Esthland waren ihre Kornkammern, und Rußland hatte kein anderes Meer zur Gränze, als das Eismeer und den Pontus Eurinus. Die Stätte, auf welcher das heutige Petersburg steht, war damals eine sumpfige Niederung auf schwedischem Grunde und Boden, auf welcher einige Fischerhütten und Verschanzungen standen.

So ausgebreitet aber auch diese schwedische Herrschaft war, so unnatürlich und so unsicher war sie doch. Errungen war sie nur durch günstige Umstände, während die Nachbaren, durch innere Gährungen entzweit, in tiefer Ohnmacht gelegen hatten. Die glänzendsten Siege Gustavs in Deutschland waren mit Deutschen selbst erfochten worden, und Deutschland hatte, wie immer, seine Feinde ernähren müssen. Jetzt, nachdem dies Land beruhigt war, fühlte es einen

sehr natürlichen Drang, jene fremden Hüter seiner Küsten wieder fortzutreiben; und diesmal war vorherzusehen, daß Schweden den Krieg wohl aus eigenen Mitteln würde führen, und folglich bald ermatten müssen. Nur eine ganz vorzügliche kriegerische Furchtbarkeit konnte jene vielen an fremden Küsten angebauten Besitzungen zusammenhalten; aber eine solche beruht ja meistens auf dem persönlichen Charakter des Regenten, und ist also selten von langer Dauer, dahingegen der Haß jener von Schweden beeinträchtigten Feinde unauslöschlich seyn mußte, so lange die natürlichen Gränzen dieser von den Truppen jener besetzt blieben.

Brandenburg, obgleich am meisten (in Pommern) gehemmt, schwieg noch, als Karl XI starb, (1697), aber Dänemark, Polen und Rußland glaubten den Zeitpunkt benutzen zu müssen, da ein funfzehnjähriger Regent, von dessen Fähigkeiten man bisher noch wenig Proben gesehen hatte, den schwedischen Thron bestieg. Alle drei gedachten jetzt mit leichter Mühe diejenigen Länder wieder zu erlangen, die ihnen Gustav Adolf und Karl X. ehemals abgenommen hatten, und Schweden in seine alten, von der Natur selbst ihm angewiesenen Gränzen zurückzudrängen. Alle drei Monarchen waren junge und kraftvolle Männer; ja, wir wissen es schon, sogar ein Peter der Große war unter ihnen. Sie schlossen 1699 ein

Bündniß, kraft dessen sie sich gelobten, einander treulich zu dem Ihrigen zu verhelfen.

2.

Karl XII., König von Schweden.

(Geb. 1682, 27. Jun., † 1718, 11. Dec.)

Der junge Karl war der Zögling einer trefflichen Mutter, einer dänischen Prinzessin, Ulrike Eleonore, die ihn nur mit verständigen und gesitteten Leuten umgeben, und ihn nach damaliger frommer Sitte zum Lesen der Bibel treulich angehalten hatte. Morgens und Abends hatte er sein Gebet knieend in ihrer Gegenwart verrichten müssen. Das Deutsche, damals die Hofsprache in Stockholm, hatte er neben dem Schwedischen gelernt; in der Folge brachte man ihm auch Latein und Französisch bei, aber obgleich er beide Sprachen gut verstand, konnte man ihn doch nie zum Sprechen der letztern bewegen. Vom achten Jahre an hatte man ihm männliche Erzieher gegeben, die jedoch die Weisung hatten, ihn nie hart anzugreifen, sondern ihn allein durch den Ehrtrieb zum Fleiße zu reizen. Leider verlor er schon im elften Jahre seine würdige Mutter, und

vier Jahre später auch den Vater. Die Regierung ward nun seiner Großmutter übergeben, bis er mündig seyn würde. Er schien sich darum nicht weiter zu kümmern, wie er denn überhaupt sehr verschlossen war, wenig Umgang und noch weniger jugendliche Vergnügungen aufsuchte, und dadurch den fremden Gesandten Anlaß gab, nach ihren Höfen zu berichten, der junge König von Schweden sey ein sehr mittelmäßiger Kopf, der die Arbeit scheue.

Einen weit richtigern Blick in sein Inneres that zuerst der Reichsrath Piper, als er ihn 1697 im November bei einer Heerschau begleitete. Er fand den Prinzen ungewöhnlich finster und nachdenkend, und fragte ihn, was ihn eben jetzt so lebhaft beschäftige. „Ich denke, erwiederte Karl, daß ich selbst schon diese braven Leute kommandiren könnte, und wünschte, daß wir beide nicht länger unter einer Frau ständen“. Der Minister machte einen so klugen Gebrauch von diesen Worten, daß die Reichsstände wenig Wochen darauf den Prinzen für mündig erklärten, und trotz dem Widerstreben der alten Regentin die Krönung desselben auf den 24. Dec. desselben Jahres ansetzten. Befremdend war es auch bei dieser Feierlichkeit, daß der junge König in der Kirche dem Bischof, der ihm die Krone aufsetzen wollte, dieselbe aus der Hand nahm, und selbst die Ceremonie verrichtete. Dennoch zeigte er im

Anfange keine besondere Neigung zu den Regierungsgeschäften, sondern überließ dieselben meistens dem obenerwähnten Grafen Piper, der auch bis an sein Ende sein vertrautester Rathgeber blieb.

Jetzt erscholl die Nachricht von den Rüstungen der drei feindlichen Nachbaren, und verbreitete im schwedischen Reichsrathe allgemeine Bestürzung. Viele sprachen von Unterhandlungen, von Nachgeben, von nothwendigen Aufopferungen; aber auf einmal erhob sich der junge König, der bisher diesen Versammlungen fast gedankenlos beigewohnt hatte, und erklärte mit einem Feuer, welches Alle in Verwunderung setzte, er sey nicht gesonnen, einem rechtmäßigen Kriege schimpflich auszuweichen, sondern einem Feinde nach dem andern entgegen zu eilen, und so die alte Furcht vor dem schwedischen Namen wieder herzustellen. Hierauf ward der Krieg beschlossen, und Heer und Flotte in Stand gesetzt. England und Holland, aus Handelsinteresse Schwedens Freunde, sandten eine Anzahl Schiffe zu Hülfe, die sich bald mit der schwedischen Flotte vereinigten, deren Einschiffung Karl selbst zu Karlskrona besorgte.

3.

Der Friede zu Travendahl.

(18. Aug. 1700.)

An Vorwänden zur Kriegserklärung fehlte es den drei Feinden nicht. Die Dänen waren die ersten, welche (12. März, 1700) ins Holsteinische einrückten. Damals gab es nämlich noch einen eigenen souveränen Herzog von Holstein-Gottorp, dem Holstein und Schleswig gehörten, und welcher Schwedens Alliirter war. Der achtzehnjährige Schwedenkönig, in den auf einmal ein ganz neuer Geist gefahren war, stach am 17. Jun. mit der Flotte in See, und ging gerade auf Kopenhagen los. Nach einem fruchtlosen Bombardement beschloß er, 3 Meilen unterhalb der Stadt auf Seeland zu landen. Es geschah unter dem heftigsten Feuer der Dänen, am 4. Aug. 1700, Abends um 6 Uhr. Karl selbst sprang aus dem Schiffe, mit dem Degen in der Hand, ins Wasser, und drang muthig gegen die dänischen Batterien vor, indeß seine Soldaten jubelnd folgten. Den Generalmajor Stuart fragte er, was das Pfeifen in der Luft bedeute. „Sire, versetzte jener, das sind die feindlichen Kugeln, die uns um die Ohren zischen". — „Gut", sagte der königliche Jüngling; „das soll

künftig meine Musik seyn!" Einen Augenblick darauf zuckte Stuart, in die Schulter geschossen, und ein Lieutenant an der andern Seite des Königs ward umgerissen, aber auf Karls Gesicht war keine Spur von Furcht zu sehen. Er drang immer weiter vor, die feindlichen Verschanzungen wurden erobert, und die fliehenden Völker retteten sich unter die Kanonen von Kopenhagen.

Schrecken und Angst ergriff die Bürger dieser Stadt. Da der Kampf zu ungleich, und die Bundesgenossen zu fern waren, blieb dem gedemüthigten und beschämten Könige Friedrich IV. nichts übrig, als um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn schnell (zu Travendahl, 18. August 1700), nachdem er sich verpflichtet hatte, dem Bündniß gegen Schweden zu entsagen, und den Herzog von Holstein Gottorp zu entschädigen. So gelinde diese Bedingungen waren, so edel war auch Karls Betragen gegen das eroberte Seeland gewesen. Alles was zum Unterhalt seiner Truppen gehörte, hatte er baar bezahlt, die ausgeschriebenen Contributionen waren mäßig gewesen, und die Mannszucht so streng, daß kein Einwohner ungestraft gekränkt worden war. Und bis ans Ende blieb es Karls XII. fromme Sitte, jeden Morgen und Abend in seinem Lager eine Betstunde zu halten, der er selbst jedesmal mit großer Andacht beiwohnte.

So war denn ein Feind schon nach einem

Kampfe von wenig Wochen glücklich entwaffnet. Fröhlich zog der junge Held seine Truppen aus Seeland zurück, um sie sporenstreichs gegen den zweiten zu führen.

4.

Die Schlacht bei Narva.

(1700, 30. Nov.)

Dieser zweite Feind war August II. (der Starke), Kurfürst von Sachsen, den die Polen unlängst zu ihrem Könige erwählt hatten. Er brannte vor Begierde, eine That zu thun, durch die er sich die Herzen der Polen geneigt, und sich selbst, wo möglich, mit der Zeit unabhängig machen könnte. Liefland, diese ehemalige Provinz Polens, wollte er wieder erobern. Ein von dem Schwedenkönige gekränkter liefländischer Edelmann, Reinhold Patkul, bot ihm die Hand dazu, und versprach ihm, den liefländischen Adel auf seine Seite zu bringen. Ein sächsisches Heer forderte Riga auf, während Karl XII. noch in Seeland lag; aber der tapfere schwedische Kommandant, General von Dahlberg, ein Greis von 80 Jahren, ließ Augusten zur Antwort sa-

gen, er hoffe, die Stadt so zu vertheidigen, daß er die Achtung eines so großen Monarchen erlangen werde. In der That ward die Festung mit so schlechtem Erfolg beschossen, und alle Umstände ließen sich so ungünstig an, daß August II. nur einen Vorwand suchte, um wenigstens ohne Schande wieder abziehen zu können. Dies letztere that er am 9. Sept. Sein bitterster Schmerz bei dieser Gelegenheit war der, zu sehen, daß die Polen gar nicht Willens waren, ihm zu einem Kriege mit Schweden ihre Kräfte zu leihen, und daß die Partei, die sich gleich anfangs seiner Wahl widersetzt hatte, auch jetzt eine vollständige Opposition gegen ihn bildete.

Karl XII., sehr erfreut über die Nachricht von diesem ohnmächtigen Angriffe, wandte sich nun zu seinem dritten Feinde, dem Zar Peter, der mit einer Armee von 80,000 Russen in Esthland eingebrochen war, und Narva belagerte. Er landete am 6. Oct im Hafen von Pernau, und marschirte gerade auf Narva los. Sein kleines Häuflein betrug der Zahl nach kaum den zehnten Theil des feindlichen Heeres, allein es trug die Begeisterung des neulich errungenen Sieges und die Freude an seinem jungen Anführer vor sich her, dessen wunderähnliches Beispiel auch den feigsten zur Nachahmung fortriß. Auch war die Zauberkraft noch nicht erstorben, die noch von Alters her im bloßen Namen Schweden

lag, und Peter selbst entfernte sich, wie man sagt, um zu seinen Achtzigtausenden noch 40,000 Mann über Pleskow herbeizuführen. Diese wartete natürlich Karl nicht ab; am 30. Nov rückte er auf die Verschanzungen der Feinde los, und da er den Vortheil des Windes und eines dichten Schneegestöbers hatte, so beschloß er, „in Gottes Namen", wie er sagte, mit seinen 8000 Schweden den Angriff der 80,000 Russen. Nachmittags um 2 Uhr flogen zwei Raketen durch die wirbelnden Schneeflocken in die trübe Luft: das war das Zeichen zur Schlacht. Bei der ersten Salve der russischen Infanterie ward das Pferd unter ihm erschossen; er warf sich auf ein anderes, und sagte: „die Leute wollen mich im Reiten üben". Sein Weg führte ihn durch einen Morast. Hier verlor er abermals sein Pferd, und ein Stiefel blieb stecken; aber viel zu ungeduldig, um sich mit dem Anziehen aufzuhalten, jagte er im Strumpfe weiter. Der ganz ungeübte, verschüchterte, und vom Wetter so schlecht begünstigte Feind suchte bald sein Heil in der Flucht, und nach einem dreistündigen wüthenden Gefecht war der Sieg für die tapfern Schweden entschieden. Tausende von blutigen Leichen bedeckten das beschneite Schlachtfeld. Man sagte, die Uneinigkeit zweier Anführer im russischen Heere sey die Hauptursach dieser so unglücklichen Niederlage gewesen. Am andern Morgen ergaben

sich noch 30,000 Mann freiwillig, da sie hörten, mit welcher Güte der Sieger die am vorigen Tage Gefangenen behandelt habe. Die Kriegskasse, das Gepäck, alle Fahnen, und 145 Kanonen fielen den Schweden in die Hände. Ganz Narva war außer sich vor Freuden über diesen glorreichen Sieg. Unter dem Donner der Kanonen zog der achtzehnjährige Held in die Stadt ein. Sein erster Gang war in die Kirche, und knieend dankte er Gott für seinen Sieg. Die alten Krieger, die den frommen Sinn ihres Führers sahen, zerflossen in Freudenthränen. Man zeigte ihm den Bericht, den man von diesem Siege nach Stockholm senden wollte, und siehe, mit eigener Hand strich der bescheidene Jüngling aus, was für ihn zu schmeichelnd und für den Zar zu unrühmlich war. Die russischen Officiere erhielten Geschenke, und wurden in Stockholm mit Anstand und Milde behandelt.

Für August II. war die Nachricht von der Niederlage seines Bundesgenossen ein Donnerschlag. Auch Peter erröthete, von einem Knaben besiegt zu seyn. Doch faßte er sich schnell, und sagte: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch öfter schlagen werden, aber endlich werden sie uns auch siegen lehren". Beide verbündete Monarchen benutzten die kurze Winterruhe zu einer persönlichen Zusammenkunft, zu Birsen in Litthauen (Febr. 1701), in welcher sie

sich

sich noch enger vereinigten, und den Plan verabredeten, nach welchem sie den gemeinschaftlichen Feind im nächsten Feldzuge angreifen wollten.

5.

König August II. vertrieben.

(1703.)

Karl, von allem unterrichtet, blieb diesen Winter auch nicht müßig. Ansehnliche Verstärkungen aus Schweden langten im May (1701) in Liefland an, und der Peipussee füllte sich mit schwedischen Schiffen. Er selber brach am 17. Jun. von Dörpt nach Riga auf, und setzte am 8. Jul. unterhalb dieser Stadt, im Angesicht eines sächsisch-russischen Heeres, über die Düna. Noch war die Artillerie nicht alle aus den Kähnen gehoben, als der Feind die Landenden angriff; und vielleicht hätte die rühmliche Tapferkeit der Sachsen hier zum ersten Male den Ruhm der schwedischen Waffen zu Schanden gemacht, wäre nicht die Ungeschicklichkeit der Russen, die ein panisches Schrecken ergriff, und deren Flucht jene mit in Unordnung brachte, ihnen zum Verderben geworden. So behielten denn auch in dieser kurzen Schlacht die Schweden das Feld,

eroberten das ganze Gepäck und viele Kanonen, und zwangen die entronnenen Sachsen, sich ins Preußische zu flüchten. Eine Folge dieses Sieges war die Besitznehmung von Kurland, in welchem Lande Karl vor der Hand seine Truppen stehen ließ.

Ein neues Wunder dieses nordischen Alexanders, dessen Ruhm sich bereits durch ganz Europa verbreitete! Drei Könige hatte nun schon der neunzehnjährige Held innerhalb 9 Monaten besiegt, und noch größere Dinge standen von ihm zu erwarten. Dieser August, der sichs soviel hatte kosten lassen, um sich von seinem Kurfürstenstuhle auf einen wankenden Thron zu drängen, hatte, wie jeder Emporkömmling, den Neid der älteren Kollegen wider sich, und Karl XII., der ganz besonders stolz auf das Alterthum seines Regentenadels war, hörte nicht so bald von der Unzufriedenheit einer mächtigen Partei in Polen mit Auguste Wahl, als er mit dem größten Interesse die Idee ergriff, den neugestempelten König, der sich ihn anzugreifen erfreche, nicht etwa nur noch einmal zu schlagen, sondern auf immer mit Schimpf und Schande in sein deutsches Kurfürstenthum zurückzujagen.

Seine Anstalten für den nächsten Feldzug waren diesem Plane gemäß. Auch seine Lebensart verkündigte schon den Mann, der die Laufbahn des großen Gustav Adolf zu der seinigen

machen wollte. Trotz der fürchterlichen Kälte bezog er doch den ganzen Winter hindurch kein Haus, sondern blieb in seinem von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er sich, wenn die Kälte zu heftig ward, bloß durch glühende Kugeln erwärmte. Er trank weder Wein noch Branntwein, und aß die einfachste Kost. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblick an, da ein Officier scherzend gesagt hatte, er sey seit gestern so dick geworden, daß man ihn nicht mehr kenne. Ein für unsere Zeiten höchst altmodischer Soldatenrock mit großen messingenen Knöpfen umkleidete die lange, schlanke Gestalt, und dazu trug er gelbe Unterkleider, große Reiterstiefeln und lederne Handschuhe, deren mächtige Stulpen bis an den Ellenbogen reichten. Nur an dem furchterweckenden Ernst im Blick, der Stolz, Eigensinn und Kühnheit zugleich ausdruckte, erkannte man den König. Jedoch zeigte er nur dem Feinde diese drei Eigenschaften. Gegen seine Officiere und Soldaten war er der leutseligste Herr. Er deckte gern Fehler zu, litt es nie, daß von Abwesenden Böses gesprochen ward, und belohnte treue Dienste königlich. Seine Reden waren meist kurz, aber immer sinnvoll; Zorn und Mißfallen äußerte er nur durch ein finsteres Zusammenziehen der Augenbraunen. Weiblichen Umgang mied er fast schüchtern, doch ehrte er das Geschlecht, und einmal in einem vertrauli-

chen Augenblicke ließ er sich verlauten, er sey Willens, sich nach geendigtem Kriege zu vermählen, doch nicht, wie andere Könige, nach bloßer Convenienz allein, sondern auch nach eigener Neigung und persönlicher Werthschätzung.

Dem König von Polen war bei den neuen Rüstungen des gereizten Löwen nicht wohl zu Muthe. Gern wollte er jetzt, auch mit empfindlichen Aufopferungen, den Frieden erkaufen, und zu dem Ende mußte seine Maitresse, die schöne Gräfin Aurora von Königsmark, eine geborne Schwedin, wie in eigenen Geschäften, eine Reise nach Kurland machen. Aber Karl, von ihren geheimen Absichten unterrichtet, wich ihr auf das hartnäckigste aus, und sie mußte unverrichteter Sache zurückkehren. August schickte darauf eine förmliche Gesandtschaft an ihn ab; aber auch diese ließ Karl gar nicht vor sich, sondern rückte immer weiter gegen Polen vor. Erst im Lager bei Grodno bewilligte er den Gesandten eine Audienz (24. Apr.), allein nachdem sie ihr Anliegen vorgebracht hatten, erklärte er kurzweg, die Republik Polen habe eher keinen Frieden zu hoffen, als bis sie ihren König abgesetzt, und einen bessern gewählt habe. Da die Abgeordneten hierauf nichts zu antworten hatten, so kehrten sie wieder zurück, Karl aber ging geraden Weges auf Warschau los, welches August mit seinen Anhängern nun schnell verließ, um sich mit sei-

nem Heere bei Krakau zu vereinigen. Auf dem Marsche erließ Karl ein Manifest an alle polnische Woiwodschaften, in welchem er Ordnung und Mannszucht versprach, die Unterhaltung seines Heeres verlangte, und erklärte, er sey gekommen, den Polen einen andern und bessern König zu geben.

Dies Manifest ward von der einen Partei mit Zittern, von der andern mit Freude aufgenommen. Die Stadt Warschau sandte Karln bei der ersten Aufforderung die Schlüssel entgegen. Am 24. May (1702) zog er ein, ließ die Bürger entwaffnen, und forderte ihnen eine Contribution von 100,000 Gulden ab. Mit Verwunderung sahen die Polen die allgefürchteten Schweden sich auf den Trommelschlag im Schloßhofe versammeln, ein Abendlied singen und Betstunde halten, ja den jungen König selber niederknieen und sein Dankgebet verrichten.

Vier Wochen blieb er in Warschau, dann brach er auf (26. Jun.), um Augusten aufzusuchen. Dieser, entschlossen, sein Schicksal dem Schlachtengotte anzuvertrauen, rückte ihm von Krakau aus mit seinen Sachsen entgegen. Bei Kliffow trafen beide Armeen an einander. Am 19. Jul. geschah die Schlacht. Was auch die Sachsen thaten, sie wurden überwunden, und verloren einige Tausende an Todten und Gefangenen, dazu die Kriegskasse, die Bagage, und

den größten Theil der Artillerie. Unter den Gefangenen waren etliche hundert Officierdamen und andere Frauenzimmer, die Karl mit ritterlicher Galanterie durch einige Reiterschwadronen unversehrt an die schlesische Gränze bringen ließ. August wollte diese Artigkeit dadurch erwiedern, daß er einen schwedischen Rittmeister freiließ, aber Karl, den dieser Wetteifer verdroß, sandte für den einen Rittmeister 25 sächsische Officiere zurück.

August war nach Krakau geflohen, aber auch hier war seines Bleibens nicht, denn Karl richtete sehr geschwind seinen Marsch nach dieser Stadt. Der polnische Kommandant wollte die Schweden nicht einlassen, erhielt aber in dem Augenblicke, da er das äußere Thor halb öffnete, um den König von Schweden zu sehen, einen Peitschenhieb ins Gesicht, daß er zurückfuhr, worauf der König mit seinem Gefolge schnell hineindrang, und sich sogleich des Schlosses bemächtigte. Im ersten Schrecken über diese unerwartete Schnelligkeit streckte die Wache das Gewehr; einem Lieutenant, der eine auf den Eingang des Schlosses gerichtete Kanone losbrennen wollte, riß Karl selber hastig den Zündstock aus der Hand; die Besatzung ergab sich, und machte sechs schwedischen Regimentern Platz.

Der bedrängte August, der bisher den Krieg nur auf Kosten seines Kurfürstenthums geführt

hatte, versuchte jetzt eine Vereinigung seiner Anhänger im Königreiche. In Sendomir versammelte sich ein Theil des polnischen Adels, allein statt der gehofften Eintracht sah man hier ein trauriges Bild des Parteienhasses, der Furcht, des Neides und des Argwohns, ja selbst zu Thätlichkeiten kam es. Alles was die Besseren durchsetzen konnten, war der Entschluß, noch einmal eine Friedensgesandtschaft an Karln zu schicken. Umsonst. „Und wenn ich funfzig Jahre in Polen bleiben müßte", sagte Karl, „so werde ich es nicht eher verlassen, als bis ich diesen König vom Throne gestoßen habe". Gegen seinen Minister Piper erklärte er sich in der Folge dahin, daß er gern Frieden machen würde, wenn er sich nur auf Augusten verlassen könnte. „Aber", fuhr er fort, „wenn nun wirklich der Friede geschlossen wäre, und wir gegen Rußland gingen, so würde er der erste seyn, der russisches Geld annähme, und uns in den Rücken fiele". Gekränkt war August allerdings genug, um solcher Rache fähig zu seyn.

Bis aufs äußerste also sollte der Arme getrieben werden. Nur ein Sturz vom Pferde, der Karln nöthigte, um seines zerbrochenen Schenkels willen 6 Wochen unthätig in Krakau liegen zu bleiben, verschaffte ihm noch eine kleine Gnadenfrist. Aber nach dieser Zeit ging die Verfolgung wieder an (12. Oct. 1702). Karl ließ sich in seinem

Bette nach Lublin tragen. Der Winter verging unter langwierigen Berathschlagungen der polnischen Magnaten. Der schwedisch gesinnte Theil derselben hatte sich zu Warschau unter dem Vorsitz des Kardinals Primas von Polen und Erzbischofs von Gnesen, Radcziejowsky, der sächsische zu Marienburg in Augusts eigener Gegenwart versammelt. Die letztere, überwiegende Partei erklärte die Beschlüsse der Warschauer Versammlung für ungültig, und beschloß, den rechtmäßigen König aus allen Kräften zu vertheidigen. Schade um den guten Willen! So wie sich die Schweden zeigten, verläugnete einer nach dem andern sein patriotisches Gelübde, um nur sein Haus zu retten.

Das Jahr 1703 war wieder sehr kriegerisch. Neue Tractaten mit Holland und England verschafften Karln frisches Geld, und der neue König von Preußen konnte zur Befestigung seiner kleinen Krone auch nichts besseres thun, als sich mit dem Mächtigsten verbinden. Diesmal wandte sich der verheerende Zug nach Thorn, welches fast ganz in Asche gelegt ward (14. Oct.), und seine gänzliche Schleifung nur durch die Summe von 491,000 preußischen Gulden abkaufte. Dann kam die Reihe an das reiche Danzig und Elbing. Die Winterquartire wurden diesmal nach Finnland verlegt.

Im folgenden Jahre beschloß nun Karl, den

langen Streit mit Ernst zu endigen. In einem Manifest vom 3. Jan. 1704 erklärte er öffentlich, es sey an keinen Frieden zu denken, ehe nicht die Republik einen andern König gewählt habe. August war damals in Dresden, und der Kardinal Primas, sein heftigster Gegner, benutzte seine Abwesenheit, um eine Ständeversammlung nach Warschau zu berufen (30. Jan.), aus welcher nach einigen Wochen der Beschluß hervorging, August habe durch seine ungerechte Eröffnung des Krieges, wider Willen der Republik, den Thron verwirkt, man könne ihn daher nicht länger für einen rechtmäßigen König erkennen, sondern es trete jetzt ein Zwischenreich ein, während dessen der Kardinal Primas die Geschäfte verwalten müsse. Wer auch die Ungerechtigkeit dieses Beschlusses schmerzlich empfand, mußte sich doch um des gemeinen Besten willen freuen, daß es endlich dahin gekommen sey; denn die schwedischen Truppen hauseten nun schon drei Jahre in Polen, und was sie nicht verzehrten, das zerstörte die Zwietracht der polnischen Parteien unter einander selbst; ein Uebel, dessen Linderung man doch auch mit von der Wahl eines neuen Königs hoffen durfte.

6.

Stanislaw Leszczinsky gewählt.

(12. Jul. 1704.)

Aber wen sollte man wählen? Einen Ausländer verbot Karl ausdrücklich, und unter den polnischen Magnaten, wer hatte Ansehen genug, um über allen Neid und alle Anfeindungen der andern erhaben zu seyn? Ein einziges Geschlecht dieser Art war wirklich vorhanden, die Söhne des berühmten Johann Sobiesky; allein August, der vor diesen längst in Furcht gewesen war, ließ die beiden ältern, eben da von ihrer Erhebung die Rede war, auf einer Jagdpartie an der schlesischen Gränze durch heimlich abgeschickte sächsische Reiter überfallen, und gefangen nach der Pleißenburg bringen; und der dritte, an den man sich nun wandte, schlug zu Karls großem Verdrusse die Krone aus. Graf Piper fragte darauf den König einmal, warum er sie nicht selbst annehmen wolle. „Ich mag lieber Königreiche geben als nehmen," erwiederte der stolze Jüngling.

Ueber den langen Debatten zerfielen die polnischen Großen bald wieder unter einander selbst, und die Wahl ward immer schwieriger. Karl schlug sich zuletzt auch hier mit Gewalt ins Mittel, indem er sich für den Grafen Stanislaw

Lesczinsky, Woiwoden von Posen, erklärte, einen jungen Mann von 27 Jahren, der ihm zuerst bei Gelegenheit einer an ihn gesandten Deputation bekannt geworden war, wo er sich ihm durch seine schöne, männliche Gestalt, sein lebhaftes und doch bescheidenes Wesen, und durch seine angenehme Beredsamkeit ungemein empfohlen hatte. Karl erklärte, daß er keinen Mann kenne, der durch seinen Charakter so ganz dazu gemacht sey, alle Parteien zu vereinigen, als dieser Edelmann. Aber damit verdarb er es ganz bei seinem bisherigen Freunde, dem Kardinal Primas Radczicjowsky. Dieser, ein Feind des Grafen, suchte so viele Schwierigkeiten hervor, daß die meisten Edelleute unwillig aus einander gingen, und sich wieder für den abgesetzten August erklärten.

Mehr bedurfte es nicht, um Karln in Wuth zu setzen. Er schrieb selbst einen Wahltag auf den 12. Jul. aus, und rückte mit einem Theil der Armee vor Warschau. Nur 56 Edelleute sollen sich eingefunden haben. Der Wahlplatz war an einigen Seiten mit schwedischen Truppen umstellt, auch glaubte man, Karl XII. sey selbst incognito zugegen gewesen. Der Kardinal ließ sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen.

Dennoch ging es bei diesem Geschäfte so sklavisch nicht zu. Die Landboten von Podlachien, Jerusalsky und Gonsowsky zeichneten sich

besonders durch Freimüthigkeit und edlen Patriotismus aus „Ist das eine freie Wahl zu nennen," sagte der erstere, „die mitten unter schwedischen Waffen vorgenommen wird? Ich bin geneigt, dem Edeln meine Stimme zu geben, der hier zugegen ist, und mich reden hört: aber ich hoffe, daß er mir seine Achtung nicht versagen wird, wenn ich auch für die Freiheit von Polen rede". Andere hörte man sagen, hier müßten sie ihre Freiheit behaupten, und sollten sie auch dafür sterben müssen; es werde ihnen zum ewigen Ruhm gereichen, wenn sie wegen Beschützung des Glaubens und der Freiheit untergingen. Umsonst suchte der Bischof von Posen sie auf andere Gedanken zu bringen, sie blieben bei ihren Protestationen. Schon war die Sonne untergegangen, und aller Anschein da, daß man aus einander gehen würde, ohne den Zweck erreicht zu haben. Da endlich traten die schwedischen Wahlkommissarien vor, und erinnerten ernstlich an den Zorn ihres Königs, wenn das, was doch eigentlich längst verabredet sey, nicht heut noch erfüllt würde. „Nun wohlan denn," rief ein Herr von Bronikowsky, „was hilft uns alles Zögern! Ich im Namen aller Woiwodschaften von Großpolen ernenne hiermit den hochgebohrnen Herrn Woiwoden von Posen zum Könige in Polen!" Viele andere stimmten in diesen Ausruf ein, und trotz dem unaufhörlichen Widerspruche der Pod-

lachischen Deputirten, verrichtete endlich, Abends um 9 Uhr, der Bischof von Posen die Denomination, und alles rief: „Es lebe Stanislaw, erwählter König von Polen!“

Man setzte hierauf den bescheidenen Grafen auf ein Pferd, und begleitete ihn unter lautem Jubelgeschrei, vielen Flintenschüssen und hellem Fackelschein in die Stadt, wo der genannte Bischof ihn in der Domkirche vor dem Altare einsegnete, und die Wahl bestätigte, worauf, nicht von allen mit gleicher Empfindung, das Tedeum angestimmt ward. Am andern Tage begab sich der neue König zu Pferde in das schwedische Lager, um seinem Beschützer zu danken. Dieser kam ihm die Hälfte des Weges entgegen; beide stiegen ab, umarmten sich freundschaftlich, und begaben sich mit wenigen Vertrauten in ein Bauerhaus, um daselbst den Plan für den nächsten Feldzug zu verabreden. August, der wieder nach Polen gekommen war, befand sich zu Sendomir, wo nicht bloß die russischen Gesandten, sondern auch ein großer Theil der polnischen Magnaten ihm die kräftigste Unterstützung versprachen. Ein wieder frisch rekrutirtes Heer und ein tüchtiger General, Namens Schulenburg, berechtigten ihn in der That, noch nicht ganz die Hoffnung aufzugeben.

7.

Fernerer Kampf mit der sächsischen Partei.

(1704.)

So war also doch das arme Polen noch lange nicht beruhigt. Zum Unglück für Karln fehlte es auch an Truppen, die eroberten Städte gehörig zu besetzen, daher sie ihm, so wie er den Rücken wandte, auch immer wieder abgenommen wurden. In Warschau ließ er jetzt dem Stanislaw 1500 Mann zur Bedeckung zurück, und wandte sich dann schnell mit dem Heer nach Lemberg, theils um der Beute willen, die er in dieser Stadt erwarten durfte, theils um einer russischen Armee zu begegnen, die von dorther kommen, und sich mit den Sachsen vereinigen sollte. Unter einem fürchterlichen Gewitterregen kam er am 4. September vor der Stadt an. Von den unerhörten Strapazen dieses Marsches ermüdet, legte er sein Haupt auf eines Officiers Knie, und schlief, in seinen Mantel gehüllt, bei einem elenden Feuer von nassem Holze, ein Paar Stunden fort.

Noch immer schoß der Regen stromweise vom Himmel, und nöthigte Karln, noch einen Tag vorübergehen zu lassen. Aber am 6. Sept. schritt er unverzüglich zum Sturme. Man erwarte keine wiederholte Schilderung der schwedischen Tapferkeit und keine neue Proben von Karls Todes-

verachtung. Er war einer der ersten in der Stadt, nachdem die Dragoner Wall und Mauer erstiegen hatten. Er verhinderte die Plünderung mit Mühe, nahm aber 300,000 Thaler Contribution für sich, nebst allem Geschütze, und einem großen Vorrath von dort aufgehäuften polnischen Handelswaaren.

So glücklich dieser Streich abgelaufen war, so unangenehm ward doch Karls Freude durch eine Nachricht aus Warschau getrübt. August hatte nämlich des Königs Zug nach Lemberg schnell benutzt, um sich mit seiner Armee auf die Hauptstadt zu werfen, die sich auch sogleich ergeben hatte. Seine Absicht, den Stanislaw mit seiner Familie gefangen zu bekommen, hatte er zwar verfehlt, allein dafür gerieth ihm doch der Bischof von Posen in die Hände, den er sogleich nach Sachsen schickte. Auch die Häuser und Weinkeller der Anhänger des neuen Königs gewährten den rachgierigen Plünderern eine herrliche Beute. „Laßt es gut seyn", sagte Karl XII., „man muß dem König August auch einen Zeitvertreib lassen, sonst verdrießts ihn, daß wir so lange bei ihm sind; aber glaubt mir, es soll ihm wenig helfen!"

Begieriger mag er wohl nie einen Feind aufgesucht haben, als eben jetzt Augusten. Um ihn noch in Warschau zu überraschen, machte er so schnelle Märsche, daß die Pferde in der ganzen

Zeit nicht abgesattelt wurden, und er selber in kein Bette kam. Aber August war zu klug, um ihn zu erwarten; er machte sich schnell davon, und vertheilte seine Armee, damit sie sich leichter zurückziehen könnte. Der junge Löwe, noch mehr ergrimmt durch die verfehlte Beute, setzte nun hitzig den 9000 Sachsen nach, welche der General Schulenburg anführte, und hoffte sie gänzlich zu vernichten. Schulenburg, der auf seinem Wege keinen einzigen festen Platz vorfand, machte 11 Tage lang einen bewundernswürdigen Rückzug nach der schlesischen Gränze hin; und als ihn der König bei Punitz, einige Meilen von der Oder, am 7. Nov. (1704) doch ereilte, stellte er seinen kleinen Haufen so geschickt in Schlachtordnung, daß die Reiterei ihm fast nichts anhaben konnte. Von 4 Uhr Nachmittags bis an den Abend währte die Schlacht, ohne daß die Schweden sich eines Vortheils rühmen konnten, und während der Nacht zogen sich die Sachsen unter der Begünstigung eines dichten Waldes so schlau an die Oder und über diesen Fluß zurück, daß Karl am Morgen verwundert und beschämt ausrief: „Diesmal hat uns Schulenburg besiegt!“

Er marschirte nun langsam zurück, und legte seine abgematteten Truppen in Großpolen, längs der schlesischen Gränze hin, in die Winterquartiere.

8.

Peter in Ingermannland.

(1701—1704.)

Aber was that denn Karls XII. mächtigster Feind, der Zar Peter, in den 4 Jahren, während welcher jener den König von Polen verfolgte und entthronte? Er nahm ihm die Länder an der Küste der Ostsee weg, die er eben zu besitzen gewünscht hatte, Ingermannland und einen Theil von Liefland und Esthland. Nur kürzlich erst hatte er eine schwedische Eskader auf dem Peipussee vernichtet, Dorpat und Narva erobert, und Reval eingeschlossen. Sicher, daß Karl ihn so bald nicht stören werde, hatte er sich besonders Ingermannland so zugeeignet, als sey es gar nicht möglich, ihn je wieder daraus zu vertreiben. Er befestigte das am Ende des Ladogasees gelegene Nöteburg, das er am 18. Oct. 1702 mit vieler Mühe erobert hatte, noch viel stärker, und nannte es mit einem passenden Namen Schlüsselburg; 1703 bezwang er Nienschanz, eine Meile vom finnischen Meerbusen; und nun besaß er, was er längst gewünscht, einen freien und bequemen Handelsplatz am Ausflusse der Newa. Mit der größten Zuversicht, und ohne sich die Landschaft erst durch Tractate mit ihrem bisherigen Besitzer zu sichern, so furchtbar dieser auch

war, machte er sogleich Anstalt, eine Stadt an diesem Orte erbauen zu lassen. Ein ungeheures Werk, da der Boden durchaus morastig war, und erst durch aufgetragene Erde befestigt und erhöht werden mußte. Indessen, die russische Leibeigenschaft gewährte Arbeiter in Menge. Auf 200 Meilen weit wurden die Menschen zusammengeholt. Sie kamen meist in Bettlerslumpen, und in diesen trugen sie auch die Erde herbei, denn man hatte weder Schubkarren noch Spaten. Am ersten Pfingsttage (27. May) 1703 ward der Grundstein zu der neuen Stadt, dem jetzigen Petersburg, gelegt, und zwar zuerst zu der Hütte, die der Zar selbst bewohnen, und von welcher aus er die Arbeiter und die in der Newa ankommenden Schiffe, seine größte Freude, übersehen wollte. Hunderttausende von elenden Sklaven arbeiteten nun Tag und Nacht, ohne sich in Betten oder Hütten erquicken zu können. Viele starben von den übertriebenen Strapazen, der elenden Nahrung, und der ungesunden Luft; aber die Abgangenen wurden immer wieder durch neue ersetzt, und selbst Kalmücken und Tatarn wurden herbeigetrieben. Bei solchem Eifer kam man dann mit den Festungswerken in unglaublich kurzer Zeit zu Stande, und auch der Häuserbau föderte sehr, da man anfangs nur hölzerne Hütten baute. Schon im zweiten Jahre konnte die neue Stadt bewohnt werden, und da-

mit dies wirklich geschähe, erhielten eine Menge Edelleute, Kaufleute und Handwerker aus Moskwa und andern Städten die strengsten Befehle, mit ihren Familien nach Petersburg zu ziehen. Die meisten kamen sehr ungern, und nur aus Furcht vor Peters Zorn, denn der Aufenthalt in jenen Morästen war weder angenehm noch sicher. Mehr als einmal noch bei Peters Lebzeiten war die Stadt in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt oder vom Feuer, das an den fortlaufenden Schindeldächern unerschöpfliche Nahrung fand, von einem Thore zum andern verzehrt zu werden. Erst die fortgesetzte Pflege der Nachfolger Peters hat sie zu dem schönen und sichern Wohnorte gemacht, der sie jetzt ist. Welche Freude für den Urheber dieses großen Werks, als das erste holländische Schiff in die Newa einfuhr, um den Bewohnern der neuen Stadt seine Ladung anzubieten!

Die Schweden hatten sich zwar bemüht, den Bau von Zeit zu Zeit zu stören, allein da sie immer nur in geringer Anzahl kamen, wurden sie glücklich zurückgeschlagen. Um aber seiner künftigen Residenz außer Schlüsselburg noch eine Vormauer zu geben, ließ Peter auf der nahen Insel Retusari die Festung Kronstadt erbauen (1704), womit man, bei der Menge von Arbeitern, gleichfalls ungemein schnell zu Stande kam.

Für die Eröffnung neuer Erwerbsquellen in seinem barbarischen Lande war Peter auch in die-

sen Jahren fortgesetzt thätig. Er ließ Schäfer und Schafe aus Polen kommen, die russische Schafzucht zu veredeln; er errichtete Leinwandmanufacturen und Papiermühlen, verschrieb Büchsenschmiede und Stückgießer aus Deutschland, ließ die sibirischen Bergwerke anbauen, und einen Kanal graben, der, zum Besten des Handels, die Wolga und den Don verbinden sollte.

Merkwürdig ist es, daß dieser große Mann, der ein so entschiedenes Herrschertalent und soviel persönlichen Muth besaß, doch des kriegerischen Genies durchaus ermangelte. Auch wenn er die Feldzüge in Liefland und Esthland mitmachte, so überließ er das Kommando doch immer andern Feldherren, gewöhnlich dem Fürsten Menzikoff oder dem General Scheremetew. Als der letztere am 16. Jul. 1705 bei Gemaurthof in Kurland von dem schwedischen General Löwenhaupt geschlagen ward, ohne mehr Leute als die Sieger zu verlieren, betrachtete Peter diesen letztern Umstand schon als einen Vortheil, denn, sagte er: „ich kann immer zwei oder drei gegen einen Schweden entbehren". Mit solchen Augen sehen die Herrscher der Völker auf ihre Beherrschten herab.

9.

Neue Versuche Augusts II.

(1705—1706.)

Das Jahr 1705 verging Karln größtentheils über verdrüßlichen Streitigkeiten mit den polnischen Großen und der Geistlichkeit. Er wollte vor allen Dingen Stanislaw'en gekrönt wissen, um dann mit ihm und der Republik Polen eine öffentliche Allianz zum Angriff Rußlands schließen zu können. Aber die sächsische Partei wußte der Sache immer neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und erst nach mancher neuen Gewaltthätigkeit kam endlich am 5. Oct. 1705 die Krönung zu Stande. Der Primas entzog sich derselben, und so mußte der Bischof von Lemberg sie verrichten. Der einzige vielleicht, der sich recht herzlich darüber freute, war wohl Karl. Der Gekrönte selber schien eine Ahndung davon zu haben, daß er diese aufgezwungene Krone nicht lange tragen werde. Sein Gegner August war noch lange nicht erschöpft, sondern zog immer hin und her von Sachsen nach Polen und umgekehrt; und am Ende des Jahres kam Peter mit einer starken russischen Armee nach Grodno in Litthauen, und besprach sich daselbst mit August über die Einrichtung des nächsten, nachdrücklichern Feldzuges.

Zu wissen, daß beide Feinde in Grodno beisammen seyen, war für Karln schon genug, um mitten im Winter (11. Jan. 1706) plötzlich aus seinem Quartiere aufzubrechen, und sie mit der ganzen Armee zu überfallen. Weder Schnee noch Eis konnte seine Schritte hemmen; wer unterwegs erstarrte, mußte liegen bleiben. Nächte hindurch blieben die zitternden Schweden im fürchterlichsten Froste unter freiem Himmel. Viele starben, aber Karl drang immer weiter vor. Und doch entwischte ihm August, und ging nach Warschau, das Karl nicht stark genug hatte bedecken können. Karls Verdruß darüber ward durch die Nachricht gemildert, daß sein wackerer General Rhenschöld eine frische Armee, die Schulenburg aus Sachsen herbeigeführt, am 6. Febr. bei Fraustadt geschlagen und fast ganz vernichtet habe. Karl schloß hierauf die in Grodno befindlichen Russen ein, die aus Mangel an Lebensmitteln in das größte Elend geriethen, und zuletzt, nachdem sie eine Menge Leichen in den vorüberfließenden Strom geworfen, und ihr schwerstes Geschütz nebst vielem Pulver und Kugeln versenkt hatten, unter ihrem Anführer Ogylfi heimlich entwichen, und sich an den Dnieper zurückzogen. Diese Noth genügte ihrem Feinde noch nicht. Auch er litt vom Hunger und Frost, und wollte soviel Menschen nicht umsonst auf seinem gewaltsamen Marsche eingebüßt haben. So zog er dann den

Unglücklichen nach, um sie ganz zu vernichten. Aber das mitleidigere Schicksal gönnte ihm diese Rache nicht. Die morastigen Wege, vom Thauwetter aufgelöset, verschlangen fast Pferde und Wagen. Die ersten fielen unter entsetzlichen Prügeln nicht selten todt nieder, die andern mußten oft mit Winden aus dem Schlamm gehoben werden. Karl selber, um seine Schweden aufzumuntern, wadete oft tagelang bis an die Knie, ja zuweilen bis unter die Arme im Wasser, schlief wenig, und aß schwarzes Brodt. Hin und wieder erreichte man eine Kohorte müder Russen, die man bald tödtete, bald gefangen nahm. Bei Sielce fand man unter den Verwundeten einen Hauptmann, von Geburt einen Franzosen, der mit dem Tode rang. Karl fragte ihn einiges über die russische Armee. Jener wollte darauf wissen, ob sich der König von Schweden bei dem letzten Scharmützel befunden habe, und sagte, er wolle gern sterben, wenn er diesen berühmten Helden vorher noch sehen könnte! — „Ich bins," sagte Karl, und reichte ihm die Hand. Und wie mit verklärtem Gesichte sprach der Sterbende: „seit Jahren habe ich gewünscht, Ew. Maj. zu dienen, allein mein Unstern hat mich immer gezwungen, gegen einen so edlen Herrn zu streiten. Jetzt kann ich nichts mehr sprechen, als daß Gott Ew. Maj. in allen Ihren Unternehmungen mit Glück segnen wolle". Gerührt

ließ Karl ihn in das nächste Dorf bringen, und, da er nach wenigen Stunden starb, ihn anständig begraben.

Bis in Volhinien drang der König vor, und hier gönnte er seinen abgemergelten Truppen einen Monat Ruhe. Verödete Felder und niedergebrannte Dörfer verriethen, daß die Russen vorher hier gewesen waren. Unterdessen wurden die Nachrichten von Augusts neuen Fortschritten in Polen immer beunruhigender. Karl schwieg, aber man sah ihm an, daß er über einem neuen, ungewöhnlichen Racheplan brütete. Endlich gab er Befehl, umzukehren (Jul. 1706), ging über den Bug und die Weichsel, und vereinigte sich bey Piontec mit Rhenschöld. Aus allen seinen Vorkehrungen schlossen seine Freunde, daß er den unerhört verwegenen Vorsatz haben möchte, Augusten in Sachsen, also im Mittelpunkt des deutschen Reiches anzugreifen.

10.

Karl XII. in Sachsen.

(1706—7.)

Wirklich war dies des Königs Plan. Nur im Herzen seiner Staaten glaubte er den hart-

nächtigen August zur Entsagung und zum unverstellten Frieden zwingen zu können. Da es sehr gefährlich war, ihm in einer wichtigen Angelegenheit zu widersprechen, so versuchte es der Graf Piper, ihm schriftlich seine Bedenklichkeiten über ein so gewagtes Unternehmen vorzulegen, aber Karl erklärte ganz kurz, es sey einmal beschlossen. Und so ward der Marsch auf der Stelle angetreten. General Mardefeld blieb mit einem Corps zur Bedeckung Polens zurück, und Karl ging mit der Hauptmacht über Rawicz und Herrnstadt nach Schlesien. Der König Stanislaw mußte ihn begleiten. Den 31. Sept. (1706) ward die Oder passirt. In Schlesien erhielt Karl eine Gesandschaft vom Kaiser, der sich beschwerte, daß man sich so ohne Anfrage den Durchmarsch durch die Staaten des deutschen Reichs erlaube. Die Antwort war, was man den Sachsen Jahre lang zugestanden habe, werde ihm ja wohl ein Mal verstattet seyn.

Als er sich der Oberlausitz näherte, ergriff ein allgemeines Schrecken die Einwohner. Ganze Dörfer fand man verlassen, weil die Bewohner sich mit ihrer Habe in die Städte geflüchtet hatten. Die königliche Familie floh ins Ausland, die Kostbarkeiten Dresdens rettete man auf den Königstein. Karl ließ ein Mandat ausgehen, worin er den Einwohnern Ruhe und volle Sicherheit versprach, wenn sie sich still verhielten, und die

verlangte Contribution regelmäßig entrichteten. In der That war auch seine Mannszucht musterhaft. In bester Ordnung rückte er über Radeberg nach Meißen, gab der Stadt Leipzig auf ihr Ansuchen einen Schutzbrief für die nahe Michaelismesse, und zog dann über Grimma, Naunhof ꝛc. nach Altranstädt. Hier blieb er mit einem Theil der Armee, indeß der General Meyerfeld mit dem andern nach Dresden marschirte. Dies beschleunigte den Frieden. Karl verlangte nichts, als Abtretung der Königswürde, Anerkennung Stanislaws, Abtritt von dem Bündnisse mit Rußland, und Auslieferung der Brüder Sobiesky und Patkuls, der sich von Karls Feinden zur Aufhetzung des lettischen Adels gegen die schwedische Regierung hatte brauchen lassen. So schmerzlich die erste Forderung war, so mußte sie doch endlich bewilligt werden, weil Karl davon nicht abging: und so ward dann von den Gesandten, welche sehr weitläuftige Vollmachten hatten, der Friede zu Altranstädt abgeschlossen (24. Sept. 1706).

August war in Polen, als ihm das Blatt zur Unterschrift gebracht ward. In nicht geringerer Furcht vor seinem Bundesgenossen Peter, als vor seinem Feinde Karl, eilte er sogleich von Warschau nach Sachsen, und besuchte den letztern in seinem Hauptquartier Günthersdorf bei Altranstädt, in der Hoffnung, ihm durch per-

sönliches Zureden mildere Bedingungen abzugewinnen (17. Dec.). Beide Könige blieben einen ganzen Tag beisammen, betrugen sich gegen einander mit großer Höflichkeit; auch stattete Karl dem Kurfürsten drei Tage nachher einen Gegenbesuch in Leipzig ab, allein von den einmal unterschriebenen Friedensartikeln nahm er nicht das geringste zurück. Vielmehr blieb er dabei, er werde nicht eher mit der Armee Sachsen verlassen, als bis sämmtliche Bedingungen vollzogen wären.

So sehr man eilte, die deshalb nöthigen Unterhandlungen mit dem sehr erbitterten Zar Peter zu Ende zu bringen, so wußte doch Karl immer neue Vorwände zu finden, um die folgende Erndte noch in Sachsen abzuwarten, so daß die Schweden ein volles Jahr auf Kosten der Sachsen lebten: eine harte Plage, wiewohl Karl fortfuhr, jeden Unfug seiner Soldaten aufs strengste — meistens mit dem Tode — zu bestrafen *). Daß er übrigens seinen Aufenthalt in Sachsen aus

*) Ein Grenadier, der von einem Bauer angeklagt ward, ihm sein Essen weggenommen zu haben, sagte mit drolliger Kühnheit: „Was ist denn ein Huhn! Ew. Majestät haben ja seinem Herrn ein Königreich weggenommen". Vermuthlich fand Karl in diesen Worten mehr Schmeichelndes als Beleidigendes, denn er schenkte dem Bauer einige Dukaten, und sagte zum Grenadier: „Wenn ich dem Kurfürsten sein Königreich genommen

einem alten Groll gegen August muthwillig verlängert habe, kann nicht geläugnet werden *). Man rechnete, daß dieser Besuch dem Kurfürstenthum 23 Millionen an Geld, und 24,000 gewaltsam ausgehobene Rekruten gekostet habe.

Wie er nach seiner Gewohnheit täglich einige Stunden spazieren zu reiten pflegte, so ritt er eines Tages auch einmal von seinem Hauptquartier aus nach dem nahen Lützen, wo sein großer

habe, so mußt du bedenken, mein Freund, daß ich es nicht für mich genommen habe".

*) Karl war hart genug, Stanislaw'n zu nöthigen, Augusten seine Thronbesteigung kund zu thun, und Augusten, jenem dazu zu gratuliren. Der Brief des Kurfürsten lautete folgendermaßen: „Mein Herr und Bruder: Wir haben es nicht für nothwendig gehalten, uns mit Ew. Maj. in einen besondern Briefwechsel einzulassen. Um aber Sr. schwed. Majestät gefällig zu seyn, gratuliren wir hiermit Ew. Majestät zu Ihrer Thronbesteigung, und wünschen, daß Sie in Ihrem Vaterlande getreuere Unterthanen finden mögen, als wir verlassen haben. Die ganze Welt wird so gerecht seyn, einzusehen, daß wir für alle unsere Wohlthaten mit Undank belohnt worden, und daß unsere mehrsten Unterthanen nur auf die Beförderung unsers Ruins bedacht gewesen sind. Wir wünschen, daß Sie nicht gleiche Unfälle treffen mögen, und empfehlen Sie dem Schutze des Allmächtigen. Ew. Maj. ꝛc.".

Dresden, den 8. Apr. 1707.

Ahnherr gefallen war. Er ließ sich die Stelle zeigen, und sagte gerührt: „Ich habe mich bemüht zu leben wie er, vielleicht schenkt mir Gott einst auch einen so schönen Tod".

Wohl zufrieden mit der Demüthigung dieses zweiten Feindes, dachte er nun endlich an den Aufbruch (22. Aug. 1707), um dem dritten entgegen zu gehen. Der Rückmarsch ging wieder über Grimma und Meißen. Im Dorfe Oberau ward am 7. Sept. Halt gemacht. Karl machte nach seiner Gewohnheit mit etwa 8 Begleitern einen Mittagsritt, und, wie zufällig, auf der Straße nach Dresden. Er schien in Gedanken, bis ihm einer die Thürme der Hauptstadt zeigte. „Ey!" sagte er, „weil wir so nahe sind, wollen wir hinein reiten!" Betroffen folgten die Andern. Am Thore gab er sich für einen Trabanten des Königs von Schweden aus, aber er ward sogleich mit den übrigen auf die Hauptwache geführt. Hier erkannte ihn der Graf Flemming, und führte ihn auf das Schloß. August eilte ihm bestürzt im Schlafrocke auf die Treppe entgegen, und umarmte den unerwarteten Gast, der sich der kurfürstlichen Familie vorstellen ließ, eine halbe Stunde oben blieb, und dann mit August einen Ritt durch die vornehmsten Straßen der Stadt machte, wie man denken kann, unter einem ungeheuren Zulauf des neugierigen Volks, dessen

Staunen dem 25jährigen Helden wohl ein geheimes Vergnügen machte. Als sie am Thore waren, wurden die Kanonen auf den Wällen dreimal gelöset, und hierauf begleitete ihn August noch eine halbe Meile weit außerhalb der Stadt. Seine Generale, die über diesen Jugendstreich in nicht geringer Sorge gewesen waren, freuten sich herzlich, ihn so glücklich wiederkehren zu sehen.

Während seines Aufenthalts in Deutschland hatten sich die Protestanten in des Kaisers schlesischen Ländern dringend an ihn gewandt, daß er ihnen doch eine freiere Uebung ihres Gottesdienstes verschaffen möchte. Ein alter Landmann in Schlesien hatte sich sogar persönlich an ihn gedrängt, und ihn nicht eher losgelassen, als bis ihm der König die Hand darauf gegeben hatte. Kaiser Joseph I, der damals mit dem spanischen Successionskriege überflüssig beschäftigt war, gewährte gern das Gesuch, und gab die eingezogenen Kirchen heraus. Als einige Zeit darauf der päbstliche Nuntius ihn deshalb tadelte, antwortete er, er habe nicht ohne triftige Beweggründe gehandelt, und wäre der Pabst dem Könige von Schweden so nahe gewesen, als er, er wäre vielleicht gar selber lutherisch geworden.

Auf dem Rückmarsche durch Schlesien erndtete nun Karl die schönsten Früchte der Dankbarkeit für seine Verwendung ein. Auf den Knieen

riefen ihm die erleichterten Bürger und Bauern ihren Dank entgegen. Am 17. Sept. ging er wieder über die Oder, und bald darauf gab er seinen Soldaten bei Posen eine Ruhe von 7 Wochen, während welcher der unglückliche Patkul, den August wohl hätte können entfliehen lassen, zu Kasimir auf eine kannibalische Weise hingerichtet ward *).

*) Schon im Lager bei Altranstädt hatte er drei Monate mit Ketten an einen Pfahl geschlossen stehen müssen. Jetzt lautete das Urtheil des Kriegsgerichts, daß er als ein Landesverräther gerädert werden solle. Zum Unglück hatte man zu diesem schauderhaften Geschäfte den dummsten Kerl, und dieser ein leichtes, unbeschlagenes Bauerrad genommen. Nach 15 langsamen Schlägen auf Arme und Beine und zweien auf die Brust, mußte der Delinquent, weil er noch immer lebte, losgebunden und umgekehrt werden. Kopf ab! Kopf ab! stöhnte er bittend, und da der fühllose Mensch noch immer zögerte, so kroch der Arme auf seinen zerschlagenen Gliedern selbst heran, und legte das Haupt auf den Block. Aber auch dies fiel erst auf den vierten Hieb herunter.

II.

Karl in Rußland.

(1708.)

Jetzt endlich gedachte sich der bisher unüberwundene Held mit seiner ganzen Macht auf seinen letzten und mächtigsten Feind, den Zar Peter, zu werfen. Was er eigentlich mit diesem und seinem ungeheuern Reiche machen solle, wußte er lange nicht. Einmal eröffnete er seinem Freunde Piper im Vertrauen, er möchte am liebsten den Zar zu einem Zweikampfe, der alles auf einmal entschiede, herausfordern, und zwar müßten die Bedingungen desselben vorher auf das bestimmteste schriftlich aufgesetzt, und ihre Erfullung von auswärtigen Mächten garantirt werden. Der Graf stellte ihm dagegen vor, daß Peter vielleicht die Ausforderung nicht annehmen, und, wie schon öfter geschehen sey, den ganzen Einfall ins Lächerliche kehren möchte, und so unterblieb die Sache.

Im Anfange des Jahres 1708 ward über die Weichsel gesetzt, und auf die Nachricht, daß Peter selbst sich in Grodno befinde, in der rauhesten Jahreszeit dorthin marschirt. Die polnischen Bauern waren auf die Schweden so erbittert, daß sie, in den Gebüschen versteckt, auf die Vorüberziehenden schossen, und dafür machten diese wieder auf sie, wie auf wilde Thiere, Jagd.

Wenn

Wenn sie zuweilen einen ganzen Schwarm auf einmal fingen, so mußte einer den andern, und der letzte sich selbst aufhängen. Die russischen Vorposten flohen überall, wo sich die Schweden nur zeigten, und selbst in Grodno machte die unerwartete Nachricht von ihrer schnellen Ankunft einen solchen Eindruck, daß die ganze russische Armee sich zurückzog (16. Febr.), und Peter selbst nach Petersburg eilte. Die erstere ward bis Radoscowicz verfolgt, wo man aus Mangel an Korn und Pferdefutter Halt machen, und 7 Wochen liegen bleiben mußte. Im Anfange des Julius standen die Schweden an der russischen Gränze, unweit Smolensk. Moräste und ausgetretene Flüsse schienen das weitere Vordringen unmöglich zu machen; aber Karl hatte solche Eil, daß er da, wo man sich allenfalls mit Pontons hätte helfen können, immer zuerst bis an die Brust ins Wasser sprang, um nur seinen Leuten das Beispiel zu geben. Die Russen konnten es immer nicht glauben, daß die Wege gangbar wären, die die Schweden wirklich zurückgelegt hatten. Am 13. Jul. erreichte man endlich den General Scheremetef, der sich bei der Stadt Holofczin am Flusse Bibitsch aufs beste verschanzt, und vor sich den Fluß und Moräste hatte. Karl stellte spät am Abend seine Armee in Schlachtordnung, und am andern Morgen, früh um 3 Uhr, gab er das Zeichen zum

Angriff. Da auf einmal sahen die Russen, was sie nimmermehr erwartet hatten, den König von Schweden in den Fluß springen, und einen Haufen Soldaten ihm nach, Mäntel und Flinten über den Kopf haltend; dann alle aus dem Fluß in die Moräste waden, und hierauf dem fürchterlichsten Kanonenfeuer entgegen gehen. Sieben Angriffe der tapfern Schweden wurden zurückgetrieben, und mancher fiel wehrlos, denn vielen war beim Durchwaden des Flusses Gewehr und Patrontasche naß geworden; aber endlich krönte der Sieg doch die Beharrlichkeit, und die Russen flohen. Karl verfolgte sie bis Mohilow, ruhte dort einige Wochen, und setzte dann auf Schiffbrücken über den Dnieper. Jetzt stand er auf russischem Grund und Boden, kaum 12 Tagereisen von Moskwa entfernt. Peter, der große Peter, schickte ihm Gesandte entgegen, und bot ihm Frieden an. O daß er doch die Gelegenheit, so ehrenvoll seine langen Querzüge zu endigen, ergriffen hätte! Aber sein unbeugsamer Sinn, durch soviel Glück noch mehr verhärtet, gab ihm die stolze Antwort ein, nicht eher als in Moskwa wolle er von Unterhandlungen hören.

12.

Die Schlacht bei Pultawa.

(8. Jul. 1709.)

Und doch wäre vielleicht alles gelungen, hätte er nur den geraden Weg verfolgt. Aber hier an diesem Punkte seines Lebens scheint sein guter Genius ihn dem bösen überliefert zu haben. Er, der sonst nie auf fremde Rathschläge achtete, ließ sich jetzt von einem alten Manne irre führen, der, von einiger Ehrsucht getrieben, sich selbst und ihn mit eiteln Hoffnungen blendete. Dies war der siebzigjährige Hettmann (Fürst) der Kosacken, Mazeppa, ein Mann von Geist und Feuer und seltner Ueberredungsgabe. Er war bisher dem Zar zinsbar gewesen, wünschte sich aber jetzt in den unbeschränkten Besitz seines Gebiets der Ukräne, zu sehen, und hoffte dies am besten durch Karls XII. Hülfe auszuführen. Im Vertrauen auf die Kriegslust und die Anhänglichkeit seiner Kosacken an ihn, bot er dem Könige eine Hülfe von 30,000 Mann und Proviant in Ueberfluß für seine Truppen an, wenn er, anstatt gerade nach Moskwa zu gehen, den Umweg durch die Ukräne machen, und dort sich mit ihm vereinigen wolle. Dieser Vorschlag mißfiel allen, nur Karln nicht, und je dringender ihn besonders der Graf Piper davon abzurathen such-

te, desto hartnäckiger bestand er darauf. Der General Löwenhaupt, der mit 15,000 Schweden in Liefland stand, erhielt Befehl, ihm soviel Proviant und Kleidungsstücke, als möglich zuzuführen. Mit Verwunderung sah der Zar die Schweden nach der Ukräne hinunter ziehen. Ungeheure Waldungen und wüste Steppen, durch welche oft erst Wege gebahnt werden mußten, und in denen man weder bewohnte Oerter noch Lebensmittel fand, machten jetzt auch die unverdrossensten ungeduldig, und keiner war vielleicht im ganzen Heere, außer Karln, der sich nicht herzlich wieder nach der Heimath zurücksehnte. Man kannte die Gegend nicht, die Wege wurden immer abscheulicher, Menschen und Vieh erlagen den ungeheuern Beschwerlichkeiten, und eine Menge Kanonen mußte man in den Morästen stecken lassen. Die beständige Nässe und die zerrissene Kleidung der Soldaten erzeugten Durchfälle und andere Krankheiten, und weder Löwenhaupt noch Mazeppa ließen sich sehen. Endlich, am 23. Oct. erschien der erstere, aber ach! von seinen 15,000 Mann hatte er kaum noch 6000, und von den tausend Bagagewagen, die er dem Könige hatte zuführen wollen, nicht einen einzigen mehr. Eine unendlich überlegene russische Armee hatte ihm bald nach seinem Uebergang über den Dnieper aufgelauert, ihn sechsmal in drei Tagen wüthend angegriffen, und ihn endlich, nachdem er sich, sei-

nes Namens würdig, mit bewundernswerther Tapferkeit durchgeschlagen hatte, gezwungen, seine ganze Bagage in Brand zu stecken, und sich mit Zurücklassung von 17 Kanonen zur Hauptarmee hinzuziehen.

Mazeppa erschien in nicht viel bessern Umständen. Auch er brachte statt der versprochenen 30,000 Kosacken nur 5000, und weder Proviant noch Geld mit. Die schreckende Nachricht, daß der Zar mit einem furchtbaren Heere im Anzuge sei, hatte alle seine Versuche, das Volk aufzuwiegeln, fruchtlos gemacht. Aber eben weil alle Officiere jetzt zornig auf Mazeppa'n loszogen, gefiel es Karln, der immer seinen eignen Sinn behaupten wollte, sich ganz ruhig zu zeigen, und dem Mazeppa nicht ein unfreundliches Wort zu sagen. Man stand jetzt bei Novogorod Sevierski am Desna flusse, und von hier brach man am 15. Nov. (1708) auf, um tiefer in die Ukräne hinunter zu marschiren. Unter unaufhörlichen Beunruhigungen der Russen, deren Corps ihnen immer zur Seite streiften, und von denen der König selbst beinahe gefangen worden wäre, kam man am 22. Nov. in Baturin, Mazeppa's Residenz, an. Aber ach! statt ihrer fand man einen Aschenhaufen. Der russische Fürst Menzikoff war 5 Tage vorher hier gewesen, hatte die Stadt niedergebrannt, des Hettmanns Bildniß an den Galgen gehängt, und einen andern Hett-

mann gewählt. Jetzt trat die ungeheure Kälte ein, die den Winter 1708 berühmt gemacht hat. Dennoch brach Karl, der fast nichts zu leben hatte, und keine Zeit verlieren wollte, im strengsten Froste auf, und marschirte über Schnee und Eis nach Hadjaz und Wiprek. Die Reiter mußten absitzen, wenn sie nicht erfrieren wollten. Die Infanterie marschirte stets in vollem Laufen. Dennoch erfroren einigen Tausenden Hände und Füße, und auf den Posten fand man täglich Erfrorne. Und unter solchen Umständen mußte man sich noch mit dem Feinde schlagen. Von dem Eise auf den Wällen von Wiprek prallten alle Kugeln ab, und erschlugen die diesseit stehenden Schweden. Die Eroberung dieses Orts kostete gegen 1500 Mann, jetzt ein bedeutender Verlust, da das ganze Heer kaum noch 28,000 betrug, und man mitten in Feindes Land und von lauter Feinden umringt war. Und noch war es Zeit zu entrinnen, und nach Polen zurückzugehen; auch beschworen Piper und Mazeppa den König, es ja thun, aber Karl wollte eher alles wagen, als etwas thun, das einer Furcht oder einer Reue ähnlich sähe. Vorwärts also war sein stetes Streben, und erst müsse man, meinte er, die Russen aus der Ukräne treiben, und sich in der Hauptstadt, Pultawa, festsetzen: dann könne man noch immer thun, was man wolle.

Mit jeder Raste wurde der Zug beschwerlicher. Dem harten Froste folgte ein feuchtes Thauwetter, das die Wege fast unbetretbar machte, und die kleinsten Bäche zu Strömen anschwellte. Dennoch wagte Karl sogar einmal des Abends, einen überschwemmten Damm zu passiren. Da glitten viele Pferde und Menschen hinab, und viele Wagen versanken, ja andere, die man gar nicht durchzubringen hoffen konnte, mußten verbrannt werden. Das Schreien und Rufen der Verunglückten in der Dunkelheit war fürchterlich. Und für alle diese Strapazen keine Erholung, denn nirgends fand man ein Haus, alles hatten die Russen vorher verbrannt. Schwarzes, verschimmeltes Brodt von Hafer und Gerste war noch die letzte übrige Nahrung. Ein Soldat gab dem Könige ein Stück davon; dieser aß es ganz, und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Es ist nicht gut, aber man kann es essen".

In der Nähe von Pultawa verschaffte Mazeppa von den befreundeten Kosacken bessere Atzung. Aber die Stadt war sehr fest, hatte regelmäßige Werke, und eine russische Besatzung von 8000 Mann. Am Ende des März 1709 ließ Karl sie berennen, aber vergeblich. Man fing hierauf eine Blockade an, allein es fehlte an Leuten, alle Zugänge zu decken, auch hatte man nur noch 18 Kanonen übrig. Schon rückten die Russen herbei, und warfen ein Verstärkung in die

Festung; ja ein schwedisches Corps, das die letztere hatte aufheben wollen, ward geschlagen. Jetzt ward endlich auch die lange unterdrückte Ungeduld der Schweden laut. Die Towarschen und Wallachen, treffliche Hülfstruppen aus Polen, liefen davon, und gingen zum Feinde über. Täglich griffen die Russen an, und in einem dieser Scharmützel (27, Jun. 1709) ward Karl XII. selbst durch den Knöchel des linken Fußes so gefährlich geschossen, das zum wenigsten eine sehr langwierige Kur erforderlich schien, ehe er wieder einen Stiefel würde anziehen können. Peter, der sich jetzt persönlich bei seiner Armee eingefunden hatte, wollte die Bestürzung der Feinde und des Königs Ohnmacht nutzen, und rückte mit 65,000 Russen an. Die Schlacht war unvermeidlich. Rhenschöld kommandirte die Schweden, und Karl ließ sich von zwei Pferden in einer Sänfte umhertragen. So erfolgte denn die berühmte Schlacht, die innerhalb zweier Stunden einen nie besiegten Helden, das Schrecken dreier mächtigen Beherrscher, zum ärmsten Flüchtling machte, und eine Armee, gleich bewundernswerth wegen ihres Thuns und Duldens, gänzlich vernichtete. Aber was hätte auch alle Tapferkeit gegen eine solche Uebermacht vermocht? Ueber 9000 Schweden und Kosacken fielen. Das Vorderpferd vor Karls Sänfte ward erschossen; da ließ er sich von Trabanten tragen, aber bald dar-

auf zerschmetterte ein Schuß auch die eine Stange des Tragsessels. Auch dem Zar flog eine Kugel durch den Hut, und eine andere durch den Rock. Endlich ward die Verwirrung allgemein, Rhenschöld selbst sammt dem redlichen Piper und einem Prinzen von Wirtemberg wurden gefangen, die ganze Bagage, und darunter die reiche Kriegskasse — 7 Millionen sächsische Thaler! — umzingelt. Nichts war mehr zu retten. Dem Könige half man auf ein Pferd; aber auch dies Pferd ward unter ihm erschossen. Man holte ein anderes, und brachte ihn darauf glücklich bis zu einer Kalesche, in der er nun über Hals über Kopf gegen den Dnieper hin eilte. General Löwenhaupt sammelte den Rest der flüchtigen Schweden, gegen 16,000 Mann, ward aber von Menzikoff mit eben so vielen frischen Reitern ereilt; und da er, auch wenn er gesiegt hätte, doch aus Mangel an Proviant verloren gewesen wäre, so ergab er sich dem Feinde auf die Bedingung, daß die ganze Armee während ihrer Gefangenschaft anständig behandelt und nach dem Friedensschlusse frei ausgeliefert werden solle. Leider dachte Peter nicht großmüthig genug, um dies Versprechen zu halten. Keiner von diesen tapfern Kriegern sah sein Vaterland wieder; durch das ganze russische Reich wurden sie zerstreut, und viele starben in den sibirischen Bergwerken, oder als Bettler auf den Landstraßen.

13.

Karl XII. in der Türkei.

(1709 — 1714.)

Vom Dnieper eilte der flüchtige König an die Ufer des Bog; fünf schreckliche Tagereisen, denn es ging durch unbewohnte Wüsteneien, in einer brennenden Sonnenhitze, ohne einen kühlenden Labetrunk, ja ohne einen Bissen Brots, denn alle Lebensmittel waren ausgegangen. Die Begleiter des Königs schossen zwar eine Menge Rebhühner und wilder Schafe, und bereiteten sie zu, so gut sie konnten, aber was war das unter so viele? Man mußte Wurzeln und wilde Kirschen zu Hülfe nehmen. Am 15. Jul. kam man endlich am Bog, der damaligen Gränze des russischen und türkischen Reiches, an. Die Türken stutzten beim Anblick einer so starken Anzahl bewaffneter Reiter, denn es waren doch nahe an tausend Mann, und der Pascha von Oczakow wollte erst in Konstantinopel anfragen, ob man sie einlassen dürfe. Zum Glück war der Pascha von Bender ein klügerer Mann, dem auch der Ruf von Karls XII. Thaten nicht verborgen geblieben war; und so erhielt dieser dann die Erlaubniß zum Uebersetzen eben zur höchsten Zeit, denn schon waren die nachsetzenden Kalmücken so nahe, daß sie noch 500 Schweden wegfingen, die

sich aus Mangel an Fahrzeugen nicht schnell genug einschiffen konnten. Bald darauf erschien ein Aga an der Spitze eines türkischen Reiterschwarms, der dem Könige ein prächtiges Zelt, Lebensmittel, Wagen, und andere Bequemlichkeiten überbrachte, und sich anschickte, ihn auf das ehrenvollste nach Bender zu begleiten, wo ihn der Pascha mit der ausgezeichnetsten Ehrerbietung empfing. (1. Oct.)

Es wäre Karln ein Leichtes gewesen, durch Ungarn und Deutschland in seine Staaten zurückzukehren; aber der Gedanke, sich nach so wunderlichen Thaten seinen Unterthanen als ein Feldherr ohne Heer wiederzuzeigen, und in einer schimpflichen Vermummung durch halb Europa zu reisen, das ihn bisher nur an der Spitze eines weltbeherrschenden Heeres gesehen hatte, war ihm unerträglich. Ein einziger Weg schien ihm nur übrig zu seyn, mit Ehren zurückzukehren, nämlich durch eben dieses Rußland, in dem er jetzt geschlagen worden war, und zwar an der Spitze eines türkischen Heeres, das von ihm siegen gelernt hätte, und ihm vor der Welt zum Zeugniß diente, ein großer Mann wisse auch das Unglück zum Glück zu benutzen.

Mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit diesen romantischen Plan verfolgend, schrieb er von Bender aus an den Sultan Achmet III., erzählte ihm kurz sein Unglück, zeigte ihm die Ge-

fahr des türkischen Reichs, wenn Rußland nicht mit vereinter Macht herabgedrückt würde, und forderte ihn auf, ein Trutzbündniß mit ihm zu schließen, und Petern sogleich den Krieg zu erklären. Man kann sich seine Ungeduld denken, als Achmet ihn ein halbes Jahr lang ohne Antwort ließ. Doch sah er wohl, daß dies nicht aus Verachtung geschehe, denn der Kaiser ließ ihm kostbare Geschenke reichen, und ihm täglich 500 Thaler und einen Ueberfluß an Naturalien anweisen, damit er, wie es nachher in dem Schreiben hieß, als König leben könnte. Ueber den vorgeschlagenen Krieg enthielt indessen dieses Schreiben so wenig bestimmtes, daß jeder andere, als der unbeugsame Karl, alle Hoffnung, hier jemals etwas zu erlangen, gewiß gleich aufgegeben hätte. Er aber schickte den polnischen Grafen Poniatowsky, den Vater des letzten Königs von Polen, als seinen geheimen Agenten, nach Konstantinopel; und dieser äußerst einnehmende, gewandte und kühne Mann eröffnete im Serail eine Reihe von seinen Intriguen, die in ihrer Art nicht minder genialisch waren, als die Thaten eines Helden oder die Werke eines Dichters. Durch List und Bestechungen drang er sogar bis zu der Sultanin Mutter vor, und wußte sie für sich einzunehmen. Juden und Verschnittene, Weiber und Priester mußten für ihn arbeiten. Durch geheime Kanäle wußte er es

dahin zu bringen, daß zwei Großveziere nach einander, die nicht für Karln stimmten, abgesetzt und verwiesen wurden. Dennoch verzehrte sich der König vor Ungeduld, sogleich er seinen Gefährten beständig das heiterste Gesicht zeigte. Der Pascha von Bender hatte ihm in dieser Stadt ein artiges Haus einrichten lassen, aber Karl wollte schlechterdings als König etwas außerordentliches haben, und schlug deshalb vor der Stadt ein Lager auf, dessen Zelte sich durch den Fleiß seiner Leute allmälig in Baracken verwandelten. Da sich nun soviel Schweden und Polen zu ihm fanden, daß die Summa aller sich auf 1800 Mann belief, so ward sein Lager fast zur Stadt, und seine Begleitung zu einem kleinen Heere, das er auch wirklich alle Tage mit militärischer Strenge musterte. Die täglichen Betstunden wurden auch hier regelmäßig gehalten, zur großen Erbauung der staunenden Türken; außerdem spielte er Schach oder las, und ritt täglich drei Pferde müde. Um alles Mitleid — die peinigendste Empfindung, die einem Manne geäußert werden kann — zu verhindern, suchte er jetzt in einer beispiellosen Verachtung des Geldes den König zu zeigen. Er verschenkte große Summen, die er mühsam hatte aufborgen müssen, als ob es Kleinigkeiten wären, an die Janitscharen und an seine Leute, und ließ seine Freunde mit einer ausgezeichneten Pracht leben, wenn gleich er selbst seine einfachste Lebens-

weise fortsetzte. Er war es nun einmal gewohnt, und wollte in keiner Lage des Vergnügens entbehren, durch das Außerordentliche seiner Natur die gemeine Welt in Verwunderung zu setzen.

In ganz Europa hatte unterdessen Karls unglückliches Schicksal Nachdenken und Rührung, bei seinen Feinden hingegen herzliche Freude erweckt. Peter wandte sich sogleich mit seinen Russen nach Polen, jagte mit leichter Mühe Stanislaw'n nach Schweden, nnd hielt am 7. Oct. zu Thorn eine Zusammenkunft mit August II., der sogleich das getrennte Bündniß mit ihm erneuerte, und in öffentlichen Blättern den Frieden zu Altranstädt für erzwungen, mithin für null und nichtig erklärte, auch bald darauf mit gewaffneter Hand sein Königreich wieder in Besitz nahm, bei welcher Gelegenheit dann die Anhänger des Stanislaw übel bezahlt wurden. Peter ging von Thorn nach Marienwerder zum König von Preußen (Friedrich I.), der ihn mit großer Pracht empfing. Dieser Regent, der damals eine noch ziemlich leichte und lockere Krone zu hüten hatte, und bisher der schlaue Schildhalter des allgefürchteten Schwedenkönigs gewesen war, sprang jetzt mit derselben Schlauheit zu der Partei über, die nun die herrschende war, und nicht bloß um ihrer Rache zu entgehen, sondern, wenns möglich wäre, bei der wahrscheinlich bevorstehenden Zerstückelung von Schweden auch sein Theil, das

längst gewünschte Schwedischpommern, abzubekommen. Am 20. Oct. ward das Bündniß deshalb mit Peter und August geschlossen. So ist der Lauf der Welt, und so ewig und unveränderlich sind die Gesetze des Handelns sinnlicher Wesen, daß des alten Aesops Fabeln noch alle Tage, nur mit veränderten Namen, aufgeführt werden.

Am 28. October erschien auch eine dänische Kriegserklärung, und 14 Tage darauf landete eine dänische Armee an der Küste von Schonen. Aber noch war soviel von Karls Geist in seinen Schweden vorhanden, daß eine Landmiliz von 12,000 Mann fast freiwillig aufstand, und in Holzschuhen, Schafpelzen und wollenen Jacken, wie es ein jeder hatte, die Waffen ergriff. Man gesellte diesen muthigen Bauerburschen 8000 Mann regulärer Truppen zu, gab ihnen erfahrene Officiere, und zum Hauptanführer den General Stenbock. Dieser führte sie mitten im Winter auf das dänische Lager bei Helsingburg zu, griff die Feinde am 28. Febr. 1710 an, und schlug sie mit einem großen Verluste zum Lande hinaus.

Aus Liefland und Esthland erhielt Karl dagegen so erfreuliche Nachrichten nicht. Diese Provinzen wurden so von den Russen überschwemmt, daß die kleinen schwedischen Besatzungen sich unmöglich lange halten konnten. Am 7. Febr. (1710) ergab sich Elbing, im März Wiburg,

dann Riga, nach neunmonatlichem Widerstande; am 13. Jul. die Festung Dünamünde, am 19. Aug. der Hafen Pernau, und im September die Insel Oesel und die festen Städte Kexholm und Reval; so daß Peter am Ende des Jahres Herr von Liefland, Esthland, Karelien und einem Theil von Finnland — zusammen mehr als 1000 Quadratmeilen eroberten Landes — war.

Karls Ungeduld wuchs mit jedem Tage. Endlich im November (1710) kam eine tröstliche Botschaft aus Konstantinopel an. Poniatowsky hatte es, nach dem Sturze zweier Großveziere, dahin gebracht, daß der dritte sich für den Krieg mit Rußland bestimmt, und am 21. Nov. wirklich die Kriegserklärung bekannt gemacht hatte. Wer war froher als Karl! Die Anstalten wurden auch rasch genug betrieben. Im Anfange des Frühlings 1711 setzte sich die Armee in Bewegung, und der Großvezier selbst, Baltadschi Mehemet, war der Anführer. Ihm entgegen marschirte ein ansehnliches russisches Heer unter den Befehlen des Generals Scheremetew, doch von Petern selbst und seiner Gemahlin Katharine *) begleitet. Alles ließ sich für die Türken günstig

*) Diese merkwürdige Frau war die Tochter eines liefländischen Bauern, und Peter hatte sie 1702 bei der Eroberung von Marienburg kennen gelernt, wo sie mit unter den Gefangenen gewesen war. Ihr zu Gefallen verstieß

günstig an. Die Russen hatten sich auf den Beistand der Hospodaren der Moldau und Wallachey verlassen, die unter der Hand versprochen hatten, von der türkischen Herrschaft abzufallen, wenn die Russen auf ihrem Gebiet erscheinen würden. Aber als diese wirklich in Jassy eintrafen (30. Jun. 1711), war die Furcht vor den Türken so groß, daß an keinen Abfall zu denken war. Nicht einmal Proviant konnten die Russen bekommen, und als sie sich hierauf über die Donau an den Pruth zogen, wurden sie bei dem Dorfe Falczin von den unendlich zahlreicheren Türken so eingeschlossen, daß man die ganze Armee hätte aushungern können. Die besten Generale Peters konnten sich das Mißliche dieser Lage nicht verbergen. Peter selber sagte: „Jetzt bin ich weit schlimmer dran, als mein Bruder Karl bei Pultawa". Seine Verzweiflung ward so groß, daß er sich in sein Zelt verschloß, und jedermann den Zutritt verbot.

Ein Weiberkopf ersann das Mittel zu seiner Rettung. Seine getreue Kathinka (Katharine)

verstieß er seine erste Gemahlin, heirathete jene heimlich 1707, und machte jetzt, 1711, die Vermählung auch wirklich bekannt. Sie hatte eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, seinen Launen auszuweichen seine Ausschweifungen zu ertragen, und sich bis ans Ende im Besitz seiner Liebe und Achtung zu erhalten.

gab ihren ganzen Juwelenschmuck her, und bewog viele vornehme Officiere, auch von dem Ihrigen hinzuzulegen, um einen Talisman für den Großvezier und seinen Generaladjudanten daraus zu bereiten, der einem mitgeschickten Friedensbriefe Eingang in die Gemüther beider Herren verschaffen sollte. Das Schreiben ward aufgesetzt, und durch einen klugen Officier ins türkische Lager geschickt. Die Brillanten wirkten schnell mit ihrer blendenden Kraft; der Großvezier bewilligte vorläufig einen Waffenstillstand von 6 Stunden, während dessen er die vorgeschlagenen Friedensbedingungen anhören wolle. Hierauf wurden der Vicekanzler Schavirow und der General Scheremetew mit Vollmachten in das türkische Lager geschickt. Poniatowsky, der den Großvezier begleitete, hetzte ihn auf, das Schimpflichste zu verlangen, und so forderte er denn auch unter andern die Uebergabe der ganzen russischen Armee auf Gnade und Ungnade. Allein das ward rund abgeschlagen. Zum Glück bestand auch der Vezier nicht lange darauf, sondern war mit viel geringeren Opfern zufrieden, was auch Poniatowsky sagen mochte. So kam zum großen Verdrusse des letztern in wenig Tagen ein Friede zu Stande (23. Jul.), der der aufgewendeten Kriegskosten kaum werth war. Der Zar gab Asow wieder heraus, riß seine Festungen an der türkischen Gränze nieder, und

hat den Sultan wegen seiner „irregulären Aufführung" um Verzeihung. Dafür ließen ihn die Türken nicht nur frei und ungehindert nach Rußland zurückkehren, sondern sie führten ihm sogar selber reichlich Lebensmittel zu, an denen er schon Mangel gelitten hatte.

Karl XII., durch Poniatowsky von der Noth des Zars benachrichtigt, hatte sich geschwind zu Pferde gesetzt, um des Triumphs zu genießen seinen Feind, wie er hoffte, von den Türken gefangen zu sehen; aber wie entfärbte er sich, als er im Lager ankam, und die Russen so lustig abziehen sah! Er hätte ihnen ganz allein nachsetzen mögen, und wollte auch den Großvezier dazu bewegen, aber vergebens. In der Wuth riß er diesem mit seinem Sporn ein Loch in den Kaftan, welches derselbe aber nicht zu bemerken schien. Poniatowsky verschrie diesen Frieden und Baltadschi's Treulosigkeit in Konstantinopel so arg, daß derselbe abgesetzt und verwiesen wurde. Aber damit war doch nichts gut gemacht.

Als Karl, still und übel gelaunt, nach Bender zurückkam, fand er sein Lager durch eine starke Austretung des Dniester ganz unter Wasser gesetzt. Er schien es nicht zu achten. Erst da ihm das Wasser in die Stulpen zu laufen drohte, ließ er sich bewegen, einige Stunden weiter hinauf, nach Warnitza, zu rücken. Hier ließ

er sich und seinen Lieblingen festere Häuser bauen; aber bald darauf erhielt er vom Großvezier die Weisung, das Land gänzlich zu verlassen. Dazu wollte er sich nicht anders verstehen, als wenn ihm 100,000 Mann Türken zur Bedekkung nach Polen mitgegeben würden. Man wollte ihn hierauf durch die Noth zwingen, und entzog ihm den reichen Unterhalt, den man ihm bis dahin so großmüthig gereicht hatte. Karl lebte darum nicht ärmlicher, ob er gleich das Geld oft zu 50 Procenten von den Juden aufnehmen mußte. Noch suchte Poniatowsky einigemal den Großherrn zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, aber umsonst. Die russischen Gesandten in Konstantinopel sparten das Geld nicht; und endlich mußte Karl gar noch den Schmerz erleben, daß unter englischer und holländischer Vermittelung ein Freundschaftsvertrag zwischen Rußland und der Pforte geschlossen ward, dessen vornehmste Bedingung die war, daß Karl mit Gewalt aus dem türkischen Reiche entfernt werden sollte. Nur die Religiosität Achmets III., die sich ein so ungastfreundliches Benehmen gegen einen hülfesuchenden König nicht zu erlauben wagte, hatte Karln bis dahin so edel geschützt; auch hatte man nicht geglaubt, daß er eine ganz freie Güte so lange mißbrauchen würde. Aber der Friede zu Falczin hatte ihn so erbittert, daß er die Größe der Wohlthat ganz vergaß, und sich recht

darüber freuen konnte, nun auch den Türken zum Trotze gerade das nicht zu thun, was sie haben wollten. Er blieb sich konsequent, allein er vergaß, daß Trotz in der Ohnmacht nicht mehr groß, sondern verächtlich macht.

Und mehr als jemals wäre seine Gegenwart in Schweden gerade in diesem Jahre (1712) nöthig und nützlich gewesen. Dänemark, Rußland Sachsen und Preußen nahmen alle schwedischen Besitzungen in Deutschland weg, bis auf das unbezwingliche Stralsund, und obgleich der Graf Steinbock die Dänen am 20. Dec. bei Gadebusch schlug, und am 9. Jan. 1713 aus Rachsucht die Stadt Altona in Asche legte *), so mußte er sich doch zuletzt in der Festung Tönningen, in welcher die Alliirten ihn aushungerten, mit seiner ganzen Mannschaft ergeben.

Daß Karl noch immer nicht ging, kam wohl daher, weil er noch immer auf günstige Veränderungen im türkischen Ministerium hoffte; und da man sich dort so äußerst schwankend betrug, auch wirklich der Erfüllung seiner Hoffnungen mehrmals sehr nahe war. Fünf Veziere hatte Poniatowsky durch seine Intriguen schon gestürzt; der Großherr hatte nicht die mindeste Kenntniß von der Lage der Sachen im übrigen Europa; es kam also immer darauf an, wie man ihm die

*) Wieder aus Rache: dafür ließ Peter die damals schwedischen Städte Sar; und Wolgast verbrennen.

Dinge vorstellte. Gelang es nun, ihm, etwa wenn er in die Moschee ging, ein Schreiben zuzustecken, so war er so lange günstig für Karln gesinnt, bis ein Großvezier oder ein Günstling ihn wieder umstimmte. Karl, über diese schlechte Verfassung des türkischen Hofes aufs höchste aufgebracht, rächte sich an diesen „Hunden," wie er sie nannte, durch eine wirklich hündische Behandlung. Um mit Ehren abreisen zu können, sagte er den Paschen, brauche er eine halbe Million Thaler zur Bezahlung seiner Schulden. Der ehrliche Pascha von Bender, Ismail, wirkte ihm hierauf in der That vom Sultan ein Geschenk von 1200 Beuteln, d. i. 600,000 Thalern, aus, doch mit der Bedingung, daß ihm das Geld nicht eher gegeben werden solle, als bis er wirklich abgereiset sei. Außerdem sollten ihn der Pascha und der Tartarchan mit einer starken Eskorte durch Polen sicher geleiten.

Was konnte der edle Sultan mehr thun? Er, dem der viertehalbjährige Aufenthalt des Königs schon Millionen gekostet hatte! Aber so sehr hatte das widrige Geschick Karls Herz verhärtet, daß sein Eigensinn jetzt in tückische Bosheit überging. Baron Grothusen, sein Schatzmeister, mußte dem ehrlichen Pascha das Geld ablocken, unter dem Vorwande, daß man doch die Schulden nicht bezahlen könne, wenn man schon im Marsche begriffen sei; und als der besorgte

Mann in einigen Tagen in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken wieder anfragte, wann seine Majestät denn nun endlich abzureisen gedächten, erhielt er die unerwartete Antwort, das könne so bald noch nicht geschehen, denn dazu brauche er noch tausend Beutel. Sprachlos und wie vom Donner gerührt stand der arme Pascha da, endlich sagte er schluchzend: „Es wird mir den Kopf kosten, daß ich Deiner Majestät diesen Dienst geleistet habe. Ich habe die Beutel gegen den ausdrücklichen Befehl meines Herrn ausgeliefert". Der König wollte ihn beruhigen, und versprach, ihn beim Sultan zu entschuldigen, aber der Türke erwiederte: „Wisse, daß mein Herr begangene Fehler nicht entschuldigt, sondern bestraft".

Recht in der Absicht, eine abschlägige Antwort, und mithin Anlaß zum Zögern zu erhalten — so unerträglich war ihm der Gedanke, ohne Armee zurückzukehren — kam er um die zweiten tausend Beutel bei dem türkischen Hofe schriftlich ein. Aber jetzt war des Sultans Geduld erschöpft; er berief einen Divan, und fragte, ob er nun wohl mit gutem Gewissen den Fremdling aus seinen Staaten jagen dürfe. Räthe und Priester erklärten einstimmig, dies sei nur Gerechtigkeit. Es ward hierauf ein schriftlicher Befehl an den Pascha von Bender und den Tartarchan ausgefertigt, den König mit Ge-

walt zu vertreiben. Zitternd kündigte der erstere dem Könige seinen Auftrag an, und fragte ihn, ob er als Freund oder Feind abreisen wolle. „Gehorche deinem Herrn, wenn du Herz hast," rief der König mit funkelndem Blick, „aber geh mir aus den Augen". Der Pascha sprengte fort, und sagte dem ihm begegnenden holsteinischen Gesandten, Herrn von Fabrice: „der König will der Vernunft nicht Gehör geben, du wirst seltsame Dinge sehen". Denselben Tag noch hörten die Naturallieferungen auf; die Polen und Kosacken, die bisher noch um den König gewesen waren, zogen sich auf die Vorstellungen der Türken nach Bender zurück, so daß Karl nur mit seinen Officieren und etwa 300 Schweden allein blieb. Es mangelte bald an allem. Karl ließ die 20 schönen arabischen Pferde, die ihm der Großherr geschenkt hatte, aus Mangel an Futter todtschießen, und sagte trotzig, er bedürfe ihrer Pferde so wenig als ihrer Lebensmittel.

Jetzt (Jan. 1713) zogen sich allmälig rings um ihn her zahllose Schaaren von Türken und Tatarn zusammen. Karl war tollkühn genug, sich auf Gegenwehr gefaßt zu machen, und befahl seinen 300 Schweden, das Lager wohl zu verschanzen. Da keines Freundes Zureden etwas über ihn vermochte, und er fast einem Wahnsinnigen glich, so versuchten Fabrice und Jefferies, der englische Gesandte, aus wahrer Liebe zu ihm, die

Feinde lieber zur Güte zu bewegen. Die Janitscharen wurden durch Bestechung vermocht, einen Vorrath von Proviant hindurchzulassen, und der Pascha und Chan wurden beredet, erst noch einmal ausdrücklich in Konstantinopel anzufragen, ob man im Nothfall auch die Person des Königs verletzen dürfe. Darüber vergingen noch einige Wochen, aber Karl kam nicht zur Besinnung, und der rückkehrende Befehl aus dem Divan lautete auf Leben und Tod. Dies hinterbrachte ihm Fabrice, „Der Befehl ist untergeschoben!" sagte Karl. Der redliche Diener verneinte dies, und ging mit den Worten: „Wenn denn Ew. Maj. nicht hören wollen, was Vernunft, Religion und Ehre Ihnen vorschreiben, so habe ich nichts zu thun, als mich wegzubegeben". Die Geistlichen, die Generale fielen ihm hierauf flehend zu Füßen, umsonst; er wies ihnen kalt die Posten an, die sie vertheidigen sollten.

So rückte denn ein ganzes Heer mit 10 Kanonen und 2 Mörsern gegen einige Hütten und 300 Schweden an. Nochmals bot der edle Pascha von Bender die Güte an, doch vergebens. Die Kanonen wurden abgefeuert, ein Trompeter stürzte vom Dache herab. In der Angst sprang Grothusen hinaus, redete mit den Janitscharen, die von Karln soviel Geschenke erhalten hatten, und brachte es durch seine Beredsamkeit dahin, daß sie ihm versprachen, nach Bender zurückzu-

gehen, und sich nicht zum Morde ihres Wohlthäters und eines so erhabenen Hauptes brauchen zu lassen. Der Pascha, verlegen darüber, weil er sah, daß der Chan nun mit seinen Tataren allein den König gefangen nehmen würde — eine Ehre, die er ihm nicht gönnte — strafte einige Janitscharen für diesen Ungehorsam, und beredete die andern, noch einmal zu Karln hinzugehen, und ihm ihr sicheres Geleit bis nach Adrianopel anzubieten, wo er seine Sache mit dem Sultan persönlich ausmachen könne. Dieser Einfall des Pascha traf glücklich zum Ziele. Karl wollte in seiner Erbitterung die redlichen Kriegsmänner gar nicht sehen, sondern drohte, ihnen die Bärte abschneiden zu lassen, wenn sie nicht gleich gingen. Mehr bedurfte es nicht, um sie zum Zorn zu entflammen. „Der Eisenkopf ist närrisch geworden," sagten sie im Weggehen zu Fabrice. Und gleich nach ihrer Zurückkunft gab der Pascha den Befehl zum Sturme des schwedischen Lagers (13. Febr. 1713).

Die Kanonen donnerten, und in wenig Augenblicken waren die Verschanzungen erstiegen. Die 300 Schweden ergaben sich auf der Stelle der Uebermacht, nur Karl wollte sein Haus bis auf den letzten Augenblick vertheidigen. Die Janitscharen wollten ihn gern schonen, daher kam er noch glücklich hinein, obgleich das Gedränge um ihn so groß war, daß er kaum um sich hauen konnte.

Auch die Zimmer fand er schon mit Türken erfüllt. Etwa 50 Hausgenossen standen ihm noch tapfer zur Seite. Mit diesen griff er jene wüthend an, hieb und stach selbst mehrere nieder, und reinigte wirklich in kurzem das ganze Haus. Dann verrammelte er die Thüren wieder, und ließ aus den Fenstern feuern. Die Türken, die schon eine Menge Leute verloren hatten, beschossen darauf nicht nur das Haus, sondern schleuderten auch brennende Lunten auf das stroherne Dach desselben, die es bald in helle Flammen setzten. Dennoch wurde fortgefeuert, obgleich schon eine brennende Latte nach der andern auf die Vertheidiger herabfiel, und die Balken zusammenzustürzen drohten. Ein Trabant hatte den Einfall, man könne sich vielleicht bis zu einem andern, festern Hause durchschlagen, welches 50 Schritte von diesem brennenden lag. Das gefiel Karln, er schloß ein dicht gedrängtes Bataillon aus seinem Häuflein, ließ die Thür offen, und drang mit einer guten Salve aus Pistolen auf die Türken hinaus. Aber jetzt war er verloren. Er stolperte, man weiß nicht, worüber, oder verwickelte sich mit seinen Sporen, stürzte nieder, und ward nun sogleich von den Janitscharen nicht ohne Mühe und Wunden, entwaffnet. Man brachte ihn in das Zelt des Pascha von Bender, der ihn höchst ehrerbietig empfing, und ihn zum Sitzen einlud„ „weil er wohl müde

seyn würde,,. Er aber blieb stehen und bedauerte nur, daß der Kampf so kurz gewesen sey. Die Janitscharen betrachteten ihn wie einen Gott, denn eine solche Tapferkeit hatten sie nie gesehen.

Der Pascha ließ ihn zuerst nach Bender, und von da nach einem Dorfe bei Adrianopel führen. Als er eben auf dieser Reise begriffen war, ward sein Freund, der König Stanislaw der unter dem Namen eines schwedischen Majors die Reise zu ihm gewagt hatte, in Jassy festgenommen, und gleichfalls gefangen nach Bender gebracht, wo er etwa ein Jahr blieb, und sich dann in das Herzogthum Zweibrück begab. Karl baute sich indessen immer neue Luftschlösser auf, und die ungemessene Bewunderung, mit der ihn selbst dies rohe Volk überall, wo er durchkam, empfing, war doch einiges Labsal für seinen gekränkten Stolz. Auch fuhr Poniatowsky noch immer fort, für ihn zu wirken. Ein Franzose drängte sich mit einem Bittschreiben an den Sultan selbst, als dieser in die Moschee ging, und in den am dortigen Hofe sich ewig durchkreuzenden Intriguen wurden der Großvezier, der Mufti, der Pascha von Bender und der Chan abgesetzt, und die beiden letztern auf Inseln verwiesen.

Im October brachte man Karln nach Demotika, und wies ihm Naturallieferungen, wie ehemals, nur kein Geld an. Der neue Groß-

vezier wollte selbst gern Krieg mit Rußland, erzürnte aber den König dadurch daß er sich unterstand, ihn zu sich rufen zu lassen. Bald darauf ward er ohnehin schon wieder abgesetzt und erdrosselt, und alles blieb beim Alten.

Nach der Plünderung bei Warnitza war dem König so wenig von seinem edleren Hausrath übrig geblieben, daß er sich schämte, jemanden zu sich kommen zu lassen. Der Kanzler Müller, der Baron Grothusen und der Oberst Düring durften allein mit ihm essen. Sie hatten wenig, bedienten sich selbst, und der Kanzler Müller besorgte die Küche. Damit man keine Besuche annehmen dürfe, machte sich der König krank, und kam in zehn Monaten nicht aus dem Zimmer, So verzehrte sich eine Riesenkraft, die eine Welt hätte bezwingen können, aus Mangel an einem würdigen Gegenstande, in fast kindischem Eigensinn.

Man hatte ihn jetzt in Europa beinahe vergessen, und hielt ihn für todt; auch war er es ja wirklich für sein Volk und die Welt. Der schwedische Reichsrath dachte allmälig darauf, seine Stelle zu besetzen, und machte seiner Schwester Ulrike Eleonore den Antrag, sie anzunehmen. Sie schickte deshalb billig erst nach der Türkey, um Karln zu befragen, und dies weckte ihn endlich aus seiner langen Erstarrung. Er schrieb den Reichsräthen, die er wie vorschnelle Bedienten

betrachtete: wenn sie regieren wollten, so werde er ihnen einen von seinen Stiefeln schicken, von dem könnten sie ihre Befehle holen. Zugleich that er dem Großvezier seinen eigenen Wunsch, nun endlich abzureisen, kund. Vergebens hoffte er, noch ein Geschenk zu bekommen. Dennoch wollte er, seines armseligen Zustandes ungeachtet, noch einmal als König erscheinen, und es mußte unter den empörendsten Bedingungen soviel Geld zusammengebracht werden, daß Grothusen noch einmal mit dem Glanze eines außerordentlichen schwedischen Gesandten, von 80 prächtig equipirten Personen gefolgt, seinen Einzug in Konstantinopel halten, und eine Abschiedsaudienz erlangen konnte. Am 1. Oct. 1714 brach endlich der König, nach einem fünfjährigen, ganz unnützen Aufenthalt in der Türkey, von Demotika auf, von einem zahlreichen türkischen Gefolge ehrenvoll begleitet. Unterweges langten Boten vom Großherrn an ihn an, die ihm ein prächtiges, mit Gold gesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit diamantenen Griffen, acht schöne arabische Pferde mit silbernem Geschirr und Steigbügeln, und 60 Wagen mit allerlei Mundvorrath gefüllt, zum Geschenk überreichten. Fünf Tage lang ertrug Karl die majestätische Langsamkeit des Türkenzuges, aber am sechsten befahl er schon früh um 2 Uhr, die Pferde zu satteln, und so hielt ers, zum großen Verdrusse seiner trägen Begleiter,

alle Tage, bis man an die türkische Gränze kam. Im Wallachischen ließ er auch sein übriges, schwedisches Gefolge im Stiche, und ritt bloß mit den Obersten Düring und Rosen incognito weiter. Tag und Nacht dauerten die entsetzlichen Ritte in ganz unbekannten Gegenden fort. Zuweilen mußte ein Wegweiser mit der Fackel voranlaufen. Jeder hatte noch ein Handpferd neben sich. Rosen ermattete in den ersten Tagen, und mußte zurückbleiben. Dann ward auch Düring ohnmächtig, aber Karl wollte lieber allein fort, als auf ihn warten. Düring bestach indessen den Postmeister, daß er dem König ein schlechtes Pferd gab, ihn selbst aber in einer, mit zwei muthigen Hengsten bespannten Chaise 3 Stunden später nachschickte. Wie gewünscht, holte er ihn ein, und sie machten nun die ganze übrige Reise zusammen, des Tages zu Pferde, des Nachts im Wagen, und nirgends wurde längere Zeit angehalten, als zur Umsattlung oder Anspannung der Pferde gehörte. Die Reise ging über Stuhlweissenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow, Lotz und Triebsees nach Stralsund. In 14 Tagen legten sie 280 deutsche Meilen zurück. Am 22. Nov. in der Nacht um 1 Uhr langten sie vor dem Thore Stralsunds an. Der wachthabende Officier machte Schwierigkeiten, sie einzulassen; da aber der angebliche

Kurier gleich vom Aufhängen sprach, so ließ man ihn ein. Trotz dem ungeheuren Barte, und der schwarzen Perücke, die nebst dem braunen Rocke seine Reisevermummung ausgemacht hatte, erkannte man ihn sogleich, und eine allgemeine Freude erfüllte am frühen Morgen die Stadt. Man mußte ihm die Stiefeln von den Beinen schneiden. Nach 16 Tagen legte er sich jetzt zum ersten Male wieder in ein Bett. Unbeschreiblich war das frohe Gedränge in den Straßen, als er sich am zweiten Tage zu Pferde sehen ließ; überall begrüßte man ihn jubelnd mit hellem Vivatruf, und allen dankte er freundlich; ja um den guten Bürgern ihre unverstellte Liebe zu vergelten, erließ er der Stadt auf 10 Jahre die Abgaben, und adelte die vornehmsten Rathsherren. Und, seiner frommen Sitte getreu, fehlte er auch am nächsten Sonntage nicht in der Kirche beim Vor- und Nachmittags-Gottesdienste.

14.

Peters des Großen Vergnügungen.

(1714.)

Peter hatte in diesem Jahre die Eroberung Finnlands beendigt, und sogar die Freude gehabt,

den

den schwedischen Admiral Ehrenschild zur See zu schlagen (27. Jul.). Sein Wille war sogar gewesen, Stockholm selbst anzugreifen, doch hatte er diese Unternehmung bald wieder aufgeben müssen. Er kehrte nun zu seinen neuen Kolonien in Ingermannland zurück, die bei den despotischen Maaßregeln, die er sich erlaubte, allerdings in kurzem sehr bevölkert worden waren. Viele tausend reiche Familien hatten nämlich bei Todesstrafe ihre fruchtbaren väterlichen Wohnsitze im Innern von Rußland verlassen, und sich in dem öden und sumpfigen Ingermannland anbauen müssen. Mehr als 40,000 finnische Bauern und schwedische Kriegsgefangene arbeiteten immerfort an den Festungen und Häfen; und seit dem April 1712 hatte sich der hohe Senat von Moskwa nach Petersburg begeben müssen, wodurch die letztere Stadt nun förmlich zur Residenz erhoben worden war.

In den Wintermonaten sann sich dieser rastlos erfindende Kopf gewöhnlich irgend eine öffentliche Hauptlustbarkeit, nach Art der an andern Höfen üblichen Karnavale, aus. Immer war es dabei auf lärmende Fröhlichkeit und ein recht ausgelassenes Lachen abgesehen, und diesen Zweck verfolgte er am liebsten durch Hervorbringung der grellsten Kontraste. Da es nicht anders als interessant seyn kann, Peters einmal bei einem Vergnügen dieser Art zu be-

lauschen, so will ich kürzlich diejenige Lustbarkeit schildern, die er für diesen Winter ausgesonnen hatte.

Er hatte in seiner Jugend einen Schreibmeister, Namens Sotoff, gehabt, den er wegen seiner übelgebauten Figur noch in seinem 70sten Jahre zum Hofnarren und Patriarchen und zuletzt gar zum Papst machte. Jetzt war er 84 Jahre alt, und nun verhierathete er ihn mit einer sehr raschen Wittwe von 34 Jahren. Vierhundert Personen wurden auf die Hochzeit geladen, und jeder mußte possierlich maskirt erscheinen. Die Hochzeitbitter waren Stammler, die Brautdiener Blinde und Lahme, die Läufer dicke Podagristen. Als die Gesellschaft beisammen war, ging der Zug nach der Kirche an. Voran fuhr einer wie der König David gekleidet, aber statt der Harfe einen mit Bärenfellen umwickelten Leierkasten drehend. Dazu brummten vier an seinen Schlitten gebundene Bären, die immerfort geneckt wurden, und die ganze Gesellschaft verstärkte die widerliche Musik durch unharmonische Stimmen oder Instrumente. Der Zar selbst, als friesischer Bauer gekleidet, rührte mit drei Generalen die Trommel. Auch die Glocken wurden noch dazu geläutet. In der Kirche fand man einen hundertjährigen Popen, dem Gesicht und Gedächtniß schon vergangen waren, und dem man Lichter und Brillen vor-

halten und die Trauungsworte laut ins Ohr schreien mußte. Ein Trinkgelag im Pallaste, das mehrere Tage dauerte, und bei dem kein Mensch nüchtern bleiben durfte, beschloß dies kaiserliche Fest.

Bei einer ähnlichen Papsthochzeit, die am 10. Sept. 1721 in Petersburg angestellt wurde, mußten sechs sogenannte Kardinäle, jeder auf einem Fasse, das auf zwei neben einander gebundenen Tonnen befestigt war, über die Newa reiten, und dazu auf Kuhhörnern blasen. Voran schwamm der betrunkene Papst in einer hölzernen Schale, die wieder in einer mit starkem Biere gefüllten großen Braukufe stand. Sämmtliche Maschinen wurden an Stricken gezogen. Als der Papst aus der seinigen ans Land steigen wollte, ward er von einigen Bedienten, die ihm helfen wollten, wie zufällig, umgeworfen und ins Bier getaucht, welches denn abermals ein Hauptspaß für die hohen Zuschauer war.

Sogar die fremden Minister mußten sich zu dergleichen Scherzen hergeben, wenn den Zar die Laune ergriff. Als er im Jun. 1715 sein neuerbautes Lustschloß Peterhof einweihen wollte, ließ er sie alle auf alten Ungerwein bitten, und, nachdem sie sämmtlich betrunken waren, mußte jeder noch einen ganzen Quartpokal aus der Hand der Zarin annehmen, der sie dann

alle dergestalt überwältigte, daß sie sich beim Erwachen, einer im Garten, der andere im Walde, überhaupt aber auf der Erde und in einer sehr schmutzigen Verfassung wiederfanden. Dennoch ward ihnen nicht Zeit gelassen, völlig auszuschlafen; denn dem Zar fiel es ein, sich eine Bewegung zu machen, und eine Allee in einen jungen Wald nach der See hin, etwa 100 Schritte lang, auszuhauen. Dazu nun sollten die Herren Gesandten behülflich sein. Schweren Hauptes nahm jeder die Axt in die Hand, und so hackten sie drei Stunden lang, wobei sie die Weindünste ziemlich wieder ausschwitzten. Beim Abendessen ging das alte Lied wieder an, und sinnlos wurden sie alle diesmal zu Bette gebracht. Aber des Zars Muthwille war noch nicht gesättigt. Kaum hatten sie anderthalb Stunden lang geschlafen, so mußten sie, nach Mitternacht, wieder heraus, um vor dem Bette des Zaren zu erscheinen; „da wir dann," sagt einer der Theilnehmer, „nochmals bis Morgens 4 Uhr mit Wein und Branntwein dermaßen belästigt wurden, daß sich am folgenden Tage niemand erinnern konnte, wer ihn nach Hause getragen". Noch nicht genug: um 8 Uhr wurden die Herren schon wieder nach Hofe zum Kaffee gebeten. Dieser bestand denn abermals in einer Schale Branntweins, die sie in einen gelinden Taumel versetzte. Hierauf

lud man sie zu einem Spazierritt auf einen hohen und steilen Berg ein, der vor dem Schlosse lag, und führte ihnen zu dem Ende 8 elende, abgelebte Bauerpferde ohne Sattel und Steigbügel vor, die, wie derselbe Referent sagt, alle zusammen keinen Reichsthaler werth waren. Ein vornehmer Russe ritt als Marschall voran, und krumm gebückt und keichend folgten die betrunkenen Gesandten, die alle Mühe hatten, sich fest zu halten, zumal da sie mit der einen Hand genug zu thun hatten, um die armen Thiere durch unaufhörliches Prügeln im Gange zu erhalten. Der Zar sah nebst seiner Gemahlin aus den Fenstern des Schlosses dieser mühseligen Kavalkade zu, und wollte vor Lachen bersten.

Und noch war des Scherzes nicht genug. Zu Mittage harrte ihrer der vierte Rausch, und nach diesem brachte man sie in eine Schute, damit sie den Zar und seine Gemahlin auf einer Wasserfahrt nach Kronstadt begleiteten. Hier hatten sie einen heftigen Sturm und einen siebenstündigen Platzregen auszustehen, bei dem sie zuletzt bis an den Unterleib im Wasser zu sitzen kamen, so daß ein heftiges Fieber bei allen, den Zar nicht ausgenommen, das Ende dieser unedlen Kurzweil war.

Einen in frühere Zeiten gehörenden Zug von der unglaublichen Rohheit dieses Fürsten

erzählt Friedrich der Große in seinen Werken, wie er versichert, aus authentischen Quellen. Ein Herr von Prinz, preußischer Gesandter unter Friedrich I., ward, als er sein Creditiv überreichen wollte, auf den Schiffswerft hingewiesen. Der Zar saß auf dem Oberverdeck eines Schiffes, und lud ihn ein, an einer Strickleiter zu ihm heraufzuklettern. Bei dem ersten Schmause, dem dieser Gesandte beiwohnte, ließ der Zar, aus übergroßer Lustigkeit, 20 Strelizzen aus dem Gefängniß kommen, und hieb bei jedem Kelchglase Branntweins, das er leerte, einem dieser Unglücklichen den Kopf herunter, lud auch den Herrn von Prinz zur Theilnahme an diesem Vergnügen ein, und wurde fast böse, als derselbe sich dessen weigerte.

15.

Karls des XII. letzte Thaten.

(1715—1718.)

Karl war, wie wir wissen, jetzt in Stralsund, und hatte die Wahl, welchen von seinen fünf Feinden er zuerst angreifen wollte: denn auch England war jetzt hinzugetreten, und hatte den Dänen die den Schweden weggenommenen

Herzogthümer Bremen und Verden (mit welchem Rechte? darf man wieder nicht fragen) für 877,000 Rthlr. abgekauft. In dem deshalb am 17. Jul. 1715. zu Kopenhagen geschlossenen Vertrage hatte England zugleich Theilnahme an dem allgemeinen Kriege gegen Schweden versprochen, und Peter und Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatten Hannover die neue Erwerbschaft garantirt.

Eine so starke Verbündung hätte wohl einen reichen und mächtigen König erdrücken können: wieviel mehr den Beherrscher eines armen Landes, das schon einen 14jährigen Krieg ausgehalten, und seine ergiebigsten Provinzen verloren hatte. Woher sollte er frische Truppen, und woher Geld nehmen, da die Finanzen des Reichs aufs äußerste zerrüttet waren? Zwar führte ihm das Schicksal hier einen Mann zu, der ganz die Eigenschaften hatte, die ihm fehlten, und der im Kabinette eben so groß, als Karl im Felde war, den Baron von Görz; aber es erforderte doch Zeit, ehe dieser seine in der That sehr sinnreich erfundenen finanzistischen Maschinen in Bewegung setzen konnte.

Karl wollte sich zuerst auf Preußen, als den kleinsten und verwegensten Nachbar werfen, und verlangte von ihm die Herausgabe Pommerns. Sie ward ihm natürlich abgeschlagen, und zwei preußische Armeen, verstärkt

durch dänische, polnische und hannöversche Truppen, rückten im Sommer 1713 auf Stralsund und Wismar los. Umsonst hatten die Schweden Wolgast und die Insel Usedom im Frühjahr erobert; jetzt wurden sie wieder hinausgeschlagen. Stralsund ward lebhaft beschossen, und am 15. Nov. setzten 15.000 Dänen, Preußen und Sachsen, unter der Anführung des berühmten Fürsten Leopold von Dessau, der noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers im Munde unsers Volkes lebt, nach der Insel Rügen über, die sie unter Begünstigung eines dicken Nebels glücklich in Besitz nahmen. Der Versuch, sie zu vertheidigen, kostete Karln seinen Liebling Grothusen und seinen Reisegefährten Düring; er selbst kam unter sein Pferd, das sich in der Dunkelheit der Nacht zuerst auf einen sogenannten spanischen Reiter spießte, und gleich darauf von einer Kanonenkugel getödtet ward. Selbst Stralsund konnte er nicht länger retten, sondern mußte sich am 21. Dec. heimlich nach Schweden einschiffen, worauf dann die Stadt am 23sten übergeben und von den Dänen besetzt ward.

Den Winter über war sein Finanzminister Görz darauf bedacht, Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges zu eröffnen. Schrecklich hatte das arme Land unter dem langen Drucke gelitten. Selbst das Heer war im elendesten Zu-

stande, und nicht einmal gehörig gekleidet. Die wenigsten Soldaten hatten ordentliche Wehrgehenke, sondern trugen den Degen an einem Stricke oder Bindfaden. Da kein Geld mehr im Lande war, so zahlte der Hof alle Besoldungen in Papiergeld und in kupfernen Thalern aus, die ihrem innern Gehalte nach nicht einen Groschen werth waren.

Mit dem Anfange des neuen Jahres (1716) wollte Karl wieder eine von seinen gewöhnlichen Eiskampagnen eröffnen, und zwar hatte ers diesmal den Dänen zugedacht, die er auf dem zugefrornen Sunde zu Schlittschuhen auf Seeland besuchen wollte. Aber das Eis ging früher auf, als seine Armee beisammen war, daher änderte er seinen Plan, und brach in Norwegen ein (10. Febr.). Die fast unübersteiglichen Hindernisse, die Klima, Witterung, Wälder und Wege verursachten, wurden noch durch die eherne Tapferkeit der patriotischen Norweger vermehrt. Auf dem Marsche nach Christiania warf sich ihm ein dänischer Oberst, Namens Kruse, ein zweiter Leonidas, mit 200 Mann in den Weg, und hieb mit eigener Hand sieben Schweden nieder. Karl ließ dem endlich Ueberwundenen seine Wunden verbinden, lobte ihn, und fragte, ob es noch mehr solcher braven Männer in Norwegen gebe. „Ich

bin nur einer der geringsten, Ew. Majestät," antwortete Kruse.

Am Ende des März kam man vor der Hauptstadt an, fand sie aber von allen Einwohnern verlassen, und mußte aus Mangel an Lebensmitteln zurückkehren. Die überall versteckten Einwohner thaten den Schweden unsäglichen Schaden, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte. An Friedrichshall wollte Karl sich dafür rächen, und rückte deshalb mit 2500 Mann vor diese Festung (4. Jul. 1716). Allein die wackern Bürger verbrannten lieber ihre eigene Stadt, ehe sie sie dem Nationalfeinde überließen, und noch während des Brandes schossen sie so herzhaft auf das schwedische Lager, daß Karl selbst von einem durch Bomben eingeworfenen Hause bis an die Brust in Schutt vergraben ward. Zur Vermehrung seines Unglücks ward fast um dieselbe Zeit seine Flotte, die dem Heere frische Lebens- und Kriegsbedürfnisse zuführen wollte, im Hafen von Friedrichshall von dem geschickten dänischen Admiral Torenschild überfallen und verbrannt. Jetzt konnte er sich in Norwegen nicht länger halten, und kehrte deshalb nach vier verlornen Monaten nach Schweden zurück.

Den Winter brachte er zu Lund in Schonen zu, wo er sich die Zeit theils mit der gewissenhaftesten Durchsicht aller Kanzleipapiere, theils

mit Unterhaltungen mit den Professoren der dortigen Universität vertrieb. Sein Minister Görz war unterdessen geschäftig, ihm von einer andern Seite Luft zu machen. Nach dem alten Grundsatz: „Theile und herrsche," dachte er darauf, das gewaltige Bündniß gegen Schweden geschickt zu trennen. Dies gelang ihm mit keinem besser als mit dem Zar Peter, der schon längst auf Dänemarks Herrschaft im Sunde und Englands Besitznehmung von Bremen und Verden neidisch gewesen war, und im Herbst 1717 auf einer Reise nach Holland dem Baron Görz in einer geheimen Unterredung im Haag die größten Hoffnungen machte, einen annehmlichen Separatfrieden mit Schweden einzugehen. So vergingen anderthalb Jahre in Unterhandlungen, die sich mit dem Kongreß zu Aland, dem Meisterstück der Görzischen Politik, endigten. In demselben verbanden sich Rußland und Schweden zu gegenseitigen ansehnlichen Hülfsleistungen. Karl wollte Petern alle von ihm eroberten Provinzen, außer Finnland, lassen, aber dafür sollte ihm Peter alle seine deutschen Länder wieder erobern, und Stanislaw'n in Polen wieder einsetzen helfen, auch zugeben, daß Karl ganz Norwegen durch Eroberung mit Schweden vereinigte.

Man war noch nicht ganz mit diesem Plane im Reinen, als Karl, der unmöglich so lange ruhen konnte, aufs neue seinen vorhin vereitelten

Plan, Norwegen zu erobern, wieder vornahm. Er theilte sein Heer, 27,000 Mann, in zwei Haufen: mit dem einen sollte der Baron Armfeld von oben her, durch Herjedalen, auf Drontheim losgehen, mit dem andern wollte er selbst von der Mittagseite einfallen. Jener brach im August (1718) auf. Der Zug durch die norwegischen Gebirge stand vielleicht an Beschwerlichkeiten keinem der berühmtesten Heereszüge in der Weltgeschichte nach. Kanonen und Lavetten mußten auf den engen Wegen von den Soldaten auf den Schultern getragen werden. Mit Reisbündeln mußte man erst die Sümpfe ausfüllen, durch welche man gehen wollte. Nahrungsmittel fehlten, von dem Pfützenwasser schwoll Menschen und Pferden der Leib auf, und die beständige Nässe und Kälte erzeugte täglich neue Krankheiten. Um Brod zu erhalten, mußte man erst das Getreide selbst auf dem Felde abschneiden, dreschen, mahlen und backen oder rösten, so gut man konnte. Und vor Drontheim selbst zeigte sich die Unmöglichkeit, diese von drei Seiten mit Wasser umgebene Festung zu erobern, so deutlich, daß man nichts bessers thun konnte, als umkehren. Jetzt war der Winter in seiner fürchterlichsten Strenge eingetreten, und zum Unglück führte der Rückweg über ein 8 Meilen langes Eisgebirge. Auf diesen nur von Bären und Raubvögeln bewohnten Höhen, die zu dieser

Jahrszeit (Jan. 1719) wohl nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, kletterten 10,000 abgemattete Schweden, unter dem fürchterlichsten Sturme und Schneegewirbel, durch ungebahnte Wege, ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne hinlängliche Bekleidung, herum, und zogen noch ihr Geschütz hinter sich nach. Das entsetzliche ihrer Lage vermochte sie, bei ihren Feinden Mitleid zu suchen. Man ließ einige dänische Gefangene los, um den Kommandanten von Drontheim von dieser Noth zu unterrichten. Dieser sandte auf der Stelle 300 Schlittschuhläufer mit 150 leichten Schlitten hin, allein die Hülfe kam zu spät. Fast das ganze Heer war ein Raub der Kälte geworden. Ganze Regimenter, im Zuge begriffen, standen erstarrt; ganze Haufen lagen im Schnee verschüttet; andere, von den eisigen Klippen hinabgeglitten, lagen in Abgründen zerschmettert. Noch lange nachher waren diese Gebirge wegen der vielen Thiere, die der Dunst der Tausende von Leichen hieher lockte, der beste Jagdplatz in Norwegen. Von Armfelds Armee sahen kaum 500 Mann ihr Vaterland wieder.

Noch tragischer endigte der Zug, den Karl XII. selbst mit der Hauptarmee nach der Mittagsseite von Norwegen unternahm. Erst am Ende des Septembers (1718) brach er auf, und richtete seinen Weg aufs neue nach Friedrichshall. Die Festung ward eingeschlossen;

am 4. Dec. wurden die Laufgräben eröffnet, und am 9ten eroberte der König selbst eine Hauptschanze mit dem Degen in der Hand. Die Arbeiter in den Gräben konnten es seinem Eifer immer nicht schnell genug machen. Selbst am Sonntage, 11. Dec., nachdem er Vor- und Nachmittags die Predigten in Tystedehl angehört hatte, ging er, trotz der schneidenden Nachtluft, noch spät Abends um 9 Uhr mit dem Oberingenieur Megret und dem Generaladjudanten Sikert, zweien Franzosen, hinaus, um zu sehen, wie weit man gekommen sei. Er lehnte sich über eine Brustwehr hin, stützte den Kopf auf beide Arme, und sah den Arbeitern beim Licht der Sterne zu. Aus der Festung ward immer noch von Zeit zu Zeit lebhaft kanonirt. Beide Begleiter entfernten sich nach einander von ihm und ließen ihm allein. Nach 10 Uhr kam Sikert nebst einigen Officieren zurück, aber Megret kam ihnen mit der Nachricht entgegen, daß der König — erschossen sei. Sie fanden ihn rückwärts gegen die Brustwehr gelehnt, Kopf und Handschuhe *) blutig, und die rechte Hand am Degen. Alle waren erschrocken und tief bewegt, nur die beiden Franzosen nicht,

*) Vermuthlich war er zuerst mit der Hand nach der Wunde gefahren, und hatte dann zum Degen greifen wollen.

ja Megret sagte kalt: „Nun ist das Spiel aus, nun wollen wir heimziehen". Der Erbprinz von Hessenkassel befahl den Todesfall geheim zu halten, bis er seiner Gemahlin, der jüngern Schwester Karls, Ulrike Eleonore, die Thronfolge gesichert hätte; hob die Belagerung von Friedrichshall auf, und ließ am 20. Dec. die Armee nach Schweden zurückgehen. Erst am 26. Febr. 1719 ward der königliche Leichnam in der Ritterholmskirche in Stockholm feierlich beigesetzt.

In Schweden hatte damals längst schon ein heimlicher Kampf zwischen der königlichen und der adligen Gewalt gegährt. Karl XII. regierte nur durch seinen despotischen Charakter unumschränkt; der Constitution nach war Schweden noch immer ein Wahlreich, und die Rechte des Adels waren bei weitem überwiegend. Dies wollte Karl aber für immer aufheben, und dahin arbeitete auch sein Minister Görz aus aller Kraft. Kein Wunder, daß der letztere dafür, zumal als Ausländer, vom Adel wüthend gehaßt ward. In dem geheimen Kongreß zu Aland war unter andern festgesetzt worden, daß der Zar dem jungen Herzog von Holstein-Gottorp, dem Sohne der ältern Schwester Karls, die Anwartschaft auf den schwedischen Thron verbürgen solle. Weder dieser entschlossene Prinz, noch die Einschränkung ihres Wahlrechts gefiel den schwedischen Stän-

den; und als nun Karl XII. so plötzlich gestorben war, eilten sie auch Görzen zu verhaften, und übertrugen die Krone geschwind der jüngern Schwester, der oben genannten Ulrike Eleonore, einer schwachen Prinzessin, die dieselbe ihrem Gemahl, dem gleichfalls erwähnten Prinzen Friedrich von Hessen überließ, setzten aber vorher die Gränzen der königlichen Gewalt so bestimmt fest, daß der König nichts weiter als Repräsentant, und die Souverainetät einzig bei den Ständen blieb. An der Spitze dieser raschen Revolution stand der Graf Horn. Görz, der diesen Herren natürlich sehr im Wege war, ward nun, Gott weiß, wie vieler Staatsverbrechen angeklagt, und justizmäßig ermordet (28. Febr. 1719).

Dieselbe Adelspartei, die diesen Mord befahl, trägt nun wohl mit Recht den Verdacht, den König selbst hinweggeräumt zu haben. Sie that auch gar nichts, um die näheren Umstände jenes Verbrechens zu erforschen, obgleich das allgemeine Gerücht jene zwei Franzosen laut genug beschuldigte, jedermann den Namen Sikert in sicaire (Bandit) verwandelte, und dieser letztere in der Folge in einer hitzigen Krankheit sich selber den Mörder des Königs nannte. Man ließ es dabei beruhen, daß eine feindliche Kugel ihn getödtet habe, da doch keine derselben so weit hätte tragen können, und eine späterhin

(1746,

(1746, 11. Jul.) vorgenommene genaue Untersuchung des Leichnams ausgewiesen hat, daß es keine andere als eine Pistolenkugel gewesen seyn könne, die neben der rechten Schläfe hineingedrungen, und an der linken Seite des Schädels wieder herausgeflogen sey.

So starb in der vollen Kraft seines Lebens — 36 Jahr alt — ein Mann, der, wenn er zu rechter Zeit aufzuhören verstanden hätte, mehr Lob verdient haben würde. So aber, nach dem Ausdruck eines Schriftstellers, misbrauchte er die königliche Gewalt, um als General zu glänzen, und verschwendete mit Eigensinn alle edle Kraft, die von Anfang an auf das Große gerichtet war, und lieber nichts thun wollte, wenn sie nicht das Rühmlichste vollbringen konnte. Auch vernichtete er für lange Zeit die nicht großen Kräfte seines Landes, und veranlaßte die Stände, Veränderungen in der Regierungsform vorzunehmen, welche Schweden im Innern wieder Beschäftigungen gaben, indem sie die Kraft der Einheit lähmten.

16.

Erzwingung des Friedens.

(1719 — 1721.)

Alle Mächte thaten jetzt Friedensvorschläge. Der Klugheit nach hätte man den gefährlichsten Feind zuerst auf seine Seite bringen sollen, allein seit Görzens Hinrichtung fehlte die Politik sehr im schwedischen Kabinette, und England gewann in demselben soviel Einfluß, daß man mit ihm zuerst abschloß (20. Nov. 1719). Bremen und Verden blieben demnach dem kurhannöverischen Hause, und König Georg I. bezahlte dafür an Schweden eine Million Thaler. Darauf wurde man mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen einig (21. Jan. 1720). Er behielt gleichfalls das von ihm besetzte Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebst den Inseln Usedom und Wollin, und zahlte dafür an Schweden zwei Millionen Thaler. Dänemark war bescheiden genug, alle Eroberungen herauszugeben, wenn Schweden ihm 600,000 Rthlr. baar bezahlte, und auf die bisher genossene Zollfreiheit im Sunde Verzicht thäte (3. Jul. 1720).

Jetzt war Rußland allein noch übrig. Peter war auf die neue schwedische Regierung so

aufgebracht *), daß er auf das härteste gegen sie zu verfahren entschlossen war. Schon 1719 hatte er erklärt, er werde die schwedischen Provinzen mit Feuer und Schwert verwüsten lassen, wenn man seine Friedensvorschläge nicht annähme. Und er hatte Wort gehalten. Im Jul. 1719 war sein General Apraxin an der Küste von Upland gelandet, und hatte in kurzer Zeit, nach ächt barbarischer Weise, 13 Städte, 361 Dörfer, 141 adlige Güter, 43 Mühlen, 14 Eisenwerke, 2 Kupfergruben und ganze Strekken schöner Waldungen in die Asche gelegt, Menschen und Vieh gemißhandelt und erschlagen, und dem armen Lande, aus bloßem Uebermuth, einen Schaden von mehr als 12 Millionen Thalern zugefügt. Diese Barbarcien wurden im folgenden Jahre wiederholt, bis endlich Schweden nothgedrungen alles zugestand. So wurden denn in dem Frieden zu Nystadt (10. Sept. 1721) auf ewige Zeiten die schönen schwedischen Provinzen Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslehn und ein Theil von Karelen gegen ein Schmerzengeld von zwei Millionen Thalern an Rußland abgetreten. August II. ward wieder von Schweden als König von Polen aner-

*) Doch nicht auf Karln war er es je gewesen. Vielmehr preßte ihm die Nachricht von dessen Tode den Seufzer aus: „Armer Bruder Karl, wie bedaure ich dich!“

kannt, nur mußte er dem Stanislaw die Führung des königlichen Titels bewilligen, und ihm eine Million Thaler auszahlen.

Nächst Schweden selbst war in diesen Friedensschlüssen niemand schlimmer weggekommen, als der Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp. Er hatte in der That ein näheres Recht zum schwedischen Throne gehabt, als seiner Mutter Schwester Ulrike, und Karl und Peter hatten ihm noch in ihren letzten Unterhandlungen die Erbfolge zusichern wollen. Jetzt war der arme Prinz ganz übergangen worden, weil Peter, aus Furcht vor den Türken, mit dem Frieden geeilt hatte. Mit Bestürzung vernahm der Herr von Bassewitz, des Herzogs Minister, bei der Glückwünschungsaudienz, aus dem Munde des Zars die Nachricht, der Himmel habe ihm diesmal nicht erlaubt, für den Herzog von Holstein zu thun, was er wohl gewünscht hätte, er hoffe aber, es werde sich wohl einmal eine bessere Gelegenheit finden, ihm zu dienen, u. s. w. Mit einer wahrhaft männlichen Freimüthigkeit erwiederte der edle Minister: „Ich wünsche diesem neuen Versprechen mehr Festigkeit, als den vorigen, welche meinen Herrn nach langem Zögern verleiteten, die mächtige Hand zu küssen, die man ihm darreichte. Was mich betrifft, so möchte ich vor Gram sterben, daß ich so einfältig war, zu

glauben, es gebe einen Sterblichen, der sein Wort halte, und daß ich einen Sprößling der Wasaen nach Rußland führte, um hier der Politik zum Spielball zu dienen". Alle Anwesenden erblaßten bei dieser Rede, und zitterten für Bassewitz; aber Peter fühlte die Gerechtigkeit des Vorwurfs zu tief, um darüber zornig zu werden. Er sagte deshalb ungewöhnlich sanft zu den Umstehenden: „Man muß mit dem Uebermaaß seines redlichen Eifers Nachsicht haben; ich wollte, daß mir viele mit solchem Eifer dienten. Hier," fuhr er gegen Bassewitz fort, indem er ihm ein großes Deckelglas reichte, „trinkt auf die Gesundheit Eures Herrn; Ihr sollt sehen, daß Ihr nicht Ursach habt, es zu bereuen, daß Ihr ihn nach Rußland geführt habt."

Ueber den Frieden mit Schweden hatte Peter eine solche Freude, daß er sich vornahm, diese schönen Tage durch Handlungen der Wohlthätigkeit zu verherrlichen. Er erließ allen Unterthanen in seinem Reiche ihre rückständigen Abgaben, schenkte allen Schuldnern die Freiheit, und begnadigte alle Verbrecher, die vorsetzlichen Mörder ausgenommen. Gerührt von dieser Milde ersuchte ihn der Senat, daß er erlauben möchte, ihn künftig mit dem Titel: Kaiser von Rußland, Vater des Vaterlandes, Peter der Große, benennen zu dürfen, welches er sehr freundlich aufnahm (22. Oct. 1721). Seitdem

haben alle Zaren von Rußland den Kaisertitel geführt, der vorher nicht in diesem Lande üblich gewesen war.

Und Schweden? Dies durch drei treffliche Helden so hoch emporgehobene Land trat jetzt, vermuthlich auf immer, von dem Schauplatze der großen Weltbegebenheiten ab, und sah sich wieder in die traurig engen Grenzen zurückgewiesen, die die unfreundliche Natur selbst ihm nur vergönnt zu haben scheint, und die Herrschaft des Nordens auf einen Nachbar übergetragen, der durch die Lage und den Umfang seiner Staaten allerdings geschickter scheint, jenem gewaltigen Volke auf der entgegengesetzten Seite unsers Welttheils das Gleichgewicht zu halten, ohne welches die Freiheit der übrigen Glieder desselben nicht länger gesichert seyn würde.

17.

Peters I. letzte Lebensjahre.

(1716 — 25.)

Indem wir uns jetzt wieder nach Rußland wenden, sei es uns erlaubt, einige Jahre zurückzugehen. Peter, der durch Karls XII. Unglück mehr erlangt hatte, als er jemals hoffen konnte, ward dadurch auch in seinen Wünschen kühner. Nichts zog ihn mehr an, als der Gedanke, auch wie andere Seemächte, einen Küstenstrich von Deutschland zu besitzen. Görz, der diese Wünsche kannte, theilte dem russischen Gesandten im Haag 1716 einige Projecte mit, die dahin führen konnten, und die dem Zar um so angenehmer waren, da die Demüthigung Dänemarks damit zusammenhing, dessen bisheriges Glück seinen bittersten Neid erweckt hatte.

Im Anfange des Jahres 1716 beschloß er mit seiner Gemahlin eine Reise durch einen Theil von Europa zu machen. Am 29. Febr. kam er in Danzig an. In Stettin besprach er sich mit dem König von Preußen, und in Hamburg mit dem König von Dänemark. Der letztere wollte damals einen Einfall in Schonen thun, und erbat sich dazu russische Hülfe. Peter — mit welcher Gesinnung, ist zweifelhaft — versprach, seine Flotte und Landmacht mit der

dänischen bei Kopenhagen zu vereinigen. Von Hamburg ging er nach Pyrmont, und von da kehrte er wieder nach Schwerin zurück, wo seine Nichte wohnte. Unterdessen hatten sich wirklich 15,000 Russen zu Fuß und 6000 Reiter von Rostock aus nach Seeland eingeschifft, und am 17. Jul. erschien er nun selbst mit seiner Gemahlin in Kopenhagen, und wurde mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Aber bald entdeckte Friedrich IV., welch einen gefährlichen Gast er in seinen Mauern beherberge. Er hatte geglaubt, die Landung in Schonen werde nun sogleich vor sich gehen, allein Peter verschob die Sache von einer Zeit zur andern. Auf einmal erfuhr man durch einen englischen Courier, der Zar sei Willens, sich der Insel Seeland und der königlichen Familie mit List zu bemächtigen. Wirklich nahm derselbe die Festung Kronenburg sehr aufmerksam in Augenschein, ließ unter der Hand die Tiefe der Gräben um Kopenhagen untersuchen, äußerte den Wunsch, einen Theil seiner Truppen in die Festungswerke verlegen zu dürfen, und verlangte zuletzt unter einem Vorwande gar die Schlüssel von Kopenhagen. Dies seltsame Betragen zwang Friedrich IV. zu entschlossenen Maaßregeln. Er setzte einen bestimmten Tag (21. Sept.) zur Abfahrt nach Schonen fest, und da der Zar noch immer Ausflüchte suchte, ließ er seine ganze Ar-

mee, 26,000 Mann stark, unter die Waffen treten, die Wachen in der Hauptstadt verdoppeln, und die vornehmsten Plätze mit Kanonen besetzen. Allen Bürgern ward verboten, Russen zu beherbergen. Darauf ward der Zar förmlich ersucht, (26. Sept.) die dänischen Staaten mit seinem Heere zu verlassen, weil man nicht im Stande sey, länger die Unterhaltungskosten für so viele zu tragen. Peter that Vorstellungen, schiffte sich indeß doch wieder mit dem Heere, nach einem Aufenthalt von drittehalb Monaten, nach dem Mecklenburgischen ein, nicht ohne einen häßlichen Flecken an seiner Ehre mitzunehmen.

Jetzt setzte er seine Privatreise wieder fort. Am 16. Oct. kam er in Amsterdam an. Hier wetteiferte man recht, ihn zu unterhalten. Er besuchte auch sein altes Saardam wieder, und speisete daselbst bei einem reichen Schiffszimmermann. Die Unterhandlungen mit Görz wurden hier den ganzen Winter hindurch fortgesetzt. Erst am 4. April 1717 verließ er Amsterdam, und reisete über Antwerpen, Brüssel, Gent, Brügge und Dünkirchen nach Paris. Man zeigte ihm hier alles, was einem so wißbegierigen Reisenden werth sein konnte. In der Münze, wo er das Geldprägen hatte mit ansehen wollen, ward er sehr angenehm überrascht, als der Münzmeister eine in der Ge-

schwindigkeit geschnittene Medaille vor seinen Augen prägen ließ, die sein wohlgetroffenes Bildniß enthielt. Den kleinen 7jährigen König Ludwig XV. nahm er auf seinen Arm, küßte ihn, und sagte: „Ich wünsche, daß Ew. Majestät wohl aufwachsen und löblich regieren mögen; vielleicht werden wir mit der Zeit einander brauchen können". Auch die noch lebende Wittwe Ludwigs XIV., die berühmte Frau von Maintenon, besuchte er. Bei Richelieu's marmornem Grabmal rief er aus: „Großer Mann, dir wollte ich die Hälfte meiner Staaten geben, könntest du mich die andere regieren lehren!"

Am 21. Jun. 1717 verließ er Paris, und am 2. Aug. kam er in seiner Lieblingsstadt Amsterdam bei seiner dort zurückgebliebenen Gemahlin wieder an. Vier Wochen blieb er noch hier, dann ging er über Berlin, wo er sich mit Friedrich Wilhelm I. recht herzlich erfreute, in seine Staaten zurück.

Das folgende Jahr (1718) ist merkwürdig in der Geschichte Peters wegen des Todes seines Sohnes Alexei Petrowitsch. Peter konnte ihn nicht leiden, weil er von seiner ersten, verstoßenen Gemahlin, Ottokesa Fedorowna Lapuchin, war. Er ließ ihn lange ohne Erziehung aufwachsen, und bekümmerte sich gar nicht um ihn. Endlich erfuhr

er, daß derselbe öfters misbilligend von seiner Härte spreche, zu seiner Vermählung mit Katharinen sehr scheel gesehen habe, und wegen seiner Guthmüthigkeit einen großen Anhang im Volke besitze, das von ihm eine mildere Regierung und die Beilegung des allgemein verhaßten Schwedenkrieges erwarte. Dabei entzog sich der Prinz allen Geschäften, zu denen ihn der Vater zuzuziehen versuchte, und schützte seine Schwächlichkeit vor, überließ sich aber doch allen Arten von Ausschweifungen. Im Jahre 1711, als Peter sehr ungerechter Weise einige polnische Priester nach Sibirien schickte, und der Sohn sichs unterstand ihm Vorstellungen zu machen und die Unglücklichen loszubitten, befahl jener in der Hitze des Trunks und des Zorns, ihm sogleich den Kopf abzuschlagen. Menzikoff ließ vor seinen Augen ein Gerüst erbauen, vertauschte aber in der Dämmerung den Prinzen mit einem jungen Dragoner, der sich erbot, für ihn zu sterben, und dem der Kopf vor Peters Augen wirklich abgeschlagen ward. Am Morgen bereute der nüchterne Zar seine Uebereilung, und dankte es dem Minister, daß er ihn getäuscht hatte. Aber das Mißtrauen zwischen Vater und Sohn wuchs von diesem Tage an nur immer mehr. Beide wechselten mehrere Briefe, der Sohn bat um nichts, als um ein Kloster, und wollte freiwillig

der Thronfolge entsagen. Peter hielt dies nicht für Ernst, und als er 1716 in Kopenhagen war, befahl er ihm, schnell nachzukommen. Der Prinz floh statt dessen lieber aus dem Reiche, und fand in Wien, und nachher in Neapel Schutz. Aber bald mußte er ausgeliefert werden; ihm ward wegen seines Ungehorsams der Prozeß gemacht, und in diesen Prozeß wurden soviel vornehme Personen verwickelt, daß das Ende der Untersuchung, wie ehemals das des Strelitzenprozesses, eine allgemeine Hinrichtung war. Der Prinz selbst, 28 Jahr alt, starb plötzlich, nach erhaltenem Todesurtheil, im Gefängnisse: wie? darüber wagte man nicht laut zu sprechen: nach der öffentlich bekannt gemachten Anzeige, an den Folgen des Schrecks (6 Jul.) Welch eine Schreckensregierung!

Die beiden letzten Jahre Peters waren noch sehr traurig, denn Geist und Körper litten; jener durch den Gedanken, daß alle seine mühsamen Arbeiten nach seinem Tode wieder einstürzen könnten *), dieser durch eine bösartige Entzündung an der Harnblase, die er lange verheimlichte, und durch fortgesetztes Trinken und andere Unregelmäßigkeiten noch schmerzlicher und unheilbarer machte. Eine Erkältung kam

*) Von seiner zweiten Gemahlin Katharine hatte er nur 2 Töchter; ein Prinz, den sie ihm geboren, war früh wieder gestorben.

dazu. (er sprang ins Wasser, um ein Schiff retten zu helfen, das er auf einer Untiefe hatte stranden sehen), und dies entschied über sein Leben. Er starb nach langen, entsetzlichen Schmerzen am 28. Jan. 1725.

Die russischen Großen, längst unzufrieden mit dem Druck, unter dem er sie gehalten hatte, waren nicht Willens, diesen Druck auch nach seinem Tode zu ertragen, und hatten daher beschlossen, die Kaiserin nebst ihren Töchtern in ein Kloster zu stecken, Menzikoff und die übrigen Minister zu stürzen, und Peters Enkel, einen Knaben, zum Zar auszurufen. Aber Menzikoff und Bassewitz waren geschwinder. Sie bemächtigten sich der Truppen, überraschten jene, und versicherten der klugen Katharine glücklich den Thron ihres Gemahls.

II.

Der spanische Erbfolgekrieg.

1.

Einleitung.

Noch lebte in Frankreich Ludwig XIV., und noch pochte jedes Nichtfranzosen Herz voll bittern Unwillens über die Ungerechtigkeiten und Kränkungen, die Holland, Spanien, Italien, und vor allen das arme deutsche Reich von diesem Unruhestifter binnen 30 Jahren erlitten hatten. Die allgemeine Angst erneuerte sich, als das Ende des kinderlosen Königs Karls II. von Spanien näher rückte: denn, wie schon im vorigen Theile dieses Werks gesagt ist, niemand konnte glauben, daß Ludwig die Vereinigung der großen spanischen Monarchie, sammt allen ihren Besitzungen in Italien, Indien und den Niederlanden, mit dem Hause Oestreich, dem diese Erbschaft zunächst gebührte, ruhig zugeben würde. Und so sah dann das kaum beruhigte Europa einem neuen, fürchterlichen Kriege entgegen.

Zwar stellte sich Ludwig bei Karls II. Lebzeiten, als wünsche er selbst den häßlichen Zwist, wenns irgend möglich wäre, in Güte auszugleichen. Er schlug daher 1698 eine Theilung des Ganzen vor, und zwar so, daß der Dauphin, als Sohn der spanischen Prinzessin Maria Theresia (deren Entsagung *) jetzt für ungültig erklärt ward), bloß Neapel und Sicilien und Guipuscoa, der kaiserliche Erbprinz das Herzogthum Mailand, und der Kurprinz von Baiern, als Tochtersohn der jüngern Schwester Karls II. und Theresens, die ganze übrige spanische Monarchie bekommen sollte. Diesem Theilungstractate stimmten England und Holland willig bei, doch nicht der Kaiser und die Spanier. Karl II. selbst wollte von einer Theilung dieser schönen Macht nichts wissen, und ließ sich deshalb zu einem Testamente bewegen, in welchem er jenem baierschen Kurprinzen, Joseph Ferdinand, allein das Ganze vermachte.

Aber dieser Prinz starb noch früher als er (6. Febr. 1699), und die alten Schwierigkeiten traten wieder hervor. Zwischen den Seemächten und Ludwig kam bald ein zweiter Theilungsplan zu Stande, nach welchem der Dauphin, außer dem Königreich Neapel und Sicilien und

*) S. Theil VII.

den dazu gehörigen Inseln, Guipuscoa und die Herzogthümer Lothringen und Bar erhalten, der Herzog von Lothringen durch Mailand entschädigt, und Spanien nebst Indien und den Niederlanden dem östreichischen Prinzen anheim fallen sollte. Die Seemächte sollten diesen Vertrag garantiren, und der Kaiser Leopold I. sollte selber eingeladen werden, demselben beizutreten. Jenes geschah auch wirklich zu London am 3ten, und im Haag am 25ten März 1700.

Damit konnte man doch wohl zufrieden seyn! Nur Schade, daß es ruchtbar ward, welche Mühe sich Ludwig gebe, es durch Bestechung der spanischen Minister dahin zu bringen, daß der schwache Karl, der nun einmal alle Theilung haßte, in einem neuen Testamente dem Herzog von Anjou das Ganze vermachte. Auch der Kaiser wünschte so ein Testament zu Gunsten seines zweiten Sohnes, und hätte es vielleicht erlangt, wenn er und sein Gesandter sich klüger und thätiger dabei benommen hätten; aber die französischen Unterhändler liesen den östreichischen den Rang ab, und als endlich Karl II. gestorben war *), fand man in seinem Testamente — den Herzog Philipp von Anjou zum einzigen Erben der gesammten spanischen Monarchie erklärt.

Der Kaiser knirschte, die Seemächte staunten.

*) Den 1. Nov. 1700. 38 Jahr alt.

ten. Ludwig stellte sich selber betroffen und unschlüssig, und suchte die Mächte durch allerlei Wendungen zufrieden zu stellen. Über Wilhelm der III. von Oranien sagte dem französischen Gesandten frei heraus, er möchte sich die Mühe ersparen, seinen Herrn zu rechtfertigen; dieser habe sich auch diesmal nicht verläugnet, sondern ganz nach seiner gewöhnlichen Weise gehandelt. Zugleich verlangte er, Namens der Republik Holland und des englischen Parlaments, daß Ludwig das Testament nicht annehme, sondern dem Theilungstraktate treu bleibe, woran aber jetzt nicht mehr zu denken war. Ludwig war der erste gewesen, der seinem Enkel zur neuen Königswürde Glück gewünscht hatte; schon am 24. Nov. (1700) war der 17jährige Philipp unter dem Namen des Fünften in Spanien als König proklamirt worden, und die Spanier selbst waren so erfreut, ihren bisherigen alten Erzfeind nun ohne allen Streit in ihren Schutzherrn verwandelt zu sehen, daß sie ihm die ganze Regierung überließen, und ihn, wie er selbst im Scherze sagte, zu ihrem Premierminister machten.

Damals war Maximilian Emanuel, Kurfürst von Baiern, ein beherzter, ehrgeiziger Mann, Statthalter der spanischen Niederlande. Seine Ansprüche auf einen Theil der großen Erbschaft — seine Gemahlin war des verstorbenen

Königs Nichte — durfte Ludwig nicht verachten, wenn er nicht dem Kaiser einen Bundsgenossen mehr zuführen wollte. Er erkannte ihm daher, in einem, schon am 7. Nov. zu Madrid geschlossenen geheimen Vertrage, den Besitz dieser Niederlande für sich und seine Nachkommen zu, und dafür war dann der Kurfürst der erste von allen auswärtigen Fürsten, der seinem Vetter Philipp gratulirte, und in allen erforderlichen Fällen seine Dienste anbot. Sein Bruder Joseph Klemens, Kurfürst von Kölln, den man gleichfalls mit glänzenden Verheißungen krönte, ermangelte nicht, der neuen Freundschaft beizutreten.

Beide Bundesbrüder waren gut zu gebrauchen. Da Wilhelm III. noch immer zauderte, Philipp V. als König anzuerkennen, so ließ Ludwig in aller Stille französische Truppen in die spanischen Niederlande einrücken, und diesen wußte der Kurfürst von Baiern so geschickt und so heimlich in einer Nacht die sogenannten Barrierepläße der Holländer zu eröffnen *), daß die darin liegenden holländischen Besatzungen gefangen waren, ehe sie von einem Feinde gehört hat-

*) Festungen an der Gränze, in denen die Holländer zu ihrer Sicherheit das Besatzungsrecht hatten. Es waren die damals spanischen Städte Ostende, Antwerpen, Mons, Brügge, Ath, Namur, Oudenarde, Charleroi, Nieuwport und Luxemburg.

ten. Auch der Kurfürst von Kölln nahm gegen gewisse Subsidien französische Regimenter in sein Land auf, „zum Besten und zur Erhaltung der Ruhe des deutschen Reichs," wie in den Manifesten zu lesen war.

Die Holländer waren zu wenig gerüstet und das englische Parlament zu sehr zum Frieden geneigt, als daß nicht Wilhelm III., um kurz aus der Sache zu kommen, durch einen Glückwunsch die Anerkennung Philipps hätte von sich geben sollen (17. April 1701). Doch geschah es nur, um Zeit zu gewinnen, und des Kaisers Entschluß abzuwarten. Denn ruhig konnten beide Seemächte, deren größter Wohlstand auf dem Handel mit Spanien und dessen Kolonien beruhte, es unmöglich ansehen, daß alle diese Handelsvortheile nun durch die Vereinigung Spaniens mit Frankreich den französischen Kassen zufließen sollten. Sie rüsteten sich daher im Stillen, verbanden sich mit dem Kaiser, und bedungen sich, woraus ihre ganze Absicht hervorblickt, das aus, daß sie alle Länder und Städte, welche sie den Spaniern in beiden Indien abnehmen würden, behalten sollten, Mailand, Neapel, Sicilien und die Inseln an der toskanischen Küste sollten dem Kaiser erobert werden.

2.

Oestreich eröffnet den Krieg.

(1701.)

Der Kaiser Leopold I. an seinen Rechten beeinträchtigt und das Testament für untergeschoben erklärend, bot, trotz der Erschöpfung seiner Staaten, alles auf, um ein Heer von 70,000 Mann ins Feld zu stellen. Zwanzigtausend sollten zur Bedeckung der Erbstaaten zurückbleiben, mit eben so vielen sollte der Prinz Ludwig von Baden, ein alter, im Türkenkriege versuchter Feldherr, die Rheinpässe vertheidigen, und 30,000 sollten unter seinem größern Schüler, dem berühmten Prinzen Franz Eugen von Savoyen, über die Alpen gehen, und sich der spanischen Besitzungen in Italien (Mailands, Neapels und der toskanischen Seehäfen) so schnell als möglich versichern.

Hier kam es nun darauf an, sich recht viel Freunde und Bundesgenossen zu verschaffen; und da sah man dann einen seltsamen Wetteifer zwischen den beiden Feinden, einander zuvorzukommen. Auch hier kamen die Oestreicher, wie gewöhnlich, zu spät. In Italien waren schon die Herzoge von Savoyen und Mantua und der mailändische Statthalter, Prinz von Vaude-

mont, durch französisches Geld gewonnen, und alle hatten schon französische Truppen in ihre Länder und Festungen eingenommen (Apr. 1701), ehe noch ein östreichisches Heer beisammen war. Umsonst forderte der Kaiser alle drei Herren bei Strafe der Reichsacht auf, ihre Verbindung mit dem Reichsfeinde aufzuheben, und den mailändischen Statthalter insbesondere, sein dem Reiche anheim gefallenes Lehen zurückzugeben. Der letztere antwortete sehr höflich, er glaube Sr. Kais. Maj. keinen größern Beweis davon geben zu können, wie sehr er seine Achtung zu verdienen wünsche, als wenn er seiner Pflicht getreu bleibe, und seinem neuen Könige mit demselben Eifer diene, den er dem alten bewiesen habe. Dieser letztere aber habe ihm, laut seines Testaments, den Auftrag hinterlassen, Philipp V. als seinen Nachfolger anzuerkennen; für diesen also sei er auch bereit Gut und Leben aufzuopfern.

Im nördlichen Deutschlande fand Leopold dagegen zwei treuere Freunde, den neuen Kurfürsten von Hannover, und den noch neueren König Friedrich I. von Preußen. Beide waren durch das Band der Dankbarkeit und gegenseitigen Verbindlichkeit an das Kaiserhaus gefesselt. Beiden nämlich hatte Leopold I. ihre neuangemaßten Würden nur aus Rücksicht auf die wesentlichen Dienstleistungen bestätigt, die sie ihm dafür versprochen hatten. Mit wieviel feindse-

ligen Kollegen der erstere zu kämpfen gehabt, ist schon Theil VIII. S. 268. gesagt worden. Und noch jetzt waren die deshalb im Fürstenrathe entstandenen Streitigkeiten nicht alle beigelegt. Der zweite, vorher Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen, ein Sohn des wackern Kurfürsten Friedrich Wilhelm, hatte mit großer politischer Klugheit einen Zusammenfluß günstiger Umstände benutzt, um seiner nur erst im Werden begriffenen Macht durch die Erhöhung des Titels größere Ansprüche auf die Achtung der Nachbarn zu verschaffen; und fast möchte man glauben, er habe eine Ahnung davon gehabt, welch ein herrliches Gebäude einst ein Größerer nach ihm auf diesem Grunde errichten werde. Ihn selbst befeuerte zu diesem Schritte das allgemeine Streben seiner Zeitgenossen nach Erweiterung ihrer Macht: Augusts des Starken, den die Polen, Wilhelms von Oranien, den die Engländer zu ihrem Könige angenommen hatten, und vor allen jenes kühnen Petes, der schon damals mit den großen Planen umging, die späterhin seine Beharrlichkeit und Karls XII. Unstern ihn so glücklich vollenden ließen. Auch Friedrich III. wollte nicht zurückbleiben; und wenn es auch nicht in seiner Macht stand, die Größe andrer Könige zu erreichen, so wollte er sich wenigstens überall von dem Glanze der Majestät umringt sehen; eine Eitelkeit (wenn

man es so nennen will), die allerdings seinen Hof zu einem der prächtigsten in Europa machte. So klein dieser Fürst war, so wichtig mußte er doch manchem größeren in jenen kritischen Zeitläuften als Bundesgenosse seyn; und da ihn als solchen jeder in sein Interesse zu ziehen suchte, so zögerte keiner, ihm in der gewünschten Anerkennung eines Titels zu willfahren. Kaiser Leopold gab seine Zustimmung zuerst, Karl XII. dankte ihm billig für seine Neutralität im nordischen Kriege, und damit Ludwig XIV. ihn nicht für sich gewönne, so unterhandelten England und Holland früher mit ihm, und schmeichelten ihm deshalb vor allen Dingen mit Glückwünschungsschreiben (31. Jan. und 5. Febr. 1701). August II. von Polen, Friedrich IV. von Dännemark und der Zar Peter folgten bald nach. Frankreich, Spanien und der Papst erkannten ihn erst nach dem Utrechter Frieden an. Der für jeden Preußen festliche Tag, an welchem sich Friedrich III. (als König der I.) zu Königsberg unter großen Ceremonien die Krone selber aufsetzte, war der 18. Jan. 1701.

Dafür nun — um wieder einzulenken — gingen im Sommer desselben Jahres 10,000 Preußen und Brandenburger nach Italien, um unter den Fahnen des siegreichen Eugen die Sache des Kaisers gegen Ludwig XIV. ausfechten zu helfen. Auch der neue Kurfürst von Hannover sandte

eine beträchtliche Anzahl Truppen. August von Sachsen war um diese Zeit von Karln XII. zu sehr bedrängt, um noch andern beistehen zu können. Die übrigen Reichsfürsten fanden keinen Beruf, an einem Kriege Theil zu nehmen, dessen Lasten und Schmerzen doch am meisten auf sie selbst fallen mußten, sobald die französischen Heere, wie zu erwarten stand, über den Rhein her in das stets uneinige und eben dadurch fast wehrlose Deutschland einbrachen. Die vier oberländischen Kreise traten zwar für sich in ein Bündniß zusammen, kraft dessen sie den Feind von ihren Gränzen abhalten, und ihre Neutralität im Nothfall mit Gewalt behaupten wollten; aber eine Verbindung mit dem Kaiser wiesen sie durchaus von der Hand, um so mehr, da er ihnen unlängst durch die Begünstigung des Herzogs von Hannover und durch die Vorladung der italiänischen Lehnsträger ohne Zuziehung ihrer, neuen Stoff zum Mißvergnügen gegeben hatte. Der Kurfürst von Baiern versprach Neutralität, aber auch das nicht einmal im Ernste, denn, wie wir wissen, war er längst in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten.

Aber was den Kaiser mehr als viele tausend Krieger einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens hoffen ließ, war der glückliche Umstand, daß er einen Feldherrn an die Spitze seiner Truppen stellen konnte, der zu den ersten

kriegerischen Genien seiner und aller Zeiten gehörte, den schon erwähnten Prinzen Eugen von Savoyen. Dieser Held ist es werth, daß wir um seinetwillen auf einige Augenblicke noch den Lauf der Geschichte unterbrechen.

Er war der jüngste von 5 Söhnen Eugen Moritzens, Titulargrafen von Soissons, aus einer Seitenlinie des savoyischen Hauses, der als General der Schweizer und Statthalter der Champagne in französischen Diensten stand, und der weiland schönen Nichte Mazarins, Olympia Mancini *). Wegen seines schwächlichen Körpers ward der kleine Eugen (geb. zu Paris den 18. Oct. 1663) zum geistlichen Stande bestimmt, lernte auch früh und mit großem Eifer Griechisch und Latein, und ward schon im Scherz von Ludwig XIV., der ihn zuweilen sah, das Aebtchen genannt. Aber mit jedem Jahre ekelte ihn die Theologie mehr an, und von allen Büchern, die ihm vorgelegt wurden, las er keine lieber als die alten Geschichtschreiber, besonders solche, die die Kriegsthaten großer Helden beschrieben. Noch unerwachsen, verlor er seinen Vater, und dies nöthigte seine Mutter, den Hof zu verlassen, und in den Niederlanden ihren Wittwensitz aufzuschlagen. Ihre älteren Söhne hatten bereits Regimenter. Auch Eugen erbat sich eins, aber

*) Siehe Theil VIII.

der König, der ihn wegen seiner Kleinheit verachtete, fand den Einfall wunderlich, und empfahl ihm, im geistlichen Stande zu bleiben.

Er war im zwanzigsten Jahre, als die Nachricht von dem neu ausgebrochenen Türkenkriege erscholl (1683). Mehrere mißvergnügte Officiere benutzten den damals angenommenen Grundsatz, daß man selbst dem Feinde gegen die Ungläubigen beistehen müsse, und baten um Erlaubniß, nach Wien gehen zu dürfen. Unter diesen war auch Eugen und einer seiner Brüder. Je kälter Ludwig XIV. die Ritter entließ, desto freudiger empfing sie der Kaiser Leopold. Sie wurden nach Raab in Ungarn geschickt. Eugen, glücklicher als sein Bruder, den sein Pferd erschlug, lernte den Dienst mit Ernst und Eifer, und gab schon bei dem berühmten Entsatz von Wien durch Sobiesky Proben von großer persönlicher Tapferkeit, die auch der Kaiser mit einem Dragonerregimente belohnte. Dennoch veranlaßte seine schwächliche Figur und sein grauer Obermantel, in dem er öfters auszureiten pflegte, die kaiserlichen Soldaten noch lange zu dem Scherze: der kleine Kapuziner werde auch nicht vielen Türken den Bart ausraufen.

Aber er wußte sich bald mehr Ansehen zu verschaffen. In den 4 folgenden Türkenkriegen, die er mitmachte, ging er dem kriegserfahrnen Prinzen Ludwig von Baden und dem noch

berühmtern Herzog von Lothringen (Karl V.) nicht von der Seite, beobachtete alle ihre Plane, und richtete ihre schwierigsten Aufträge aus, so daß der letztere ihn bei seiner Rückkehr nach Wien dem Kaiser mit der Versicherung vorstellte, in diesem jungen Helden blühe der erste Feldherr seines Jahrhunderts auf.

Leopold, dieser Empfehlung eingedenk, bediente sich des Prinzen nach dem Ausbruche des dritten Raubkrieges Ludwigs XIV. 1688 in Italien gegen Catinat, ernannte ihn 1691 zum Commendanten von Turin, und 1693 zum Generalfeldmarschall, und hatte so sehr Ursach, sich zu dieser Wahl Glück zu wünschen, daß selbst der stolze Ludwig sich alle ersinnliche Mühe gab, diesen gefährlichen Feind wieder auszusöhnen. Er ließ ihm die Statthalterschaft der Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich, und eine jährliche Pension von 2000 Louisd'or anbieten, wenn er zu ihm zurückkehren wollte. Aber Eugen betrachtete mit Recht das Land, das ihn liebreich aufgenommen, als sein wahres Vaterland, und antwortete dem Abgesandten mit der Würde eines Fabricius: „Sagen Sie ihrem König, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel werth ist, als der französische Marschallsstab. Geld brauche ich nicht. So lange ich meinem Herrn pflichtmäßig diene, werde ich dessen genug haben". Und wahrhaft exem-

plarisch ist die Dankbarkeit, mit der er dem Hause Oestreich ergeben blieb. Alle drei Kaiser, denen er diente, waren so eingeschränkte Köpfe, daß sie seiner Einsicht und Willkühr unbedingt huldigen mußten, und dennoch fiel ihm nie ein, etwas mehr als ihr Diener sein zu wollen; und in seinen spätern Jahren hörte man ihn oft sagen: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Bruder, und Karl ist mein Herr". Er erkannte sich selbst so richtig, und war so vollendet in sich, daß man nie eine Bemühung bei ihm wahrnahm, sich über andere erheben zu wollen; eine Gemüthsbeschaffenheit, die ihn mit den Epaminondas, du Guesclin, Bayard und Berlichingen in eine Reihe stellt. Seine officiellen Berichte stellen selbst die glücklichsten Dispositionen, die seine Klugheit entworfen und seine Thätigkeit ausgeführt hatte, als nothwendige und natürliche Maaßregeln vor, die sich von selbst verständen, und alle Zufälle, feindliche Fehler, und was sonst ohne seine Berechnung zum glücklichen Ausgang einer Schlacht beigetragen, ist alles ehrlich mitgenannt. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, und seine Officiere fürchteten eben so sehr seinen Falkenblick, als sein ungeheures Gedächtniß. Mitten in der Verwirrung der Schlacht blieb er besonnen und ruhig, und Furcht war ihm ganz fremd. Thätigkeit war sein Element. In den Jahren der Kraft brauchte er nur drei

Stunden zum Schlaf. Seine Erholung waren die Studien der Mathematik und der Geschichte, auch wohl der Philosophie. Noch in seinem Alter wußte er aus den alten Geschichtschreibern ganze Seiten auswendig. Alle Dispositionen zu Angriffen und Belagerungen entwarf er mit eigener Hand. Er sann sogar zum Vergnügen auf mögliche Fälle, und überlegte, was in jedem derselben zu thun seyn würde. Der Soldat ehrte seinen Eifer und seinen Ernst, bewunderte seine Klugheit und Geistesgegenwart, und liebte ihn wegen seiner väterlichen Sorgfalt für die Truppen. Zum großen Verdrusse manches Verwegenen unter seinen Officieren war er so behutsam in der Schonung seiner Leute, daß er auch nicht einen einzigen ohne Noth verloren gab. Für die Kranken und Verwundeten trug er eine väterliche Sorge. Ueberhaupt lag ihm die Verpflegung des Heeres, besonders in den Winterquartieren, über alles am Herzen, und wenn Mangel eintrat, so schoß er lieber von dem Seinigen vor, ehe er es an den bestimmten Zahlungstagen am Solde fehlen ließ. Dafür verlangte er aber auch Pünktlichkeit im Dienst und strengen Gehorsam. Ausreißer schoß er oft mit eigener Hand im Fliehen nieder.

Das Aeußere dieses großen Mannes fiel nicht sehr ins Auge. Doch gewann sein kleiner, leichter und sehr gewandter Körper durch die Stra-

pazen des Krieges bald eine gewisse Festigkeit, und die bleiche Farbe seines länglichten Gesichts verwandelte sich in eine männliche Bräune. Er hielt den Körper sehr gerade, und faßte jeden, der mit ihm redete, scharf ins Auge. Seine Stimme war beim Kommandiren stark, lebhaft und vernehmlich, außerdem sprach er für einen Franzosen sehr bedächtig und langsam. Die Nase war lang, die Augen schwarz und feurig. Den Mund mußte er beständig offen halten, weil er, nach einer häßlichen Unart seiner Zeit, (wie Friedrich der Große) die Nase unaufhörlich voll spanischen Tabacks stopfte, womit auch Weste und Busenstreif reichlich bedeckt waren. Sein schwarzes Haar ergraute früh, und machte darauf einer gewaltigen Wolkenperücke, nach damaliger Mode, Platz.

Nie hat sich ein Ausländer, und zumal ein Franzose, so glücklich in den deutschen Charakter zu schicken gewußt, als dieser Eugen. Das sah man auch bei Roveredo (im März 1701), wo sich die Armee versammelte. Alles freute sich, unter ihm zu dienen, und mit blindem Vertrauen folgten ihm Preußen und Oestreicher auf die Alpengipfel. Aber hier boten sich seiner Kühnheit die ersten Schwierigkeiten dar. Alle Päße waren schon jenseits von den Franzosen besetzt, und der Marschall von Catinat hatte gute Hoffnung, daß Eugen wohl wieder würde nach Hause

kehren müssen. Allein diesem zweiten Hannibal war kein Gebirge unübersteiglich. Ein Berg, Namens Balbi, verschloß einen Ausweg, an den kein Franzose gedacht hatte. Eugen bewaffnete einige Regimenter mit Hacken, Bohrern und Pulver, und in wenigen Tagen war, durch die vereinte rastlose Arbeit so vieler Hände, ein Weg von 6 Meilen in der Länge und 9 Fuß in der Breite durch den Felsen gebrochen, auf dem man mit Geschütz und Gepäck ohne Schaden hinüberkam. Wo den Pferden das Ziehen zu schwer ward, faßten die willigen Soldaten mit an, und mit Erstaunen sah Catinat den ganzen Zug von den Bergen herab kommen, und, ehe er es verhindern konnte, die Ebene von Verona bis an die Etsch besetzen (28. May). Bald täuschte Eugen ihn nun durch unerwartete Wendungen, bald verschanzte er sich so klug, daß er nicht anzugreifen war, und zuletzt (7. Jul.) überfiel er ihn bei Carpi, und schlug ihn tüchtig aufs Haupt. Da mußte Catinat sich über den Mincio und Oglio zurückziehen, und Eugen nahm eine treffliche Stellung bei Chiari, wo er sein Lager meisterhaft verschanzte.

Dieser erste schlechte Erfolg von Seiten der Franzosen verursachte am Hofe von Versailles große Unzufriedenheit. Die Frau von Maintenon hatte das Vertrauen, daß unter dem Commando ihres Lieblings, des Marschalls von Vil

leroi, die Sachen besser gehen würden. Catinat ward daher abgerufen, und Villeroi traf am 22. Aug. bei der Armee ein. Er hatte Befehl, zu schlagen, ging deshalb über den Oglio, griff Eugenen in seinem verschanzten Lager bei Chiari an (1. Sept.) und wurde geschlagen, so völlig, daß drittehalb tausend Franzosen gegen wenige Deutsche auf dem Wahlplatze blieben, und ein allgemeiner Rückzug erfolgte. Beide Feldherren beobachteten sich noch zwei Monate, und gingen dann in die Winterquartiere, die Franzosen ins Mailändische, die Deutschen in das Gebiet von Mantua, Guastalla und Mirandola. Aber selbst im Winter machte Eugen noch einen Meisterstreich. Er ließ durch ein leise hinan geschlichenes Reiterkorps den französischen Oberfeldherrn in Cremona überfallen (1. Febr. 1702), und schickte ihn gefangen nach Wien, worüber die alte Frau von Maintenon untröstlich war.

3.

England gegen Frankreich.

(1702.)

Noch hatte das englische Parlament dem Könige nicht mehr als 10,000 Mann bewilligt. Ein Glücksfall wollte, daß die Stimmung des

Volks

Volks sich plötzlich zu weit größerer Begünstigung des Unternehmens wendete. Der Exkönig Jakob II., der sich nach seiner Entthronung 13 Jahre in St. Germain aufgehalten hatte (s. Th. VIII., S. 389), starb daselbst am 16. Sept. 1701 *), und hinterließ einen Sohn, der noch immer der einzige rechtmäßige Erbe der englischen Krone zu seyn prätendirte. Da glaubte nun Ludwig XIV. nichts politischeres thun zu können, als wenn er durch die Unterstützung dieses Prätendenten im Innern Englands Zwietracht säete. Allein das Verderbliche dieser Intrigue fiel ganz auf ihn selbst zurück. Die übertriebenen Gerüchte von einer bevorstehenden Landung des Prätendenten an der Spitze einer französischen Armee erbitterten die Engländer, die ihren König nach Verdienst schätzten, und die katholischen Stuarte tödtlich haßten, so sehr, daß Wilhelm es wagen durfte, ein neues Parlament zusammenzurufen, welches ihm nun ohne Umstände Subsidien für 40,000 Mann Landtruppen und eben soviel Matrosen bewilligte.

Wilhelm III. konnte oder wollte sich diesmal nicht selbst an die Spitze stellen, aber man kann wohl denken, daß das Kennerauge dieses großen Feldherrn gewiß keinen Unwürdigen für

*) Nicht 1704, wie dort in der angeführten Stelle im VIIIten Theile durch einen Druckfehler steht.

diesen Posten ausgesucht haben werde. Seine Wahl fiel auf den nachher so berühmt gewordenen Grafen, nachmaligen Herzog von Marlborough *), der zuerst in den Jahren 1672 und 73, da die Engländer Frankreichs Alliirte gegen Holland waren, unter dem großen Türenne **) seine Schule gemacht, und späterhin unter Wilhelm III. selbst seine großen militärischen Talente weiter ausgebildet hatte. Dieser schiffte sich im März 1702 als Generalissimus der englischen und holländischen Landmacht nach den Niederlanden ein, und um dieselbe Zeit erfolgte die Kriegserklärung der Seemächte gegen Frankreich.

Aber die englischen Truppen waren noch nicht lange in Holland gelandet, als die unerwartete Nachricht einlief, Wilhelm III. sei am 19. März an den Folgen eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde gestorben, und seine Schwägerin Anna, Jakobs II. zweite Tochter,

*) Eigentlich John Churchill, Graf von Marlborough. Er war geboren den 20. Jun. 1650, und zuerst Kammerpage bei Jakob II., damaligen Herzog von York, gewesen.

**) Türenne zeichnete ihn sehr aus. In seinem Lager hieß er nur der schöne Engländer. In der That soll die außerordentliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit seines Körpers, verbunden mit der Lebhaftigkeit seines Geistes, ihn unwiderstehlich gemacht haben.

und Gemahlin des dänischen Prinzen Georg, habe als nächste Erbin die Regierung angetreten. Zum Glück veränderte dies nichts in den getroffenen Maaßregeln. Wilhelm hatte seiner Nachfolgerin noch auf seinem Sterbebette den Grafen von Marlborough als den vorzüglichsten Mann in ihrem ganzen Königreiche empfohlen, und dieser erhielt darauf sogleich von ihr den Auftrag, den Generalstaaten zu versichern, daß sie ganz nach den Grundsätzen ihres preiswürdigen Vorfahren regieren werde.

Preußen ließ zuerst ein ansehnliches Truppenkorps zu Marlboroughs Heere stoßen, und am 8. May trat auch der Kurfürst von Trier der großen Allianz bei. Das vereinigte Heer rückte nun am Rhein hinauf, um die Franzosen aus dem köllnischen Gebiete zu vertreiben, welches der unpatriotische Kurfürst ihnen eingeräumt hatte, und wofür er jetzt empfindlich büßen mußte.

Gleich schnell ward das undeutsche Benehmen zweier andern deutschen Fürsten, der beiden Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, gestraft. Diese, noch glühend von feurigem Hasse gegen ihren Nachbar, den Kurfürsten Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg (Hannover), ließen sich von Frankreich durch Geld und große Versprechungen erkaufen, dem französischen Heere 12,000 Mann zuzuführen, mit welchen sie viel-

leicht noch eine andere Absicht, eben jenen Nachbar betreffend, ausführen wollten. Der Vertrag deshalb war schon am 1. May 1701 mit Frankreich geschlossen worden. Der Sommer und Winter ging mit geheimen Rüstungen hin. Umsonst erinnerten Oestreich, Preußen und England sie gütlich an ihre Pflicht. Der Privathaß war stärker als die Liebe zum Gemeinwohl. So mußte man denn Gewalt brauchen. Mit Freuden übernahm der gleich entflammte Nachbar Georg Ludwig im Namen des Kaisers das Strafamt. Ganz plötzlich in der Nacht vom 19ten zum 20. März 1702 brechen hannöverische Truppen ins Braunschweigische ein, besetzen alle Städte und Dörfer, entwaffnen die Einwohner, und ziehen einen Gränzkordon rings umher. Der Streit ward dadurch beigelegt, daß der Kaiser beide Brüder trennte, den jüngsten von aller Mitregierung ausschloß, und dem ältesten eine Entschädigung versprach, wenn er von dem französischen Bündnisse abtreten, und zur großen Allianz übergehen wollte. Er that, was er nicht lassen konnte, und sah sein Land wieder frei.

Mit den übrigen Reichsständen unterhandelte der Kaiser noch immerfort. Einzelne Kreise hatten sich, wie schon gesagt ist, längst zu einer bewaffneten Neutralität vereinigt, aber der angreifende Theil hatten sie nicht seyn wollen;

und des Kaisers Vorstellungen, daß das gesammte Reich dabei interessirt sei, wenn so wichtige Reichslehne, wie Mailand, Mantua und Savoyen, in Gefahr seyen, vom Reiche abgerissen zu werden, hatten nur einen schwachen Eindruck auf sie gemacht. Jetzt endlich, da sie sahen, daß fast das halbe Europa gegen Ludwig XIV. verbündet sei, und wohl kein braver Mann in Deutschland lebte, der nicht von gerechtem Zorn gegen diesen Landverwüster entbrannt war, schlossen sie sich auch öffentlich an die große Allianz an, herzlich verlangend, Theilnehmer an der allgemeinen Rache zu seyn, die, wie sie hofften, endlich an dem allzu übermüthigen Frankreich vollzogen werden sollte. Am 6. October 1702 erfolgte die förmliche Kriegserklärung des deutschen Reichs, und der französische Gesandte zu Regensburg erhielt die Weisung, sich binnen drei Tagen aus der Stadt zu entfernen.

Nicht wenig hatten wohl zu dieser Entschließung die glücklichen Erfolge Eugens und Marlboroughs mitgewirkt; aber was ganz zuletzt noch den Ausschlag gab, war das Betragen Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Baiern. Ihn hatte nichts bewegen können, die französische Partei zu verlassen; man wußte, daß er eine ansehnliche Kriegsmacht versammelt hatte, und auf einmal lief die Nachricht ein, er

habe am 8 Sept. in der Nacht die reiche und feste Stadt Ulm durch List überrumpelt und mit seinen Dragonern besetzt. Das erregte allgemeinen Unwillen. Leider hatte der Kaiser kein Heer mehr übrig, um gegen den Kurfürsten Gewalt zu brauchen, und das Reichsheer unter dem Prinzen Ludwig von Baden war am Rheine sehr nöthig, wo es bereits die französische Festung Landau erobert hatte (10. Sept.), und nun den Marschall von Villars aufzuhalten suchte, der kurz darauf eine starke französische Armee mit großer Geschicklichkeit bei Hüningen über den Rhein setzte, und die Deutschen am 14. Oct. bei Friedlingen mit überlegener Macht angriff. Ungeachtet der Verlust in dieser Schlacht auf beiden Seiten ziemlich gleich war, so mußte sich Villars doch wieder über den Rhein zurückziehen, und konnte sich nicht, wie er gewünscht hatte, mit dem Kurfürsten von Baiern vereinigen.

Und was hatte unterdessen Eugen in diesem Jahre in Italien gethan? Er hatte diesmal nur vertheidigungsweise verfahren können, weil die französische Macht der seinigen weit überlegen war, und nach Villeroi's Abgang von einem Feldherrn angeführt wurde, der es würdig war, der Gegner eines Eugen zu sein, von dem trefflichen Herzog von Vendome. Beide beobachteten sich fast bloß, schlugen sich

einmal bei Luzzara (15. Aug. 1702), aber ohne Entscheidung, und gingen darauf in die Winterquartiere.

Die alliirte Flotte, unter dem Kommando des Admirals Rooke, nahm hingegen in diesem Sommer im Hafen von Vigo in Gallizien die spanische Silberflotte weg, und zerstörte fast die ganze spanische Marine (Oct. 1702).

4.

Die Baiern in Tyrol.

(1703).

Im folgenden Jahre (1703) erhielt die große Allianz noch zwei neue Genossen, den König Peter II. von Portugal, und den Herzog Victor Amadeus von Savoyen. Jenen bewog der Kaiser dadurch zum Beitritt, daß er ihm eine Anzahl spanischer Städte versprach; dieser sah sich theils von Frankreich hintergangen, theils war ihm das vornehme, gebieterische Betragen der französischen Generale, die ihn alle wie einen subordinirten Prinzen behandelten, unerträglich; und da ihm nun die Seemächte Sub-

sidien und der Kaiser bleibende Vortheile versprach, so ließ er sich am 25. October förmlich in die große Allianz aufnehmen. Aber dieser Schritt kam seinem armen Lande theuer zu stehen. Die Franzosen überschwemmten es in kurzer Zeit, und erlaubten sich darin, aus Rache, die größten Ausschweifungen und Erpressungen. Vendome steckte die savoyischen Hülfstruppen in seinem Heere unter seine eigenen Regimenter, und machte die Officiere zu Gefangenen. Eugen war schon zu Anfange des Jahres nach Wien gereiset, um den schlechten Zustand seiner Truppen vorzustellen, und sein Stellvertreter, Graf von Stahrenberg, durfte nur vertheidigungsweise verfahren.

Besser war der jetzt zum Herzog ernannte Marlborough versehen. Er brachte das Jahr mit der Belagerung fester Plätze in den spanischen Niederlanden und im Köllnischen zu, und eroberte Bonn (15. Mai), Tongern, Huy (25. Aug.), Limburg (27. Sept.), und Geldern (22. Dec). Zum Gegner hatte er den wieder ausgelöseten Marschall von Villeroi, der als ein vielfach Gebrannter das Feuer scheute, und eine Schlacht sorgfältig vermied.'

Dies war aber auch die einzige Gegend, in der die Alliirten in diesem Jahre Glück hatten. Mitten im deutschen Reiche loderten jetzt die Kriegsflammen schrecklich auf, durch die Schuld

des unpatriotischen Kurfürsten von Baiern. Diesen zu züchtigen, hatte der Kaiser sein Land durch zwei Divisionen seiner Haustruppen schon im März von zwei verschiedenen Seiten überfallen lassen; allein der Kurfürst hatte die eine glücklich wieder hinausgeschlagen, schützte sich gegen die andere, und besetzte unter großem Geschrei aller Gesandten sogar Regensburg. Um sich mit ihm zu vereinigen, war Villars schon zweimal vergeblich über den Rhein gesetzt, und hatte eben so oft die deutschen Linien bey Stolhofen vergeblich erstiegen, bis es ihm endlich zum dritten Male (im Mai) gelang, den Markgrafen von Baden durch einen höchst geschickten Marsch durch den Schwarzwald und das Hinzinger Thal zu täuschen, und über Donaueschingen und Duttingen in Schwaben vorzurücken, wohin dann der Kurfürst ihm entgegen kam, so daß die Vereinigung am 12. Mai erfolgte.

Villars war ein großer General, aber einer von den Menschen, die ihre Freude darin finden, Andere ihre Uebermacht recht peinlich empfinden zu lassen. Er behandelte den Kurfürsten wie einen Vasallen seines Herrn, und wollte ihm immer nur Gesetze vorschreiben. Gleich der erste Streit entstand darüber, wohin man sich nun wenden wolle. Villars meinte, nach Wien; Maximilian wollte in Tyrol einfallen, und Vendomen den Weg ins Oestreichische bahnen. Ludwig

XIV. mußte endlich entscheiden, und er stimmte für das letztere. Villars blieb nun zur Bedekkung Baierns zurück, und der Kurfürst trat mit etwa 16000 Mann den Zug in das Tyrolische an. Am 17. Jun. forderte er Kufstein auf, sich zu ergeben. Der tapfere Kommandant dieser Bergfestung gab eine entschlossene Antwort, und ließ, um die Stadt besser vertheidigen zu können, die Vorstädte in Brand stecken. Aber zum Unglück warf ein plötzlich entstehender Sturmwind die Flamme auf die Stadt selbst, das Pulvermagazin sammt allen Bomben und Granaten flog in die Luft, und während die Besatzung in größter Verwirrung zum Löschen und Retten Hand anlegte, erstiegen die Baiern das Schloß, das nun freilich keiner Vertheidigung mehr bedurfte. Im ersten Schrecken über diese Begebenheit ergaben sich auch die nächstgelegenen Plätze, Ratenberg, Hall, Scharnitz, Zirl, ꝛc., leicht, und am 25. Jun. sogar das so wichtige Inspruck. Von hier aus ging der Zug weiter nach der bekannten Ehrenberger Klause. Auch dieser Paß wurde glücklich erobert, und nun zog man auf den fast unwegsamen Brennerlos, den Gipfel der tridentinischen Alpen, zwischen dem Inn, der Aicha und Etsch. Aber hier war den Eroberern ihr Ziel gesteckt. Die Tyroler, der Schweizer würdige Nachbaren, waren zwar bei dem ersten unvermutheten Unfall in ihre

Gebirge geflohen, aber nur, um sich mit einander über die wirksamste Vertheidigung zu berathen; dann hatten sie sich in die nur ihnen bekannten und zugänglichen Schlupfwinkel neben und über jenen gefährlichen Felsenwegen versteckt, und warfen und schossen aus denselben alle Vorübergehenden nieder. Ein Hülfskorps östreichischer Truppen, das ihnen der Kaiser unter dem General Guttenstein zuschickte, machte ihnen noch mehr Muth, und so kamen sie, mit Bogen, Flinten und Knütteln bewaffnet, unter der Anführung des wackern Beamten von Landeck, Martin Sterzinger, zu Tausenden herbei, besetzten alle Höhen über jenen engen Pässen, durch welche die Baiern ziehen mußten, und gaben der Geschichte ein herrliches Seitenstück zu jenen unvergeßlichen Tagen bey Sempach und Laupen, von denen Theil V. S. 253 und 55 dieses Werks geredet worden ist. Von allen Felsenspitzen herab rollten Steine und Baumstämme, flogen Pfeile und Kugeln auf die Feinde herunter, die, dicht zusammengedrängt, unkundig der Gegend, und ohne ihr Geschütz brauchen zu können, ein sicherer Raub des Todes wurden. Kein Schritt war ohne Blut. Auch die versuchtesten Krieger weigerten sich, weiter zu gehen. In einem Hohlwege lauerte ein tyrolischer Jäger mit seiner Büchse dem Kurfürsten selber auf, schoß aber statt seiner den Grafen von Arco nieder, irre geführt

durch dessen reiche Kleidung. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt konnte man überdies in diesen öden Klüften weder aus dem Vaterlande noch von Vendome die geringste Nachricht erhalten. So beschloß man dann in dieser ängstlichen Lage, den Vereinigungsplan aufzugeben, und den Rückzug wieder anzutreten. Dieser war aber noch unglücklicher als der Hinmarsch, denn die immer mehr ermuthigten Bergbewohner tödteten noch eine große Menge, wofür sich dann freilich die Baiern wieder in den durchzogenen Dörfern und Städten an den Weibern und Kindern barbarisch genug rächten. Alle die eroberten Schlösser mußten indessen, bis auf Kufstein, wieder verlassen werden; und so kam dann der Kurfürst, sehr kleinmüthig, und nur etwa mit der Hälfte der Mannschaft, mit der er vor zwei Monaten ausgezogen war, im Anfange des Augusts wieder in Baiern an. Vendome war bis Trient gekommen, und, nachdem er jenen dort lange vergebens erwartet hatte, mußte er gleichfalls wieder umkehren, um nicht von Italien abgeschnitten zu werden.

Maximilian Emanuel fand seinen Verbündeten, den Marschall von Villars, zwischen Lauingen und Dillingen, und den östreichischen General Styrum bei Haunsheim fest verschanzt, und eben rückte auch Ludwig von Baden mit der Rheinarmee herbei, und warf sich in Augsburg

und Friedberg. Dadurch ward den Franzosen und Baiern alle Zufuhr abgeschnitten, und nur ein glückliches Treffen konnte sie retten. Dies bedachte Styrum nicht, sondern in der Hoffnung, sie noch näher einzuschließen, verließ er sein festes Lager, um bei Donauwerth über die Donau zu gehen. Aber ehe er noch diese Stadt erreicht hatte, holten Villars und der Kurfürst ihn ein, und lieferten ihm am 20. Sept. (1703) zwischen Oberklau und Hochstädt eine Schlacht, in der er, trotz allem Widerstande, der überlegenern Macht weichen mußte. Dadurch erhielten die Franzosen und Baiern wieder Luft, doch thaten sie vor der Hand nichts weiter, weil die Häupter in ewigem Zwiste lebten. Dafür aber nahmen zwei andere französische Heere, unter dem Herzog von Bourgogne und dem Marschall von Tallard, die wichtigen Festungen Breisach (6. Sept.) und Landau (16. Nov.) weg, und am 13. Dec. mußte sich auch das reiche Augsburg an die Baiern und den Grafen von Marsin ergeben, den Ludwig XIV. an die Stelle des abgerufenen Villars nach Schwaben gesandt hatte. So schlimm endete den Alliirten der Feldzug von 1703.

5.

Die Schlacht bei Höchstädt.

(13. Aug. 1704.)

Ehe sich der Kurfürst in die Winterquartiere begeben, hatte er erst noch am 8. Jan. 1704 Passau, den Schlüssel von Oestreich, beschossen, und am folgenden Tage mit Kapitulation eingenommen. Eugen brachte, wie gewöhnlich, den Winter in Wien zu, und hier berathschlagte man diesmal ernstlich, wie man das Mißgeschick des letzten Feldzuges wieder gut machen wolle. Was die Noth vergrößerte, war, daß im vorigen Jahre der Aufruhr in Ungarn aufs neue wieder ausgebrochen war, und daß man einen großen Theil der in Deutschland so nöthigen Truppen dorthin hatte schicken müssen. Es war wirklich nahe daran, daß die Ungarn sich ganz losrissen, und nach ihrem längst gehegten Wunsche eine eigene Republik gründeten, wozu ihr Anführer, der vom Kaiser schwer beleidigte Fürst Ragoczy von Siebenbürgen, ihnen treulich die Hand geboten hatte. Nur die schlechte Disciplin und die Uneinigkeit der Ungarn unter sich selbst war Schuld daran, daß der Kaiser dies schöne Königreich unter den gegenwärtigen mißlichen Umständen nicht einbüßte.

In Betreff des deutschen Feldzuges ward be-

schlossen, daß Eugen diesmal nach Deutschland gehen, und mit Ludwig von Baden und Marlborough vereinigt an der Vertreibung des innern und äußern Feindes arbeiten sollte. Die Königin Anna gab ihre Zustimmung dazu, aber von den Generalstaaten war kaum zu erwarten, daß sie in Marlboroughs so weite Entfernung willigen würden. Er selbst theilte ihnen daher nur die Hälfte des Plans mit, und bat bloß um die Erlaubniß, bis an die Mosel vorrücken zu dürfen, welches nur nach langem Widerspruche und Angstgeschrei zugegeben ward. Er versammelte darauf im Frühjahr sein alliirtes Heer zu Maastricht, und rückte den Rhein hinunter nach Kölln, und noch tiefer hinab nach Koblenz (im Mai). Dann ging er zum Schein nach Trier, die Mosel hinauf, um die Franzosen zu täuschen, und plötzlich hierauf wendete er sich zurück nach Mainz, und stand im kurzem, wo ihn niemand vermuthet hatte — am Neckar. Hier, bey Heilbronn, besuchten ihn Ludwig von Baden und Eugen (im Jun). Die Helden überhäuften sich mit Höflichkeiten. Ludwig nannte Marlborough den Retter Deutschlands, und der Herzog erwiederte darauf, nur von ihm könne er lernen, wie man das Reich retten könne. Eugen rühmte die Schönheit der Marlboroughschen Truppen, und den ungemeinen kriegerischen Muth, der jedem einzelnen aus den Augen blitze, und

dergleichen er nie gesehen habe. Worauf der galante Engländer entgegnete, wenn dem so sey, wie er sage, so habe einzig die Gegenwart Sr. Hoheit ihnen dies Feuer eingeflößt.

Die drei Feldherren hielten nun Kriegsrath mit einander, und wurden darin einig, daß Eugen an den Rhein marschiren solle, die Linien bei Stollhofen zu vertheidigen, Marlborough und der Prinz von Baden hingegen sollten gemeinschaftlich in Baiern eindringen; und damit nie ein Streit unter ihnen entstehe, so solle jeder von ihnen beiden einen Tag um den andern das Kommando führen. (Ein trefflicher Einfall des weisen Eugen.) Marlborough zog hierauf von Heilbronn nach Ulm, wo Ludwigs Reichsarmee stand (22. Jun.), und beide beschlossen nun, mit vereinigter Macht auf die Franzosen und Baiern loszugehen.

Diese standen in einem festen Lager zwischen Lauingen und Dillingen verschanzt. Um aber den Alliirten den Uebergang über die Donau zu erschweren, sandten sie einen Theil ihrer Truppen unter dem Grafen von Arco auf den Schellenberg bei Donauwerth, um sich dort gleichfalls zu verschanzen. Aber dies glaubten die Alliirten, die es zeitig genug erfuhren, nicht zugeben zu dürfen. Sie rückten ihnen schnell nach, setzten über die Wernitz, und erschienen am 2. Jul. (1704) am Schellenberge, auf welchem

dem jene mit ihren Verschanzungen noch lange nicht fertig waren. Marlborough, der an diesem Tage das Kommando hatte, wollte sich die Ehre des Angriffs nicht nehmen lassen, und so begann noch spät, gegen 6 Uhr des Abends, die Schlacht. Marlborough führte seine Engländer und Holländer auf dem linken Flügel, Ludwig von Baden seine Reichstruppen auf dem rechten, dem Feinde entgegen. Die Wuth der Fechtenden von beiden Seiten war fürchterlich, aber schon in der ersten Stunde mußten die Baiern weichen. Die Kaiserlichen erstiegen die Verschanzungen zuerst, dann drangen auch die Engländer und Holländer hindurch, und den Angegriffenen blieb nichts übrig, als über die Donau nach Lauingen zu fliehen, auf welchem Wege jedoch viele unter den Hieben der nachsetzenden Reiter fielen, und noch mehr in den Fluß gesprengt wurden. Zwar war der Verlust an Mannschaft auf beiden Seiten ungefähr gleich groß, allein den Alliirten fielen doch das ganze Gepäck sammt allen Zelten der Feinde, einige trefflich gefüllte Magazine in Donauwerth, und 16 Kanonen in die Hände. Das reiche Silberzeug des Grafen von Arco ward unter die Soldaten zur Belohnung ihrer Tapferkeit vertheilt.

Der Kurfürst und der Graf von Marsin hielten sich nun auch in ihrem Lager bei Lauingen nicht mehr sicher, und zogen sich daher unter die Kanonen von Augsburg zurück, wo sie

eine Verstärkung erwarten wollten, mit welcher der Marschall von Tallard *) bereits unterweges war. Marlborough forderte jetzt den Kürfürsten dringend auf, von der französischen Allianz abzugehen, wozu der Kaiser noch die billigsten Versprechungen fügte, doch umsonst. Man bediente sich hierauf derjenigen Bewegungsgründe, die, wie ein französischer Biograph Marlboroughs sich ausdruckt, die letzte Vernunft der Fürsten sind, und die aus dem Munde der Kanonen hervorgehen. Schrecklich ward das arme Baierland verwüstet und ausgeplündert, und das Jammergeschrei der Unglücklichen ward so laut, daß der Kurfürst zuletzt wirklich den Anerbietungen des Kaisers Gehör gab. Aber eben da er einen Vertrag zu Gunsten des letztern unterschreiben wollte, kam ein Courier mit der Nachricht an, der Marschall von Tallard stehe bereits am Rheine, und werde spätestens den 24. Jul. bei ihm eintreffen. Sogleich warf der Kurfürst die Feder aus der Hand, und beschloß noch einmal den Ausschlag des Waffenglücks abzuwarten.

Tallard kam wirklich durch den Schwarzwald dahergezogen, und vereinigte sich am 3. Aug. mit dem Kurfürsten bei Augsburg. Aber wie sein böser Geist, war auch zugleich der lauernde

*) Villars war wegen der Uneinigkeiten zwischen ihm und dem Kurfürsten von Baiern zurückberufen, und kommandirte im Languedoc gegen die Camisarden.

Eugen mit 18000 Mann aus den Linien bei Stollhofen hinter ihm hergeschlichen, und stand um eben diese Zeit in der Gegend von Donauwerth, wo sich Marlborough so schnell als möglich mit ihm vereinigte (11. Aug.). Den alten mürrischen und bedächtigen Prinzen von Baden hatte der letztere schon vorher listig genug weggeschickt, indem er ihm die Nothwendigkeit vorgestellt hatte, Ingolstadt zu belagern, wozu sich derselbe aus einer besondern Vorliebe für Belagerungen willig verstanden hatte. Mit Eugen allein wurde der stolze Herzog sehr gut fertig, weil dieser, vermöge seiner seltenen Bescheidenheit, um des allgemeinen Besten willen, jede eigene Anmaßung gern unterdrückte, und dem älteren Feldherrn keinen Vorschlag aufzudringen versuchte, dessen Nothwendigkeit er ihm nicht durch die bloße Darlegung der Gründe einleuchtend machen konnte. Beide marschirten nun gemeinschaftlich am Dienstag (12. Aug.) auf den Flecken Höchstädt zu, da sie Nachricht hatten, daß der Feind bereits in der vorigen Woche bei Lauingen über die Donau gegangen sei. Beim Rekognoscíren fanden sie ihn schon in der Gegend von Höchstädt postirt, und beschlossen sogleich, ihm eine entscheidende Schlacht zu liefern. Am Mittwoch, den 13. Aug., rückten sie früh um halb 4 Uhr aus dem Lager, und um 6 Uhr bekamen sie den Feind zu Gesicht. Die Kanonade begann gegen halb

9 Uhr, aber da man erst einige Moräste umgehen, und einige Bäche passiren mußte, so ging die eigentliche Schlacht erst um 1 Uhr Nachmittags an. Die Franzosen hatten den Vortheil der bessern Stellung und der weit größern Truppenzahl für sich, und nur die höchste Nothwendigkeit konnte die alliirten Feldherren bewegen, sie anzugreifen. Aber was nur irgend die vereinte Klugheit zweier trefflichen Männer und das Vertrauen ihrer Mannschaft auf sie bewirken konnte, das ward bewirkt. Marlborough führte den rechten Flügel, heimlich betend, gegen Tallard an (er selbst gestand nachher, er habe nie soviel gebetet, als an diesem Tage); Eugen drang mit dem linken auf die Baiern ein. Mehrmals wurden sie zurückgeworfen, aber immer setzten sie sich wieder, und gingen aufs neue in das fürchterlichste Feuer. Ein englischer General, dessen Reiterregiment schon zweimal geschlagen war, lenkte zur Flucht um. Marlborough holte ihn ein, und rief: „Mein Herr, Sie sind im Irrthum, dort steht der Feind, und Sie dürfen ihm nur das Gesicht zukehren, so ist der Tag Ihre". Beschämt that jener seine Schuldigkeit, und erhielt so einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Siege. Denn nach Sonnenuntergang ward die Flucht allgemein. Zwanzigtausend Franzosen und Baiern lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde;

13,220 Mann, und unter diesen der Marschall von Tallard selbst, nebst seinem Sohne und 818 Officieren, waren gefangen. Mit dem Reste setzte der Kurfürst und der Graf von Marsin über die Donau, um sich unter die Kanonen von Ulm und Memmingen zu flüchten. Die Beute der Sieger war außerordentlich. Die reiche Kriegskasse, 5300 Wagen mit Lebensmitteln und Munition, 3600 Zelte, 2 Schiffbrükken, 117 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten und 17 Pauken fielen in ihre Hände. Das französische Heer war so gut als vernichtet, ganz Baiern und Schwaben vom Feinde gereinigt, und der bisher so hartnäckige Kurfürst von Baiern nun durchaus zu Grunde gerichtet. Von diesem glorreichen Tage an tönte der Name Marlborough in tausend Liedern wieder, und der Kaiser, voll gerechten Dankgefühls gegen den Retter seiner Ehre und den Ueberwinder seiner Feinde, ernannte ihn auf der Stelle zum Reichsfürsten. Er selbst krönte seinen Ruhm noch durch die menschenfreundliche Sorgfalt für die Verwundeten und durch sein artiges Benehmen gegen die Gefangenen. Dem tiefgebeugten Marschall von Tallard machte er ein Kompliment über seinen vortrefflichen Charakter; und als dieser ihm sagte, er habe die bravsten Truppen von der Welt geschlagen, erwiederte er lächelnd; „Ich hoffe, Ew. Gna-

den werden diejenigen ausnehmen, die die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen".

Dem Kurfürsten von Baiern blieb nun nichts übrig, als mit seinen Bundesgenossen über den Rhein zu ziehen. Sein Land, wie auch die Reichsstädte Regensburg, Augsburg und Ulm, wurden sogleich von den Kaiserlichen besetzt *), die, wie man denken kann, nicht glimpflich damit verfuhren; und seinem Abgeordneten auf dem Regensburger Reichstage ward angedeutet, in 3 Tagen die Stadt zu verlassen. Die Feldherren zogen hierauf an den Rhein, Ludwig von Baden, um Landau abermals zu belagern (welches am 24. Nov. überging), Eugen und Marlborough hingegen nach Kronweißenburg, um den Marschall von Villeroi abzuhalten. Trier ward von den Franzosen freiwillig verlassen, Trarbach ergab sich an den Erbprinzen von Hessenkassel (18. Dec.). Im Spätherbst ging Eugen nach Wien, und Marlborough über Berlin und Hannover nach London zurück.

*) Vermöge eines am 7. Nov. 1704 zu Ilbersheim bei Landau mit dem römischen Könige geschlossenen Vertrages, behielt die Kurfürstin zu ihrem Unterhalte bloß die Stadt und das Rentamt München. Das ganze übrige Land erhielt einen kaiserlichen Statthalter.

6.

Ausbruch des Krieges in Spanien selbst.

1704—1707.

Spanien selbst, der Gegenstand des allgemeinen Krieges, hatte dem gewaltigen Streite drei Jahre lang in größter Ruhe zugesehen, als endlich die Flamme es auch ergriff. Der schwache Philip V. hatte sich mit einer savoyischen Prinzessin vermählt: diese brachte eine ränkevolle Oberhofmeisterin, die Prinzessin Ursini, mit; ein verhaßtes Weiberregiment verdrängte und erbitterte mehrere Großen von Spanien, die bisher alles gegolten hatten; diese wandten sich nach Portugal, und in kurzem ward Lissabon der Sammelplatz unzähliger Mißvergnügten aus Spanien. Man fing an, mit den Alliirten zu unterhandeln; man versprach, den östreichischen Erzherzog Karl als König anzuerkennen, wenn er nur persönlich nach Spanien kommen, und sich an die Spitze der Mißvergnügten stellen wollte. Er reisete wirklich am 19. Sept. 1703 von Wien ab, brachte aber erst den Winter in England und Holland zu, und landete am 1. März 1704 mit 12,000 Engländern und Holländern an der portugiesischen Küste.

In Portugal fand er noch ein Heer, an dessen Spitze der König Peter II. selbst nach

Spanien marschirte. In einem Manifest vom 9. März legte er die Gerechtigkeit seiner Ansprüche und seines Krieges gegen Philipp von Anjou dar. Aber beide Könige waren schlechte Helden, und ihre Truppen waren elend disciplinirt. Indessen war das französisch-spanische Heer, welches ein Herzog von Berwic anführte, auch nicht thätiger. Man nahm von beiden Seiten wenig vor, und ging frühzeitig in die Winterquartiere. Hätte nicht die vereinigte Flotte das für England so wichtige Gibraltar weggenommen (4. Aug 1704), so wäre in diesem ganzen Jahre fast gar nichts geschehen.

Im folgenden Jahre (1705) ward mehr ausgerichtet. Die Alliirten hatten beschlossen, sich zuerst der Katalonier und Valencier zu versichern, unter denen die Unzufriedenheit über die neuen französischen Abgaben am größten war. Sie setzten zu dem Ende am 8. Aug. einen Valencier, Namens Basset, ans Land, der alle Talente eines Volksaufwiegelers im höchsten Grade besaß. Nachdem er mit seiner Schaar zuerst die Stadt Denia überfallen und erobert hatte, ließ er Karln von Oestreich daselbst zum König von Spanien, und sich selbst zum Vicekönig und Befehlshaber aller Truppen in Valencia ausrufen, und verkündigte eine allgemeine Befreiung von den verhaßten Abgaben. Dagegen sammelte er bittweise freiwillige Kriegssteuern ein, und — so kindisch ist das Volk — er erhielt mehr, als die

Abgaben betragen haben würden. Barcellona ward von seinem Statthalter gegen die alliirte Flotte eine Zeitlang vertheidigt, ergab sich aber endlich auch, und die Bürger erklärten sich, wie fast in allen übrigen Städten von Katalonien, Valencia, Aragonien und Navarra, für Karln von Oestreich. Basset benutzte die allgemeine Unentschlossenheit und Verwirrung mit bewunderungswürdiger Klugheit. Mit einem kleinen Haufen setzte er sich sogar in den Besitz der Hauptstadt von Valencia, wo er einen der angesehensten Großen Spaniens, den Grafen von Cardonne, zum Vicekönig einsetzte, und seine eigene Mutter, eine bisher unbekannte Frau, zur Marquise von Callera erhob, und ihr die Güter dieses Namens schenkte. Karl konnte nicht weniger für ihn thun, als ihn loben, und alle seine Unternehmungen billigen.

Jetzt brauste der Orkan des Aufruhrs allmälig durch das ganze Land. Parteien kämpften gegen Parteien, und jeder überließ sich seinen Privatleidenschaften, der Raubgier und Rachsucht, so lange die öffentliche Gerechtigkeit gehemmt war, und niemand wußte, welcher von den beiden Königen die Oberhand behalten würde. Daß man die Engländer, Holländer und Deutschen als Ketzer verabscheute, verstärkte noch das Gift des Factionenhasses. Auch die uralte Nationalfeindschaft der Castilier und Aragonier kam wieder

zum Vorscheine. Gräuel, wie sie Deutschland zur Zeit des 30jährigen Krieges erlebt hatte, wurden jetzt in dem ganz aufgelöseten Spanien begangen. Da aber unter den beiden Häuptern, welche sich jetzt um die Krone stritten, kein einziger Kopf war, so schien es, als sollte nur der Zufall zuletzt einen Ausschlag geben. Karl, der schon alles gewonnen hatte, zauderte viel zu furchtsam, und anstatt rasch auf Madrid loszugehen, hielt er sich zur Unzeit lange in Barcellona und in Aragonien auf. Aber freilich, außer der Furchtsamkeit, zu der ihn die Natur der Sache in einem fremden Lande wohl berechtigen konnte, war er auch viel zu wenig Herr seiner Truppen, um sich ihnen kühn anvertrauen, und etwas mit ihnen wagen zu können. Der Graf Peterborough, Anführer der englischen Armee und Flotte, ließ sich durchaus nichts vorschreiben, sondern spielte den Protector über ihn. Derselbe Fall war es mit Philipp von Anjou, der sich herzlich gern den Wünschen seiner Spanier gefügt hätte, wäre ihm nicht jeder Schritt im Kabinette zu Versailles vorgezeichnet worden, und hätte nicht der französische Gesandte, Graf von Amelót, mit der seiner Nation eigenen Arroganz immer statt seiner das Wort geführt, und die ehrwürdigsten der spanischen Granden mit Verachtung behandelt.

Zwei französische und zwei alliirte Heere standen in verschiedenen Gegenden Spaniens, ohne

nach einem bestimmten Plane zu handeln. Da die beiden Könige nicht über die Truppen ihrer Helfer gebieten durften, so erlaubten sich diese alle Arten von Ausschweifungen, zu denen sich der Soldat in Kriegeszeiten vermöge der Unsicherheit seines Lebens berechtigt glaubt. Wer nicht, selbst in Katalonien, wo man sich doch am lautesten für Karln erklärt hatte, dessen Soldaten Haus und Hof, Weiber und Töchter Preis gab, ward als ein Feind des östreichischen Hauses gemartert und niedergemacht. Eben so mußte in Castilien jede Verweigerung des Eigenthums gleich ein Beweis der heimlichen Abneigung gegen Philipp sein. Im May 1706 rückten 30,000 Portugiesen und 12,000 Engländer und Holländer in Estremadura ein, jene von dem Marquis das Minas, diese von dem Grafen Galloway angeführt. Sie nahmen eine Besatzung von 5000 Mann gefangen, die der französische Marschall von Berwic in Alcantara geworfen hatte, und nöthigten dadurch den letztern, sich mit dem Reste seiner Mannschaft in die Gegend von Madrid zurückzuziehen. Er mußte aber bald gar den König Philipp zur Flucht nach Sopetran bereden, da die Portugiesen nach der Wegnahme von Espinar sich auf den Höhen vor Madrid zeigten. Viel zu schwach, um diesen doppelt *) ver-

*) Zwischen den Spaniern und Portugiesen herrscht ein unauslöschlicher Nationalhaß.

haßten Feind abzuhalten, dachte man nur darauf den Hof in Sicherheit zu bringen. Die Königin zog mit ihren Damen nach Burgos, und der Adel folgte entweder ihr, oder dem Könige in Berwics Lager, oder begab sich auf seine Güter. Alle Tribunäle wurden verschlossen. Das Minas sandte hierauf 2000 Reiter nach Madrid, die auch den 25 Jun. ohne Umstände, wiewohl mit allen Zeichen des Widerwillens und Nationalabscheus eingelassen wurden. Zwei Tage darauf hielt er selbst mit dem Grafen von Galloway seinen Einzug, und beide stiegen in dem königlichen Lustschlosse Pardo ab. Ihre Truppen lagerten sich außerhalb der Stadt längs dem Manzanares. Alles war still, auf allen Gesichtern las man Abscheu, der nur durch die Furcht zum Schweigen gebracht war. Man stellte die Tribunäle wieder her, aber viele der Richter waren abwesend. Man erwartete Nachricht von Karln, und lud ihn ein, schnell mit der Armee herbeizukommen; aber alle dahin abgesandten Couriere wurden von den Spaniern aufzefangen, und Karl, der ganz unthätig bei Saragossa stand, erfuhr nicht das geringste davon, daß die Hauptstadt von Spanien sein sey. Dagegen verbreiteten die Spanier in Madrid das Gerücht, er sey in Aragonien gestorben, und dies machte seine Anhänger und das portugiesische Heer unentschlossen und muthlos. Das letztere, anstatt auf Berwics schwaches

Corps, das noch immer bei Sopetran verschanzt stand, loszugehen, und es mitsammt dem Könige Philipp über die Pyrenäen zum Lande hinaus zu jagen, ergab sich sorglos der Trägheit und allen Ausschweifungen; und so weit ging der Haß der Madrider, daß selbst die liederlichen Weibspersonen aus der Stadt es planmäßig darauf anlegten, die Portugiesen durch die schändlichste Vergiftung zu Grunde zu richten. Mehr als 6000 starben in den Hospitälern zu Madrid.

Endlich spät im Jul. drang die Nachricht von der Einnahme dieser Stadt auch nach Aragonien zum Erzherzog Karl, der nun sogleich mit der Armee des Grafen von Peterborough aufbrach. Aber ach, indem der Marquis das Minas, der langen Unthätigkeit müde, die Stadt verließ, um ihm entgegen zu gehen, schnitt ihn plötzlich der Marschall von Berwic von der Stadt ab, und ließ die im Pardo zurückgebliebenen 200 Mann durch 500 Reiter gefangen nehmen. Philipp V. zog darauf am 22. Sept. wieder ein, und ward mit fast sinnloser Freude empfangen. Um Geld zu erhalten, wurden nun alle diejenigen proscribirt, die vorher der östreichischen Partei ihre Häuser geöffnet hatten. Nach vielen Umwegen und ungewissen Märschen vereinigte sich endlich das Minas mit dem Erzherzog an der Gränze von Castilien; aber beide Heere waren jetzt so geschwächt, daß sie gar nicht mehr

daran dachten, auf die Hauptstadt loszugehen. Vielmehr ward, nach langem Gezänke der verschiedenen Häupter, beschlossen, nach dem getreuen Valencia zurückzukehren; welches sie auch — schon aus Haß gegen die Castilianer — so freudig aufnahm, daß selbst die Franziskaner und Kapuziner aus den verschiedenen Klöstern, in Schwadronen getheilt, ihnen entgegen marschirten, um sie zu bewillkommen. Der Graf Peterborough war übrigens des vielen planlosen Hin- und Hermarschirens so satt, daß er seinen König um Erlaubniß bat, nach England zurückkehren zu dürfen, da er doch, wie er schrieb, deutlich voraussehe, daß der Erzherzog Karl nimmermehr zur Herrschaft über die Castilier gelangen werde. Es ward ihm bewilligt. Karl kehrte gegen den Winter, auf Bitten der Katalonier, nach Barcellona zurück. Das Ende dieses Feldzuges war, daß die verschiedenen Generale der Alliirten einander gegenseitig bei ihren respectiven Höfen verklagten, wobei natürlich jeder die Schuld von sich abwälzte, und alle fruchtlosen Erfolge daher schrieb, daß man ihm nicht gefolgt sey.

Kriegerische Scenen — ihrer Natur nach schon ein trauriger Anblick für den Menschenfreund — können nur dann ein Interesse gewähren, wenn sie als die Wirkungen ungewöhnlicher Kräfte und Anstrengungen erscheinen, und die Vielseitigkeit des menschlichen Geistes bis zur

Bewunderung vor Augen legen. Wer verfolgt nicht mit einem eigenen Vergnügen die Kriegsthaten großer Helden! Aber ein Krieg, wie der bisher erzählte spanische, ist nicht bloß eine elende Plage für die Zeitgenossen, sondern noch ein Aerger für die Nachwelt. Vielerlei Wille, gebrochene Kräfte, Unentschlossenheit aus Mangel an Einsicht, verkehrte Maaßregeln und schlechtes Benehmen selbst im Glücke — wer kann das schon im Leben eines Privatmannes ohne Unwillen erblicken? Und nun gar die Erringung eines Königreichs, dies erhabenste aller Schauspiele, in den Händen so schlechter Acteure!

Das Jahr 1707 verfloß den bedrängten Spaniern nicht minder unglücklich als die beiden vorigen. Die uralte Feindschaft zwischen dem ehemaligen aragonischen und castilischen Reiche zeigte sich immer greller, und Karl und Philipp gaben zu dem eifersüchtigen Streite nur die Namen und den Vorwand her. Da der letztere diesmal Verstärkung aus Frankreich erhielt, so neigte sich das Glück auf die Seite der Castilier, und was ihnen noch an Macht fehlte, das ersetzte die ewige Uneinigkeit der Alliirten. Zuerst rückte der Marschall von Berwic in die Provinz Valencia ein. Hier gab es beständig kleine Gefechte, und das Land umher ward barbarisch verwüstet. Die Aragonier verheerten ihrerseits, um jene abzuhalten, den Strich von Egea bis Bardena.

Dennoch belagerten die Franzosen die erstere Stadt, und dem Marquis von Saluzzo gelang es, sie mit Sturm zu erobern. Schrecklich waren hier abermals die Wirkungen des Nationalhasses. Alle Einwohner männlichen Geschlechts wurden niedergemacht, Weiber und Kinder barbarisch behandelt, und die Stadt selbst, nachdem sie rein ausgeplündert war, bis auf den Grund niedergebrannt und zerstört. Auf gleiche Weise verfuhr ein Graf d'Ayanz mit Luesia und einigen andern Flecken. Der Marschall von Berwic hörte indessen von der Ankunft des Herzogs von Orleans in Madrid (10. April), der ihn abzulösen gekommen war, und wünschte nichts sehnlicher, als den Feinden eine Schlacht zu liefern, ehe derselbe im Lager ankäme, und die Ehre des Sieges mit ihm theilte. Der Marquis das Minas und Galloway kamen seinen Wünschen entgegen, indem sie am 25. April (1707) in der Ebene bey Almanza in Schlachtordnung gegen die Castilier und Franzosen anrückten. Es erfolgte ein hartnäckiges Treffen, in welchem die alliirte Armee, zum Theil durch die Ungeschicklichkeit der Anführer, fast ganz aufgerieben ward. Mit Recht ließ Philipp V. diese Begebenheit durch eine Pyramide verewigen, denn sie war es eigentlich, die die Krone auf seinem Haupte völlig befestigte, und der Macht des Erzherzogs den letzten Stoß gab. Auf den hundert erbeuteten

Fahnen

Fahnen, die der Graf Pinto nach Madrid brachte, um sie in der Kirche U. L. F. von Atocha aufzuhängen, sah man die Wappen der Könige von England, Portugal und Preußen, der Republik Holland, des Kurfürsten von der Pfalz, des Herzogs von Lüneburg und mehrerer Reichsfürsten, woraus man sich einen Begriff von der bunten Mischung des alliirten Heeres machen kann. Der Marquis das Minas hatte nichts mehr zu kommandiren, als eine Handvoll Reiterei, die er nach Barcellona schickte; ganze portugiesische Regimenter sah man reihenweise auf dem Schlachtfelde hingestreckt liegen.

Man eroberte nun die Städte in Valencia mit leichter Mühe. Die Hauptstadt übergab am 8. May ihre Schlüssel dem Herzog von Orleans. Auf Leben und Tod vertheidigte sich die kleine Stadt Xativa, die ein Ritter Asfeld belagerte. Die Bürger wollten lieber sterben, als sich den Castiliern ergeben, und verwarfen mit Verachtung die ihnen angebotene Verzeihung. Und als nun endlich die Sieger im Sturm hereinbrachen, und, gleich wüthend, alles niedermetzelten, eilten jene freiwillig dem Tode entgegen, und steckten mit den Feinden um die Wette ihre eigenen Häuser in Brand. Nicht einmal entrinnen wollte einer, und so kamen sie alle um. Die Stadt brannte bis auf den Grund aus, und ward dem Erdboden gleich gemacht; auch nicht

ihr Name blieb übrig. Eben so ging es den gleich hartnäckigen Städten Alcira und Alcoi. Der Ritter Asfeld war recht der Mann für solche Strafgerichte. Auf sein Verbot, daß kein Bewohner der Provinz Valencia eine Waffe behalten sollte, hielt er mit einer so blutigen Strenge, daß man zuweilen wegen eines gefundenen Dolches einige hundert Menschen zum Richtplatze schleppen sah. Unter seinen Händen ward die herrliche Landschaft, deren paradiesische Anmuth uns noch kürzlich ein deutscher Reisender mit so hinreißenden Farben geschildert hat, ein Schauplatz der unerhörtesten Grausamkeiten. Philipp V. erfuhr davon nichts, denn man ließ den Besiegten nicht einmal den Trost, sich beklagen zu können. „Wir verschweigen," sagt ein Zeitgenosse *), „aus Schonung die Namen derjenigen, die sich die Reichthümer des Landes zueigneten, und wagen es nicht, die Summen anzuzeigen, die man wegschickte, aus Furcht, man möchte unsern Worten nicht glauben".

Nachdem endlich auch Saragossa und Lerida (11. Nov. 1707) gefallen waren, ward für Valencia, Aragonien und Katalonien die Aufhebung der bisher bestandenen Privilegien dieser Provinzen bekannt gemacht und daß sie künftig in Betracht der Steuern mit den Casti-

*) San Felipe, Theil II. nach der deutschen Uebersetzung.

liern auf einerlei Fuß gesetzt werden sollten. Dies schien ihnen unerträglicher als der Tod, indessen gebot die Nothwendigkeit Schweigen, denn es bedurfte nur eines Wortes, um als Rebell am nächsten Baume zu hangen.

7.

Die Schlachten bei Ramillies und Turin.

(1706.)

Das Jahr 1705 war in Deutschland mehr mit verdrüßlichen Zänkereien versplittert, als mit großen Thaten erfüllt worden. Am 5. May starb Kaiser Leopold I. an der Brustwassersucht, und hinterließ die Kaiserwürde seinem älteren Sohne Joseph I. Hier zweifelten nun manche, ob dieser für seinen Bruder einen so weitschichtigen, kostbaren und blutigen Streit ausfechten würde, als vorher der Vater für den Sohn wohl gethan hatte, allein mit Unrecht. Joseph I. erklärte vielmehr, daß er den Krieg mit allem Ernste fortsetzen, und seinen Bundesgenossen bis auf den letzten Augenblick treu bleiben werde. Eugen erhielt, was sehr nothwendig und löblich war, unumschränkte Vollmacht in Kriegssachen, und ging nach Italien, wo ihn

jedoch Vendome mit seiner überlegenen Macht nicht weiter als bis an die Adda vordringen ließ. Marlborough hatte sich am Rhein eingefunden, und wollte, in Vereinigung mit der Reichsarmee, den Marschall von Villars zurücktreiben; aber zu dieser Vereinigung ließ sich der alte Prinz von Baden, der nicht Willens war, einem Andern Lorbeeren zu erfechten, so viel Zeit, daß die schönste Gelegenheit, die Franzosen bei Sirk anzugreifen, für den englischen Feldherrn vorüber ging. Da nun aus den Niederlanden Nachricht kam, daß Villeroi unterdessen mit einer andern Armee die Maaß hinaufgerückt sey, Huy weggenommen habe und Lüttich belagere, so konnte er nicht länger an der Saar auf die Reichsarmee warten, sondern kehrte schleunig nach Mastricht zurück, und schrieb dem Kaiser seine sehr triftigen Entschuldigungsgründe. Kaum war er weg, so kam Villars aus seinen Verschanzungen hervor, und schreckte die kleine Reichsarmee dergestalt, daß der Kommandant von Saarbrück seine Festungswerke von selbst in die Luft sprengte, und der von Trier seine kostbaren Magazine in Brand steckte, ehe sich noch ein Franzose sehen ließ. Beide Städte ließen bald darauf die Feinde ein, Villars vereinigte sich mit Marsin, und beide trieben nun auch die Reichsarmee aus ihren Linien bei Kronweißenburg (4. Jul. 1705).

Marlborough wollte nun wenigstens in den

Niederlanden seine Schuldigkeit thun, wo Villeroi und der Kurfürst von Baiern mit einer weit überlegenen Truppenzahl bey Tillemont hinter sehr festen Linien verschanzt standen. Der Anfang versprach ihm Glück, denn bei seiner bloßen Annäherung an Lüttich verließen die Franzosen nicht bloß diese Stadt, sondern auch das schon genommene Huy (11. Jul. 1705). Mit seiner gewöhnlichen Schnelle rückte er nun auch vor Tillemont, erstieg am 18. Jul. wirklich die Linien, und verursachte dem Feinde einen Verlust von mehr als viertehalbtausend Mann. Bestürzt zogen die Uebrigen sich unter die Kanonen von Löwen zurück. Von seinem Waffenglück begeistert, wollte er sie auch dahin verfolgen, als er sich auf einmal durch die Mißgunst des holländischen Generals Schlangenburg gehemmt sah. Dieser hatte an allen Planen des Herzogs etwas zu tadeln, und wollte zu einem Angriffe auf Löwen durchaus nicht seine Regimenter hergeben. Voll Verdruß schrieb Marlborough deshalb an die Generalstaaten, aber ehe ihre Antwort zurückkam, hatten sich die Feinde schon viel zu gut verschanzt, und die schöne Gelegenheit war abermals vorüber.

Während der Kurfürst von Baiern mit dem Reste seines bei Höchstädt geschlagenen Heeres Villeroi's Fahnen folgte, litt sein armes Land daheim unter dem Druck der östreichischen Kom-

missarien unaussprechliches Elend. Nicht genug, daß man alles baare Geld mit unerbittlicher Raubsucht herauspreßte: man hob soviel Rekruten zum kaiserlichen Dienste aus, daß an manchen Orten nicht Hände genug übrig blieben, den Acker zu bestellen. Je treuer der redliche Bürger seinem rechtmäßigen Landesherrn anhing, desto sicherer war er ein Gegenstand der feindlichen Mißhandlung. Die Erbitterung ward zuletzt im ganzen Lande so groß, daß sich zu Anfang des Jahres 1705 unter der Hand eine Verschwörung bildete, die nichts geringeres bezweckte, als eine Wiederholung der sicilischen Vesper. In der That war man schon bewundernswürdig weit mit der Herbeischaffung der erforderlichen Waffen- und Pulvervorräthe gekommen, als — der ganze Entwurf verrathen ward. Man kann denken, daß dies den armen Baiern nur eine noch strengere Behandlung zuzog. Bisher hatte man noch die Hauptstadt und das Rentamt München verschont: jetzt (16. May) rückten auch in jene zwei Regimenter ein. Die Festungswerke wurden niedergerissen, alle Bürger entwaffnet, das Zeughaus ausgeleert, die Güter des Kurfürsten und seiner Anhänger eingezogen, die junge Mannschaft gewaltsam zum östreichischen Dienst gezwungen. Der Einquartirungen und Kontributionen war kein Ende. Aber der härtere Druck reizte nur zu stärkerem Widerstand. Zuerst rotteten

sich die Bauern zusammen, um den herumziehenden Werbekompagnien die ausgehobene junge Mannschaft wieder zu entreißen. Nachdem dies mehrmals mit Glück geschehen war, bildeten sich ansehnliche Schaaren, die einzelnen östreichischen Corps auflauerten, um sie niederzumachen. Ja in der kleinen Stadt Burghausen tödteten sie den Kommandanten, und zwangen die Besatzung, sich auf Kapitulation zu ergeben. Ihr Glück vergrößerte ihren Zug. Am 27. Nov. vertrieben sie die Oestreicher aus Braunau, am 4. Dec. aus Schärding. Jetzt waren ihrer 20,000 beisammen. Ihr Anführer war ein Student, Namens Meinl. Der kaiserliche Administrator sah sich genöthigt, mit ihnen in dem Dorfe Anzing, 3 Meilen von München, zu unterhandeln. Sie bewilligten einen Waffenstillstand von 10 Tagen, und dies verschaffte den Oestreichern Zeit, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreisen herbeizurufen, welches den, freilich undisciplinirten, Bauern eine Stadt nach der andern wieder abnahm, und sich durch zügellose Ausschweifungen und Plünderungen für seine Mühe bezahlt machte. An Hinrichtungen fehlte es nun nicht. Aber dennoch konnte der patriotische Geist des Baiern nie ganz erstickt werden, und immer noch kam es zwischen ihnen und den Oestreichern zu blutigen Auftritten. Selbst in der Hauptstadt spann sich noch einmal unter den Soldaten, Bür-

gern und Bauern eine Verschwörung an, deren Zweck war, die Besatzung zu ermorden. Aber die Entdeckung derselben hatte nur eine neue Entwaffnung zur Folge. Dennoch währten die einzelnen blutigen Auftritte, besonders auf dem platten Lande, immerfort bis zum Ende des Krieges. Die letzte Verschwörung in München hatte den Kaiser Joseph I. so aufgebracht, daß er die auf dem Reichstage schon lange besprochene Reichsacht gegen den Kurfürsten Maximilian Emanuel und seinen Bruder Joseph Klemens, trotz allen Widersprüchen vieler Reichsfürsten, öffentlich bekannt machte. Ein kaiserlicher Herold mußte das darüber ausgefertigte Mandat am 29. April 1706 zu Wien, und am 11. May zu München laut ausrufen. In demselben hieß es; „der Kurfürst verfalle von nun an mit seinem unglückseligen Leibe dergestalten aus des Kaisers und Reiches Schutz in den Unfrieden und die Unsicherheit daß sich niemand weiter an ihm solle vergreifen oder verfreveln können". Um dieselbe Zeit ließ der Kaiser die 4 ältesten Prinzen des Kurfürsten unter militärischer Begleitung von München nach Klagenfurth abführen, wo sie bloß als Grafen von Wittelsbach behandelt wurden. Ja er wagte sogar eine Zerstückelung der kurfürstlichen Lande, indem er die Herrschaft Mindelheim, in ein Reichsfürstenthum verwandelt, dem um ihn so verdienten Herzog von Marlborough schenkte

(1706), und bald darauf dem Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, auf dessen dringendes Ansuchen, die seinen Vorfahren zugestandene Oberpfalz sammt dem Vorrange im Kurfürstenkollegium wieder einräumte *), welches beides, wie wir wissen, das Haus Baiern im 30jährigen Kriege von dem unglücklichen Friedrich V. an sich gebracht hatte **). Ja er verschenkte sogar mehrere kleinere baiersche Herrschaften an seine Günstlinge in Wien, und eignete sich selbst einen District zwischen Passau und Salzburg zu, zum großen Verdrusse sämmtlicher Reichsfürsten, die eben deswegen mit ihren Beiträgen zu dem gemeinschaftlichen Kriege immer mehr zurückhielten, und in der Stellung ihrer Kontingente so saumselig wurden, daß zu dem Feldzuge 1706 im Junius noch nicht der fünfte Theil der Truppen beisammen war.

Der General der französischen Rheinarmee, Marschall von Villars, hätte also dem fast unbeschützten Reiche recht viel Böses zufügen können, wenn er nicht zum Glück einen Theil seiner

*) Die Belehnung damit geschah erst am 23. Jun. 1708. Kurpfalz gab nun den Erzschatzmeistertitel an Hannover ab, und um der religiösen Stimmengleichheit willen, ward Böhmen jetzt auch unter die den Reichstag beschickenden Stände aufgenommen.

**) Siehe Theil VIII.

Truppen an die Nordarmee hätte abgeben müssen, die in diesem Jahre von Marlborough sehr hart mitgenommen wurde. Diese schöne Armee, 75,000 Mann stark, sollte sich, nach Ludwigs XIV. Plane, wo möglich durch eine glückliche Schlacht den Weg nach Holland bahnen, und durch die Besitznehmung dieser reichen Goldgrube die Mittel zur Führung der folgenden Feldzüge herbeischaffen. Nur Schade, daß ein Villeroi an ihrer Spitze, und ein Marlborough ihr gegenüber stand! Dieser lockte sie durch eine Kriegeslist aus ihren festen Linien bei Löwen heraus in eine Ebene bei dem Dorfe Ramillies unweit Judoigne. Hier traf er sie am 22. May (1706). und nahm von einem höchst günstig gelegenen Terrain Besitz. Am folgenden Morgen (23. Mai) gegen sechs Uhr breiteten sich beide Armeen in der schönsten Schlachtordnung aus. Villerois Terrain war so unverständig gewählt, daß der beste Theil der französischen Truppen gar nichts thun konnte. Marlboroughs Adlerauge schwebte dagegen spähend und leitend über den ganzen weiten Raum des Schlachtfeldes hin, erhielt überall Ordnung und Fassung, bemerkte jede Nothdurft, und half ihr schnell ab. So konnte ihm, obgleich sein Heer um 8000 Mann schwächer war, der Sieg nicht fehlen. Keine Tapferkeit der französischen Soldaten konnte gut machen, was ihr unweiser Feldherr verdorben

hatte; und so erfolgte eine mörderische Schlacht, jener bei Höchstädt gleich, denn mehr als 20,000 Franzosen wurden theils getödtet, theils verwundet, theils gefangen oder zerstreuet; ihre ganze Artillerie (88 Kanonen), das ganze Gepäck, die Kriegskasse, 80 Fahnen und selbst die Pauken und Standarten der königlichen Garde fielen den Alliirten in die Hände, und mehr als zwei Monate vergingen, ehe sich die ganze zerstreute Armee der Feinde wieder sammeln und im Felde aufstellen ließ.

Villeroi selbst hatte sich mit dem Kurfürsten von Baiern zurück nach Löwen geflüchtet, aber von hier verjagte sie Marlborough schon am folgenden Tage nach Brüssel, und von da bald darauf noch weiter zurück, hinter die Schelde. Raschen Laufes durchzog der freudige Sieger die Städte Brabants und Flanderns, und schreckte sie durch sein bloses Wort zur Uebergabe. Löwen, Mecheln, Brüssel, Gent, Antwerpen, Brügge, Oudenarde, und viele andere Städte unterwarfen sich ohne Schwertstreich. Ostende, Ath und Dendermonde folgten nach kurzer Belagerung. Ganz Brabant, das spanische Flandern und ein Stück von Hennegau mußten Karln III. als ihrem Landsherrn schwören, in dessen Namen zu Brüssel ein Staatsrath errichtet ward.

Begeistert von dem glänzenden Waffenglück seines Brudergenies, arbeitete Eugen aus allen

Kräften, auch seinerseits dies Jahr durch eine große Kriegsthat zu verherrlichen. Er hatte den Winter in Wien zugebracht, und reisete gegen das Ende des Aprils nach Italien ab. Hier begegnete ihm die unangenehme Nachricht, daß Vendome seinen Stellvertreter, den dänischen Grafen Reventlow am 19. April (1706) bei Calcinato mit überlegener Macht angegriffen, und mit großem Verluste über die Etsch zurückgetrieben habe. Er traf die Flüchtigen in Gavardo, sammelte sie sorgfältig, und verschanzte sich mit ihnen in einem trefflich gewählten Lager bei St. Martino, unweit Verona, wo er die neuen Hülfsvölker aus dem Reiche erwarten wollte. Indem er dort still lag, erfuhr er, daß sein Gegner Vendome abgerufen worden sei, um die von Marlborough geschlagene Armee in den Niederlanden an Villeroi's Stelle zu kommandiren, und daß an seiner Stelle der Herzog von Orleans und der Graf von Marsin nach Italien bestimmt seyen. Dies machte ihn so kühn, einen Marsch zu unternehmen, der als die allerunbesonnenste Handlung würde verschrien worden seyn, wäre er nicht zum Erstaunen der ganzen Welt glücklich gelungen. Der Herzog von Savoyen, der unglücklichste unter den Alliirten, hatte nur noch die einzige Stadt Turin, und auch diese wurde seit dem Anfang des Junius von 38 000 Franzosen unter dem jungen Herzog von Feuillade bela-

gert. Er überließ ihre Vertheidigung dem kaiserlichen Feldmarschall von Daun, um sein persönliches Heil an der Spitze seiner Truppen zu versuchen, mit denen er sich nach Asti zog. Mit ihm nun sich zu vereinigen war Eugens kühner Gedanke. Es war ein Weg von beinahe 50 Meilen, mitten durch feindliche Posten, und durch ein Land, das von drei schiffbaren Strömen und vielen kleineren Wassern durchschnitten wird, und er hatte nicht mehr als 24,000 Mann. Die Feinde selbst erstaunten über seine Erscheinung; und ehe sie noch eins werden konnten, ob und wie sie ihn von dem Eindringen in Piemont abhalten sollten, hatte er sich schon (1. Sept.) mit dem ängstlich harrenden Herzog von Savoyen vereinigt, und rückte zum Entsatz von Turin herbei. Aber der Herzog hatte auch nicht mehr als 18,000 Mann, so daß das ganze Heer nur 37,000 Mann betrug, also nicht einmal ganz soviel, als Feuillade's Belagerungsmacht, geschweige denn als das sich damit vereinigende Heer des Herzogs von Orleans und Marsin's.

Daß Eugen mit dieser Handvoll Leute einen Angriff wagen würde, glaubte kein Mensch. Er that es im Vertrauen auf die Unkunde der feindlichen Heerführer. Zum Erstaunen derselben marschirte er am 7. Sept. früh um 4 Uhr in voller Schlachtordnung gegen ihre Linie auf. Als er beim Recognosciren von einer Anhöhe herab

die unordentliche Bewegung im feindlichen Lager bemerkte, sagte er zum Herzog von Savoyen: „Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen". Die Franzosen empfingen ihn mit einer heftigen Kanonade, die Deutschen marschirten immer schweigend heran. Auf einmal erdonnerten alle ihre Kanonen zu gleicher Zeit, und immer hinter einander wiederholte sich dies entsetzliche Krachen, bis man dicht vor den Linien stand. Jetzt führte der alte Dessauer zuerst auf dem linken Flügel die Preußen auf die Verschanzungen los, dann folgten die Wirtemberger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel. Zu gleicher Zeit that der Graf Daun mit 12 Bataillonen einen Ausfall aus der Festung. Es kam zu einem fürchterlichen Handgemenge. Zweimal wurden die Preußen zurückgetrieben, aber zum dritten Mal erstiegen sie glücklich, die ersten von allen, die Linien, und nach ihnen folgten die Uebrigen. Die Gothaer hatten den härtesten Stand, aber zuletzt warfen auch sie den Feind zurück, und innerhalb zweier Stunden war der blutige Kampf entschieden. Fünftausend Todte und noch mehr Verwundete lagen auf dem Platze, unter den letztern auch der Marschall von Marsin, der gefangen nach Turin gebracht ward, wo er am folgenden Tage starb *). Die meisten der Entronnenen nahmen

*) Man fand bei ihm eine versiegelte Ordre, nach der

die Flucht über Pignerol nach Frankreich. Von der ganzen großen Armee von 80,000 Mann blieben nicht 1600 beisammen. Alle die außerordentlichen Vorräthe, welche der Herzog von Feuillade zur Belagerung Turins mitbekommen hatte, 138 Kanonen, 80,000 Fässer Pulver, 55 Mörser nebst einer großen Menge Bomben, Kugeln und Granaten, desgleichen die reiche Kriegskasse, 2000 Ochsen, 5000 Maulesel und die Pferde von 13 Regimentern abgestiegener Dragoner gingen verloren.

Welch ein Sieg! Wie dort Brabant und Flandern, so war hier fast ganz Italien durch einen einzigen Schlag vom Feinde gereinigt, und der vorher länderlose Herzog von Savoyen in alle seine Staaten wieder eingesetzt. Eugens Name ward, wie kurz vorher noch Marlboroughs, das Gespräch der ganzen Welt. Der allgemeine Enthusiasmus für diese große Begebenheit äußerte sich hie und da auf seltsame Weise. Ein unverheirathetes Frauenzimmer in London vermachte dem Prinzen auf ihrem Sterbebette 12,000 Thaler, mit der Bedingung, daß sie ihm ohne Unkosten zugeschickt würden, und ein sterbender Gärtner verschrieb ihm die Hälfte seines Vermögens,

er das eroberte Turin den Soldaten zur Plünderung überlassen, die Festungswerke schleifen, und ganz Piemont und Savoyen durch Auflagen erschöpfen sollte.

600 Thaler. Die Dichter besangen seinen Ruhm lateinisch und deutsch. Vom Kaiser Joseph erhielt er zum Dank einen prächtigen Degen, und ward zum Generalstatthalter in Mailand ernannt. Er brachte hierauf noch einige Monate damit zu, einige mailändische Festungen von den Franzosen zu befreien, und legte dann seine Truppen in die Winterquartiere. Im Winter trieb er ansehnliche Kriegssteuern von den italiänischen Fürsten und selbst vom Papste ein, und unterhandelte mit Ludwig XIV. Dieser versprach nämlich in einer sogenannten Generalkapitulation, die jedoch erst den 13. März 1707 unterschrieben ward, während des ganzen Krieges keine Truppen mehr nach Italien zu schicken, wenn man ihm die in mehreren italiänischen Festungen noch versteckten Franzosen frei lassen wolle. So weit also war der einst so übermüthige Ludwig schon gebracht!

8.

Züge nach Neapel und Toulon.

(1707.)

Zwei Provinzen der großen spanischen Monarchie, die Niederlande und die Lombardey, hatte das Haus Oestreich nunmehr den Franzosen glück-

lich

lich abgerungen. Von der letztern nahm Eugen im Namen Karls III. am 16. April 1707 zu Mailand die Huldigung an. Jetzt streckte man die Hände nach der dritten, dem Königreich Neapel, aus. Diese Eroberung war so leicht, daß man dem Grafen Daun, dem man sie übertrug, nur 8000 Mann mitgab, und diese wurden von den Neapolitanern, die die französische Herrschaft verabscheuten, mit Freuden aufgenommen (26. Jun.). In dem einzigen Gaeta, worein sich der spanische Unterkönig, Herzog von Ascalona, geworfen hatte, fanden sie Widerstand, und mußten Sturm laufen. Auch hier zeigte sich der Nationalhaß zwischen den Aragoniern und Castilianern. Welche von den neapolitanischen Befehlshabern zu den erstern gehörten, blieben im Lande, welche zu den letztern, die schifften sich nach Spanien ein, oder begaben sich zum Vicekönig nach Gaeta. Am 7. Jul. hielten der Graf Daun und der zum östreichischen Statthalter bestimmte Graf von Martiniz mit der Armee ihren Einzug in die Hauptstadt. Die Einwohner, feurige Südländer, bezeigten ihre Freude durch ausgelassene Freigebigkeit. Die Weiber warfen den Soldaten Blumenkränze zu, oder reichten ihnen im Vorbeigehen Früchte und große Becher Weins, und in der ganzen Stadt hörte man ein unabläßiges Jauchzen. Das ganze Volk war auf den Beinen und durchlärmte die Straßen, und in ihrem

tollen Muthwillen rissen sie die 1702 auf dem Jesuiterplatze errichtete metallene Bildsäule Philipps V. zu Pferde von ihrem Fußgestell herab, zerhackten und entstellten sie aus aller Kraft, und endigten mit der Plünderung aller Häuser französischer Kaufleute.

Außer dieser, nur dem Kaiser frommenden Erwerbschaft wollten die Seemächte in diesem Sommer auch zu ihrem Besten etwas unternommen wissen; und da sie doch die reellsten Hülfsmittel zum Kriege hergaben, so mußte ihnen schon gewillfahrt werden. Sie bestanden namentlich auf die Eroberung der französischen Seehäfen am mittelländischen Meere, und verlangten, daß Eugen selbst mit dem Herzog von Savoyen nach Toulon marschiren solle. Beide brachen demnach zu Anfang des Jul. (1707) mit 31,000 Mann von Turin nach Nizza auf, setzten über den Varo, drangen so in die Provence ein, und umschlossen Toulon von der Landseite, während eine englisch-holländische Flotte unter dem Admiral Shovel sie von der Seeseite her blockirte. Allein die Stadt war viel zu fest, die zum Entsatz herbeirückende französische Armee des Marschalls von Tessé viel zu überlegen, und der Mangel an Zufuhr zu groß, als daß nicht der kluge Eugen diesmal den Rückzug für das Beste gehalten haben sollte. Viele schrieben das Mißlingen dieser Unternehmung dem Herzog von Sa-

voyen zu, der aus unedler und unkluger Rachsucht die Einwohner der Provence beim Durchzuge von seinen Soldaten sehr hart hatte mitnehmen lassen. Der einzige Vortheil dieses Zuges war der, daß Eugen auf dem Rückwege die Festung Susa, den Schlüssel zu Piemont von Frankreich aus, am 3. Oct. eroberte.

Marlborough hatte dies Jahr theils mit Reisen zugebracht, theils hatte Vendome, der an des abgerufenen Villeroi Stelle getreten war, so geschickt operirt, daß er nichts bedeutendes hatte unternehmen können. Seine Reisen hatten die Absicht gehabt, die Könige von Schweden, Polen und Preußen in ihren günstigen Gesinnungen gegen die Alliirten zu erhalten. Damals stand eben Karl XII. im Lager bei Altranstädt. Marlborough hatte am 27. April eine Audienz bei ihm, mißfiel ihm aber durch sein allzuhöfisches Kompliment so sehr, daß beide sehr wenig befriedigt von einander schieden.

Das deutsche Reich litt in diesem Jahre durch den Krieg am meisten. Am 4. Jan. (1707) war der Prinz Ludwig von Baden, 52 Jahre alt, gestorben, und an seine Stelle war der alte Markgraf Christian Ernst von Baireuth gerückt, ein kränklicher, unentschlossener Mann, der wohl nicht zum Feldherrn geboren war. Aber wäre er auch ein Eugen gewesen, der elende Zustand der Armee, die er zu führen, und der Le-

stungen, die er zu vertheidigen vorfand, hätte ihn muthlos machen müssen. Und er sollte es mit einem Villars aufnehmen! Dieser General hatte sichs ausgedacht, den diesjährigen Feldzug einmal recht im französischen Geiste zu eröffnen. Er traf in der Mitte des Mais bei der zu Strasburg versammelten Armee ein, stellte sich höchst sorglos, gab seinen Officieren und den schönen Strasburgerinnen noch am 20. May einen glänzenden Ball, und stand am 22sten — mit der ganzen Armee auf deutschem Grund und Boden. Der erschrockene Markgraf von Baireuth zog sich in größter Eil zurück, und mit leichter Mühe bemächtigte sich nun Villars der Stollhofer Linien, deren Einrichtung soviel Arbeit und Geld gekostet hatte, und des ganzen Vorraths von Kanonen und Munition, mit dem sie noch lange hätten beschützt werden können. Selbst verwundert, so wenig Widerstand zu finden, drangen nun die Franzosen unaufhaltsam in Franken und Schwaben ein, trieben barbarischen Muthwillen mit dem wehrlosen Landmann, der sich vor Angst in den Wäldern verbarg, preßten den kleinern Städten ungeheure Kontributionen ab, und rächten die Verweigerung mit Feuer und Mord. Man berechnete die Summe dessen, was sie in den zwei Monaten auf deutschem Boden zusammengebrandschatzt hatten, auf 9 Millionen Gulden.

Der Markgraf erielht unterdessen Verstär-

kung, und hätte aus seiner vortheilhaften Stellung zwischen Gemünd und Aalen dem französischen Feldherrn den Rückzug abschneiden können, aber er war leider nicht der Mann dazu. Ueberhäuft mit Vorwürfen vom ganzen Reiche, und tiefgekränkt durch die Geringschätzung und Verdrossenheit seiner Officiere, legte er endlich selbst das Commando nieder, und machte dem weit thätigern Kurfürsten George Ludwig von Hannover Platz. Dieser nahm den Auftrag nicht eher an, als bis man ihm eine Menge nöthiger Bedingungen zugestanden hatte, und fing sein neues Amt (Ende Sept.) damit an, daß er die fast verwilderten Reichsvölker strengen Gesetzen unterwarf. Dann zog er neue Linien, von Darlanden bis nach Ettlingen, von denen jedoch in diesem Feldzuge kein Gebrauch mehr gemacht werden konnte, denn Villars zog sich aus Mangel an Lebensmitteln schon im October über den Rhein zurück.

9.

Die Schlacht bei Oudenarde.

(1708, 11. Jul.)

Sieben Jahre hatte nun der unselige Krieg schon gedauert, und Ludwig XIV., dieser einst so sieggewohnte, stolze Monarch, hatte jetzt den

Schmerz, sein großes Reich so erschöpft zu sehen, als es sein eigner, von der Last des Alters geschwächter Körper war. Kaum konnte er noch Menschen genug aufbringen, um seine überall geschlagenen Heere wieder zu ergänzen; sein Silbergeschirr sogar war längst in die Münze gegangen. Den Seehandel seiner Nation vernichteten die stets herumkreuzenden englischen und holländischen Flotten; Manufakturen und Fabriken lagen darnieder, weil es an Geld und an Absatz fehlte; die ungeheuren Auflagen hatten die französische Nation fast zu einem Volke von Bettlern gemacht. Wie wäre jetzt noch an die Erringung der spanischen Monarchie zu denken gewesen! Ludwig selbst fühlte das Unstatthafte dieser Bestrebung, und war in seiner Verzweiflung entschlossen, unter jeder Bedingung den Frieden anzunehmen, wenn er ihn irgend erlangen könnte.

Hätte er es bloß mit dem Hause Oestreich zu thun gehabt, so würde die Sache so schwer nicht gewesen seyn; aber der Streit betraf jetzt nicht mehr die spanische Erbschaft allein, und die Seemächte wollten nicht darum so große Anstrengungen gemacht haben, um aus großmüthiger Uneigennützigkeit nur dem Erzherzog Karl eine Monarchie zu erkämpfen. Jetzt, glaubten sie, sey der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo man dem frechen Länderräuber für seine drei barbarischen Raubkriege, seine unverschämten Reünionen, seine

hinterlistigen Friedensschlüsse und seine übermüthige Behandlung schwächerer Nachbarn bezahlen und ihn so klein machen müsse, als nur irgend einer seiner schwächsten Vorfahren gewesen sey. Eugen und Marlborough insbesondere hegten gegen ihn einen so wüthenden persönlichen Haß, daß sie ihn lieber ganz vernichtet hätten. Da nun Eugen im Grunde Kaiser, und Marlborough König von England war, so konnte Ludwig nur auf die Republik Holland seine Hoffnung setzen.

Hier hatte er schon seit dem unglücklichen Feldzuge von 1704 insgeheim bei einigen der vornehmsten Häupter herumforschen lassen, ob sich nicht irgendwo eine Unterhandlung anknüpfen ließe. Aber theils machten sich die Holländer selbst auf große Handelsvortheile Rechnung, theils wurden sie von Marlboroughs Spionen so scharf beobachtet, daß sie nur ganz in der Stille den französischen Unterhändlern Gehör geben konnten. Wirklich war es auch den Holländern selbst, die in einem so glücklichen Kriege nur gewinnen konnten, so wenig mit dem Frieden Ernst, daß sie den König über 3 Jahre heimlich hinhielten, und unterdessen öffentlich den Krieg mit aller Lebhaftigkeit fortsetzten.

So ward eben jetzt für den Feldzug 1708 in den Niederlanden ein ganz vorzüglicher Entwurf gemacht. Eugen, der seit der Generalkapitulation über Italien in diesem Lande über-

flüssig war, sollte sich wieder einmal mit Marlborough vereinigen, und an der Mosel kommandiren. Mit Recht veranstaltete man gerade hier den stärksten Widerstand, denn Ludwig XIV., der kein näheres Interesse haben konnte, als die flandrischen Festungen wieder zu gewinnen, stellte in diesem Frühling eine treffliche Armee von 80,000 Mann an der Gränze von Flandern auf, die den Herzog von Marlborough, mit dem sich Eugen wegen des langen Ausbleibens der Reichscontingente erst spät vereinigen konnte, sehr verlegen machte. Ihr Anführer war der 25jährige Herzog von Bourgogne, des Dauphins ältester Sohn, für welchen Ludwig eine besondere Vorliebe hatte. Zwar war ihm der kluge Vendome als Rathgeber zugeordnet, allein zwischen beiden herrschte eine solche Ungleichheit der Gesinnungen, daß der Leser nun schon das Schicksal dieser Armee und den Ausgang des Feldzuges hinlänglich vorhersehen wird.

Der Anfang war indessen noch ziemlich glücklich. Die Franzosen rückten über Steenkerk nach Nivelle, und bewogen den Herzog von Marlborough durch einen verstellten Marsch, sich nach Löwen zurückzuziehen. Dadurch öffnete er ihnen den Weg nach Gent und Brügge, welche beide Städte sie nun durch zwei detaschirte Corps schnell wegnehmen ließen (5. und 6. Jul.). Zugleich eroberten sie auch die Festung Plassen-

bal mit Sturm. Und jetzt war es die höchste Zeit, daß Eugen ankam, sonst hätten sie sich leicht in den Stand setzen können, über ganz Flandern zu gebieten. Schon standen sie zwischen Aelst und der Scheide gelagert, und der Herzog von Vendome ließ Oudenarde berennen. Dieser Platz, meinte Eugen, müsse nothwendig durch eine Schlacht entsetzt werden. Marlborough und der holländische General Ouwerkerk stimmten bei, und so setzte das alliirte Heer bey Lessines glücklich über die Dender, und rückte gegen Oudenarde vor.

Vendome errieth ihr Vorhaben, und wollte sich in die nöthige Verfassung setzen, so lange er noch in der Wahl des Terrains die Vorhand hatte. Aber jetzt zeigten sich recht deutlich die unseligen Wirkungen der Doppelherrschaft. Der unverständige, aber sehr eingebildete Herzog von Bourgogne bestand darauf, daß man ein Treffen vermeiden müsse, so sehr ihm Vendome auch vorstellte, daß man ungleich stärker als der Feind sey. So ließ man dann den Feind ruhig auch über die Schelde gehen und die vortheilhaftesten Posten besetzen, bis man sich zuletzt durch die geschickten Wendungen desselben durchaus zu schlagen genöthigt sah. Nun kamen alle Anstalten zum nachdrücklichen Empfange zu spät. In der schönsten Schlachtordnung rückten die Alliirten an (11. Jul.). Das Gefecht begann auf dem

rechten Flügel, den Eugen anführte. Die Franzosen thaten Wunder der Tapferkeit, aber mitten in der Action durchkreuzten sich beständig Vendomes und des Prinzen Befehle, und der letztere widersprach jenem recht zum Trotze. So mußte wohl Verwirrung auch in das willigste Heer kommen, und das weit schwächere siegen, das nach einem schönen Plane, wie von der ruhigen Weisheit selbst geleitet ward. Die Unordnung unter den Franzosen ward so groß, daß sich zuletzt ganze Regimenter ergeben mußten, und die Zahl der Gefangenen über 8000 Mann betrug. Der Todten und Verwundeten waren nicht weniger. Vendome sicherte indessen seinen alten Ruhm durch einen sehr geschickten Rückzug hinter den Kanal zwischen Gent und Brügge.

Die Alliirten hatten durch diesen Sieg weiter nichts gewonnen, als daß sie den Franzosen für dies Jahr das weitere Vordringen unmöglich gemacht hatten. Einen positiven Vortheil wollte Eugen jetzt noch durch die Eroberung der französischen Festung Ryssel erringen, gegen die er mit 33,000 Mann und einem furchtbaren Artilleriezug anrückte (Aug. 1708). Marlborough stand ihm dabei in einer wohlgewählten Stellung treulich zur Seite. Vendome hielt den Entsatz dieses wichtigen Platzes für eben so nothwendig als ausführbar, allein dem Herzog von Bourgogne gefiel es, das Gegentheil zu behaupten.

Nach langem Gezänk beschloß man, den König zum Schiedsrichter zu machen; allein ehe der Courier von Paris wieder zurück kam, hatten sich die Feinde schon so fest verschanzt, daß Vendome jetzt, selbst da der König es wollte, den Angriff nicht mehr für ausführbar hielt. In der That war das Wagestück, diese Festung, Vaubans Meisterwerk, zu belagern, selbst für einen Eugen zu kühn gewesen, aber die Uneinigkeit der Feinde half ihm glücklich zum Zwecke. Auf vieles Bitten der ausgehungerten Einwohner übergab der französische Kommandant auf ehrenvolle Bedingungen die Stadt am 23. October, und am 8. Dec. auch die Citadelle. Die Communication der Alliirten mit Ostende war nun wieder frei, und auch Brügge und Gent fielen wieder in ihre Hände.

10.

Friedensversuche.

(1709., März — Jun.)

Gleich nach der Beendigung dieses Feldzuges trat der außerordentliche Frost ein, der jenen Winter so berühmt gemacht hat *), und dessen

*) Das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten.

auch in der Geschichte Karls XII. schon gedacht worden ist. Er trug das Seinige dazu bei, den schon ganz muthlosen Ludwig XIV. der Verzweiflung nahe zu bringen. Der ungeheure Schade, den die Feldfrüchte, Weinstöcke und Obstbäume litten, brachte den schon ganz ausgepreßten Landmann vollends an den Bettelstab. Es war gar nicht abzusehen, wovon man für den nächsten Feldzug die Magazine füllen, und woher man noch das nöthige Geld auftreiben sollte. Der König sah sich genöthigt, unter jeder Bedingung Frieden zu suchen. Er fing abermals bei den Niederlanden an. Ein holsteinischer Resident im Haag, Herr von Petteku m, und ein Graf von Berghes zu Mons erhielten den geheimen Auftrag, die hochmögenden Herren einzeln zu sondiren. Aber mit Erstaunen vernahm der letztere von dem Großpensionär Heinsius die stolze Antwort: wenn er nicht bevollmächtigt sei, Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande, nebst dem, was noch sonst dürfte verlangt werden, abzutreten, und einen vortheilhaften Handelstractat einzugehen, so dürfe er sich keine Hoffnung machen, daß man sich über andere Präliminarpuncte mit ihm einlassen werde.

Solche Sprache mußte jetzt der stolze Herrscher anhören, der vormals nur Bedingungen vorzuschreiben gewohnt gewesen war, und das von den Bürgermeistern eines kleinen Völkchens, das nicht

soviel Dörfer in seinem Lande zählte, als er große Städte in dem seinigen. Noch mehr, er gestand diese Forderungen zu, und mußte sich dafür noch verhöhnt sehen. Denn als sich Heinsius darüber mit Marlborough und dem kaiserlichen Gesandten besprach, verwarfen beide den Antrag geradezu, nannten Ludwigs Anerbietungen französische Verstellung, und äußerten, wenn es dem Könige mit dem Frieden ein Ernst wäre, so würde er wohl eine öffentlich bevollmächtigte Person, und nicht geheime Kundschafter senden.

Ludwig kam geschmeidig auch diesem Verlangen nach, und sandte den Parlamentspräsidenten Rouillé als öffentlichen Friedensunterhändler nach Holland. Die Republik stellte dagegen aus ihrer Mitte die zwei heftigsten Franzosenfeinde, die Pensionaire von Amsterdam und Gouda, Buys und van der Dussen, auf. Es wurden einige geheime Conferenzen gehalten (März 1709). Rouillé hatte den Auftrag, der ganzen spanischen Monarchie zu entsagen, wenn man Philippen nur Neapel und Sicilien lasse, und Frankreichs Alliirten, den vertriebenen Kurfürsten von Baiern, in seine Staaten wieder einsetze. Noch mehr: ihm war befohlen, wegen der Formalitäten, wobei sonst die französischen Abgeordneten den empörendsten Eigensinn bezeigt hatten, durchaus keinen Streit zu erheben. Man fragte hierauf, ob auch Philipp V. so gutwillig Spanien

mit Neapel vertauschen werde. Hierüber erbot sich Ludwig, alle seine Truppen aus Spanien zu ziehen, und schlug vor, die Holländer sollten Spanien pfandweise besetzen, und Philippen selbst zu Schiffe nach Neapel führen. Mehr konnte er doch nicht thun! Aber den Holländern war das noch lange nicht genug! Sie brachten hierauf ihre eigenen und der übrigen Alliirten Forderungen vor. Auch hier bewilligte Rouillé fast alles, so nachtheilig es auch war; aber die Holländer sahen kaum einen Punct zugestanden, als sie, angelockt durch die leichte Gewährung, schon wieder ein Paar neue auf die Bahn betrachten.

Endlich glaubte Rouillé das Schwerste überstanden zu haben, als auf einmal Eugen und Marlborough im Haag eintrafen (8. und 9. April 1709), und mit den Unterhandlungen ihre höchste Unzufriedenheit bezeigten. Eugen sagte ausdrücklich, der Kaiser bestehe darauf, daß seinem Hause nicht das geringste Stück von der ganzen spanischen Monarchie entzogen, und im Uebrigen, daß der Münsterische Friede ohne Einschränkung hergestellt werde. Auch die holländischen Deputirten, die doch bisher zum wenigsten noch höflich gewesen waren, sagten jetzt in einem groben Tone, Philipp von Anjou solle sich doch ja keine Rechnung darauf machen, auch nur einen Fuß breit Landes von der ganzen spanischen Monarchie zu erhalten. Als der französische Bevollmächtigte

sie hierauf erinnerte, daß sie selbst ihm ja schon das Königreich Neapel zugestanden hätten, antworteten sie, daß sei nur vom Titel zu verstehen gewesen. Länger konnte der verhöhnte Gesandte seiner Ehre wegen nicht bleiben; er ging daher in gerechtem Zorne nach Paris zurück.

Aber was half alles Zürnen bei dieser schreienden Nothwendigkeit des Friedens? Der französische Finanzminister erklärte die Aufbringung der Kosten eines neuen Feldzuges für schlechthin unmöglich. So tief gebeugt war Ludwig XIV. nie gewesen, und es ist die Frage, welcher von beiden Königen in einer bedrängteren Lage war, er oder Karl XII., der gerade um diese Zeit auf seinem Unglücksmarsche nach Pultawa begriffen war. Um nur den Ausbruch des neuen Feldzuges zu vermeiden, zu dem die Alliirten sich schon rüsteten, beschloß er, trotz allen erlittenen Demüthigungen, die Friedensanträge zu erneuern. Der Rathspensionär Heinsius war sehr verwundert, als am 6. May (1709) ganz unerwartet ein fremder Herr bei ihm eingeführt ward, der sich unter vier Augen als den Marquis von Torcy, ersten Staatsminister des Königs von Frankreich, zu erkennen gab. Er verwies ihn an die beiden Abgeordneten Buys und van der Dussen, und die Unterhandlungen nahmen wieder ihren Anfang. Torcy glaubte, die Holländer nicht besser von der großen Allianz trennen zu können, als wenn er

ihnen eine Menge Privatvortheile verspräche: und da sie nun so gern recht viel Barrierepläße gegen Frankreich haben wollten, so bot er ihnen, außer den verlangten Festungen, noch Maubeuge, und dann das noch wichtigere Tournay an; und als sie auch damit noch nicht zufrieden waren, sogar noch Ryssel, die stärkste Festung in den ganzen französischen Niederlanden. Nach solchen Opfern glaubte der Marquis die Bundsgenossentreue der Holländer doch endlich zu besiegen; aber die Abgeordneten erklärten standhaft, so sehr sie über seine Anerbietungen erfreut seyen, so würden sie doch ohne Zuziehung des Kaisers und der Königin von England nichts beschließen, man müsse daher nothwendig die Bevollmächtigten beider erst wieder zu Rathe ziehen.

Wirklich kamen auch Marlborough und Eugen schnell genug wieder nach dem Haag zurück (18. May, 1709), und jeder brachte noch einen Beistand mit. Kaum hörten sie, wieviel der Marquis schon zugestanden habe, als sie ihre Forderungen noch weit höher spannten. Marlborough sprach sogar von der Auslieferung von Terreneuve in Amerika, und bestand auf einer ansehnlichen Barriere für Holland, Deutschland und Savoyen, und auf der Abtretung der ganzen spanischen Monarchie. Lange kämpfte Torcy mit sich selbst: endlich, in der Hoffnung, daß die Bewilligung der letztern Forderung doch wohl allem

allem Streit ein Ende machen werde, ging er bis an die äußerste Gränze seiner Vollmacht, und entdeckte dem Herzog von Marlborough zuerst allein auf seinem Zimmer, daß sein Monarch bereit sey, wenn es nicht anders seyn könne, die ganze spanische Monarchie fahren zu lassen. Marlborough, in dessen Kopfe sich das größte Feldherrntalent mit einer niedrigen Gesinnung seltsam vereinigte, war unedel genug, dem Marquis seine Freude über diese Nachricht auf die übermüthigste Weise in einem weitläuftigen Geschwätze zu erkennen zu geben. Und was das schmerzlichste war, selbst nach dieser ungeheuren Aufopferung sah sich Torcy noch immer nicht am Ziele, denn jetzt fing erst Eugen an zu fordern. Für den Herzog von Savoyen verlangte er eine breite Barriere von mehreren Festungen, und für den Kaiser das ganze Elsaß; ja man erfuhr durch einen Spion, daß der zweite kaiserliche Bevollmächtigte, Graf von Sinzendorf, gar noch die Instruction habe, Bourgogne und die Franche Comté zu verlangen. Kürz, von diesen Unterhandlungen war kein Ende abzusehen, und die französischen Gesandten gaben alle Hoffnung auf, und machten schon Abschiedsbesuche.

Hier noch hielt der Rathspensionär Heinsius sie auf. Man sann von neuem auf einen Vereinigungspunkt, und Torcy schlug noch vor, die Alliirten möchten alle ihre Forderungen schrift-

lich aufsetzen, damit man doch sähe, was sie denn alle verlangten. Das ward angenommen, und schon am 27. May stellte man ihm einen Aufsatz zu, der in 40 Artikeln alle Forderungen sämmtlicher Verbündeten enthielt. Die französischen Abgeordneten schrieben ihre Noten daneben, und manches ward gemildert, so daß man sich beinahe vereinigte. Nur zwei Artikel scheute sich Torcy zu unterschreiben. Die Alliirten hatten nämlich, zum Unterpfande für die wirkliche Entsagung Philipps V., und um der französischen Politik jeden Ausweg abzuschneiden, von Ludwig das öffentliche Versprechen verlangt, daß er, im Fall sein Enkel nicht gutwillig Spanien räumen würde, ihn selbst mit Waffengewalt daraus wolle vertreiben helfen. Unstreitig die entehrendste Zumuthung, nicht für den König allein, sondern auch für den Vater und Menschen!

Die Vernichtung der Schande vorziehend, und antwortend, wenn er einmahl Krieg führen müsse, wolle er lieber für als gegen die Seinen streiten, befahl er den Gesandten, die Unterhandlungen abzubrechen, und alles schon bewilligte zurückzunehmen. Sie thatens, und reiseten am 9. Jun. nach Frankreich zurück. Damit seine Unterthanen sähen, daß er nicht Schuld an der Erneuerung des unseligen Krieges sey, ließ er selbst seine Bemühungen und der Alliirten empörendes Betragen in Schriften

bekannt machen. Dies brachte die erwünschte Wirkung hervor. Der Franzose, von Alters her seinem Könige blindlings ergeben, gab seinen letzten Heller als Kriegssteuer her. Man machte die Heere wieder vollzählig, und, um den Unfällen des letzten Feldzuges diesmal zu entgehen, rief man beide Anführer der Nordarmee zurück, und schickte den Marschall von Villars an ihrer Statt nach den Niederlanden.

II.

Die Schlacht bei Malplaquet.

(1709, 11. Sept.)

In Deutschland mußte der Graf von Harcourt mit 40,000 Mann einbrechen. Die Plünderung der deutschen Rheinländer gelang ihm vortrefflich, da die Reichsfürsten nach ihrer Gewohnheit nicht eher Truppen schickten, als bis die Gefahr vor ihrer eigenen Thür war. Mit vieler Mühe konnte der wackere Kurfürst von Hannover beredet werden, noch einmal mit dieser elenden Armee zu Felde zu ziehen; und als er sich endlich doch dazu entschloß, vereitelte ihm ein ungeschickter Unterbefehlshaber, Graf von Mercy, seinen besten Plan dadurch, daß er sich ohne alle Noth mit einem Detachement von

6000 Mann schlagen ließ (26. Aug.), nach welchem Verluste im ganzen Feldzuge nichts weiter ausgerichtet werden konnte.

Villars stand um dieselbe Zeit in einem sehr festen Lager zwischen Lens und Bessier ververschanzt. Seine Armee betrug 110,000 Mann, die schon aus bloßem Hunger zu schlagen wünschten, denn man konnte ihnen auf die Länge nur die Hälfte, ja zuletzt nur den vierten Theil ihrer Brodportionen reichen, und viele verkauften ihre Monturen, um sich nur Lebensmittel verschaffen zu können. Die Alliirten, 120,000 Mann stark, und auch an Kanonen den Franzosen weit überlegen, kamen unter Eugens und Marlboroughs Anführung von oben her, täuschten jene durch einen verstellten Marsch, und warfen sich dann plötzlich auf das von Mannschaft entblößte Tournay. Marlborough leitete die Belagerung des Orts, Eugen deckte ihn mit seinem Heere durch eine trefflich gewählte Stellung zwischen Pont-Tressin und St. Amand. So ging die Festung über (3. Sept.), ohne daß Villars es hatte wagen dürfen, sie zu entsetzen. Jetzt kam es darauf an, ob er auch der Eroberung von Mons so ruhig zusehen würde. Ihn zu locken, mußte der Erbprinz von Hessenkassel mit der Avantgarde die französischen Linien in dieser Gegend überrumpeln (5. Sept.), und hierauf rückten Eugen und Marlborough mit der ganzen Armee nach. Sie

fanden den Feind in einer sehr vortheilhaften Stellung zwischen den Dörfern Malplaquet und Blaugies vor Mons fest verschanzt. Dies drohte die Schlacht, die man ihm liefern mußte, sehr langwierig und blutig zu machen. Dennoch beschlossen die beiden Feldherren, die ja noch nie ein Treffen verloren hatten, den Angriff. Er geschah den 11. Sept., Morgens um 8, und bis gegen 3 Uhr Nachmittags dauerte das entsetzliche Gemetzel, das mörderischste in dem ganzen Kriege, denn es kostete beiden Theilen zusammen 33 000 Menschen! Die Holländer besonders, die unter dem braven Prinzen von Nassau den Preis der Tapferkeit davon trugen, wurden schaarenweise von den französischen Kartätschen niedergestreckt. Eugen selbst, welcher den rechten Flügel zuerst ins Feuer führte, erhielt gleich zu Anfang einen Streifschuß an den Kopf, ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern steckte ruhig sein Schnupftuch unter den Hut, und kommandirte fort. Durch die entsetzliche Heftigkeit seines Angriffs sah Villars sich genöthigt, einige Regimenter aus dem Mittelpunkte abzurufen und seinem linken Flügel zur Verstärkung zuzusenden. Dies bemerkte Marlborough, der auf seinem linken Flügel schon 12,000 Mann verloren hatte, und schnell in diese schwache Stelle einbrechend, trennte er die ganze feindliche Schlachtordnung, und entschied dadurch den Sieg. Gegen

das Ende mußte sich der französische Feldherr, am Knie verwundet, aus dem Treffen tragen lassen, worauf der Marschall von Boufflers den Rückzug nach Valenciennes anordnete. Die Sieger wagten ihn nicht zu stören. Sie hatten in der That gegen 3000 Mann mehr, als die Franzosen, verloren. Der Weg nach Mons stand ihnen nun offen, und am 20. Oct. ergab sich die Stadt.

12.

Marlboroughs Sturz.

(1710.)

So war denn also wieder ein Feldzug für Ludwig XIV. verloren, und mit demselben alle Hoffnung, noch einen aushalten zu können. Fast schien es, als hätte das unerbittliche Glück ihm auf ewig den Rücken gekehrt. Nichts blieb ihm übrig, als die im Frühling abgerissenen Friedensunterhandlungen im Herbste noch einmal anzuknüpfen. Aber man kann denken, daß mit seiner Hülflosigkeit auch der Uebermuth seiner Gegner gewachsen seyn werde. Die Holländer, mit rühmlicher Treue dem gemeinsamen Interesse sämmtlicher Alliirten anhangend, ließen sich durch keine Versprechungen verführen, einen Privatfrieden

einzugehen. Vielmehr erhoben sich soviel neue Schwierigkeiten, daß man die Conferenzen nicht eher als am 9. März 1710 anfangen konnte. Diese wurden, wie mehrere der vorigen, auf einer Jacht im sogenannten Moerdyk bei Gertruidenberg gehalten. Die Pensionäre Buys und van der Dussen waren nach immer nicht nachgiebiger geworden. Die französischen Bevollmächtigten zogen die oberwähnten 40 Artikel hervor, und erboten sich, sie alle, bis auf den zu unterschreiben, in welchem Ludwigen die gewaltsame Vertreibung seines Enkels aus allen spanischen Ländern angemuthet ward. Man könnte ja, meinten sie, eine andere Auskunft suchen. Und auf die Frage, welche, erboten sie sich — sollte man es glauben? — den Alliirten zu dieser Expedition Subsidien zu bezahlen. Ja, so ein Ernst war es dem hochbedrängten Könige mit dem Frieden, daß er bis auf eine Million Livres monatlich gehen wollte. Noch mehr, er versprach, dem Kaiser Valenciennes und das ganze Elsaß abzutreten, wenn man seine Bundesgenossen, die unglücklichen Kurfürsten von Kölln und Baiern, wieder in ihre Länder einsetzen wollte. So großmüthig macht das Unglück!

Und die Alliirten, sie wollten noch keinen Frieden geben? Nein. Sie behaupteten, so lange Philipp V. sich noch in Spanien befinde, dürf man den Versprechungen des bekannten Kabinetes

zu Versailles nicht trauen; es müsse also bei jedem Artikel bleiben, und überhaupt müsse Ludwig die sämmtlichen 40 Präliminarpuncte nicht nur unterschreiben, sondern auch innerhalb zweier Monate wirklich vollziehen, ehe man auf dieselben die eigentlichen Friedensverhandlungen gründen könne. Auf diese unerhörte Erklärung mußten wohl die Tractaten abgebrochen werden, und mit traurigen Gesichtern kehrten abermals die französischen Gesandten, zu Ende des Jul., zu ihrem trostlosen Könige zurück.

Um dem armen Manne noch mehr zuzusetzen, hatten Eugen und Marlborough das Ende der Unterhandlungen gar nicht erst abgewartet, sondern bereits am 20. April den Feldzug wieder eröffnet, die französischen Linien zwischen der Scarpe und Dyle glücklich erstiegen, und Douay belagert (3. Mai) und erobert (25. Jun). Bethune, St. Venant und Aire folgten nach, und Villars war zu schwach, diese Unternehmungen zu hindern. Auch die Nachrichten aus Spanien lauteten schlecht. Philipps Generale waren von dem östreichischen Grafen Stahrenberg geschlagen worden (20. Aug.), und Karl III. hatte am 28. Sept. (1710) in Madrid seinen feierlichen Einzug gehalten. Blieb jetzt dem unglücklichen Ludwig wohl noch ein Strahl von Hoffnung übrig?

Aber recht als wollte der Herr der Schick-

fale den Völkern in Ludwigs Geschichte ein Beispiel geben, wie sehr Rachsucht und Uebermuth ihm mißfalle, und wie leicht es ihm sey, auch den Glücklichsten zu beugen, erfolgte auf einmal in der Lage der Dinge eine Veränderung, wie die Häupter der Alliirten sie wohl nimmermehr geahnt hatten. In London hatte bis jetzt der Herzog von Marlborough alles gegolten; seine Gemahlin war die innigste Vertraute der Königin Anna; der Großschatzmeister, Graf Godolphin, war sein Schwiegersohn, und alle übrigen Minister und Großen waren entweder seine Verwandten, oder seine Kreaturen. Sie alle beherrschten die Königin unbeschränkt. Wie nun der persönliche Neid immer gern von einem höheren, von einem Sachinteresse seine Masken borgt, so nahmen die Feinde Marlboroughs auch den Schein an, als hätten sie es nicht mit seinem Ruhme und seiner Gewalt, sondern mit seinen politischen Grundsätzen zu thun, und alte Namen ehemaliger Factionen hervorsuchend, nannten sie ihn und seinen Anhang Whigs (Demokraten), sich selber Torys (Monarchisten). Ihre Partei vermehrte sich mit jedem Tage, während der abwesende Marlborough nichts für die seinige thun konnte. Man suchte sich der Königin auf alle Weise gefällig zu machen, und stiftete sogar einen beredten Geistlichen an, die Gefährlichkeit der Grundsätze der Whigs und die Vortrefflichkeit

der toryschen auf der Kanzel durchzuführen. Den wirksamsten Bolzen aber schoß ein Weib ab, Lady Masham, eine Kammerdame der Königin, die durch seine Intriguen die Herzogin von Marlborough aus der Gunst Annens zu verdrängen wußte. Die Herzogin, allzu fest auf ihre Unentbehrlichkeit vertrauend, wollte die Gekränkte spielen; sie begab sich, sehr zur Unzeit, auf das Land, schrieb der Königin sehr kalte Briefe, schlug ihr einmal eine Bitte um ein Paar Handschuhe ab, und kündigte ihr zuletzt gar den Briefwechsel auf. Dieser Trotz verfehlte die beabsichtigte Wirkung so sehr, daß es zwischen ihr und der Königin zum völligen Bruche kam (May 1710). Zu spät eilte sie bittend zu den Füßen der beleidigten Königin zurück. Ihr ward der Hof verboten, und viele ihrer Anhänger wurden ihrer Stellen entsetzt, oder legten sie zuvorkommend selber nieder. In kurzem ward sogar ein neues Parlament gewählt, das fast ganz aus Torys bestand. So war die Marlboroughsche Partei mit einem Schlage vernichtet. Dem Herzog selbst ließ man zwar das Komando der alliirten Armee, aber nicht mehr mit der uneingeschränkten Vollmacht, die er bisher gehabt hatte.

Diese Ministerialveränderung am englischen Hofe rettete Frankreich aus aller seiner Noth: daher man auch geglaubt hat, dem Marschall von Tallard, der seit der Höchstädter Schlacht

in London als Gefangener lebte, einen geheimen Antheil daran beimessen zu müssen. Marlborough hatte den Frieden verzögert um seines Ruhmes willen; seine Gegner wünschten denselben, um ihn ganz entbehrlich zu machen. Konnte nun Ludwig wohl von den Engländern soviel Hartnäckigkeit fürchten, als die Holländer ihm bisher bewiesen hatten? Hurtig ließ er durch einen geschickten Agenten bei den neuen Ministern insgeheim anfragen, ob man wohl geneigt seyn möchte, seine Friedensvorschläge anzuhören, und er erhielt, gleichsfalls geheim, die erfreuliche Antwort, die Königin sey dazu von Herzen bereit, nur solle er sich zum Scheine noch einmal an Holland wenden, wo man dann dafür sorgen werde, daß keine weitere Schwierigkeiten gemacht werden sollten.

13.

Josephs I. Tod.

(17. Apr. 1711.)

Schöpfte Ludwig XIV. schon auf diese Nachricht neuen Athem, wie freudig mußte er nicht erst bei einer andern aufjauchzen, die ihm einige Monate später zu Ohren kam: daß nämlich der

Kaiser Joseph I. im 33sten Lebensjahre an den Pocken gestorben sey. Da dieser Monarch keinen männlichen Sprößling hinterließ, so ward sein Bruder, der Erzherzog Karl, der Erbe seiner Länder. Konnte man nun wohl glauben, daß die Alliirten noch darauf bestehen würden, daß dem mächtigen Besitzer Oestreichs, Ungarns und Böhmens noch die ganze spanische Monarchie sammt den Schätzen Mexiko's und Peru's gelassen würde? An ein Vertreiben Philipps V. war nun gar nicht mehr zu denken, und von allen den schimpflichen Bedingungen, die Ludwig noch im vorigen Jahre den Holländern schon zugestanden hatte, war keine Rede mehr. Der günstige Augenblick, Frankreich zu demüthigen, war unwiderruflich vorübergegangen, und die Glücksgöttin, erzürnt über den Mißbrauch ihrer Güte, wandte den so lange Begünstigten jetzt auf immer den Rücken.

Joseph I. nahm die Achtung und Liebe seiner Unterthanen mit sich ins Grab. An Thätigkeit, Einsicht und Güte übertraf er seinen Vorgänger wie seinen Nachfolger bei weitem. Ob der letztere, der sich damals in Spanien aufhielt, auch die Kaiserkrone von ihm erben würde, war noch zweifelhaft. Mit Ludwigs XIV. Willen wäre es wohl nie geschehen, denn dieser war auf das Haus Oestreich so erbittert, daß er sichs viel Geld kosten lassen wollte, ihm diesen vermeinten

Schmuck zu entwenden,*). Allein die Seemächte verwendeten sich für Karln, und die Kurfürsten selbst hatten keinen Grund, von jener Linie abzugehen. Kurmainz setzte darauf den Wahlkonvent auf den 20. August (1711) zu Frankfurt an, und Eugen rückte mit seinem Heere den Rhein herauf, um ihn gegen Villars zu decken. Am 12. Oct. ward sodann der sogenannte König Karl III. von Spanien unter dem Namen Karls des Sechsten zum römischen König und künftigen Kaiser gewählt. Er selbst war schon am 26. Sept., unter Bedeckung einiger holländischen Kriegsschiffe, von Barcellona nach Genua abgereiset, und empfing am 30. Oct. zu Mailand aus den Händen des Pfalzgrafen Karl Philipp von Neuburg das Wahldekret. Am 19. Dec. hielt er zu Frankfurt mit großer Pracht seinen Einzug, beschwor seine Wahlkapitulation, und ward sodann am 22sten von dem Kurfürsten von Mainz mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt.

Die Freude that ihm noth, denn in Spanien waren seine Angelegenheiten seit dem letzten Herbste (1710) sehr schlimm gegangen. Sein Nebenbuhler Philipp V. hatte nämlich den be-

*) Er soll dem König von Preußen Friedrich Wilhelm I. zwei Millionen Gulden zur Bestreitung der Wahlkosten und 70,000 Mann zur Deckung des Wahlkonvents haben anbieten lassen; allein dieser lehnte die Ehre ab, und erklärte sich ganz zuerst für das Haus Oestreich.

rühmten Herzog von Vendome in seine Dienste genommen, und Ludwig XIV. hatte um eben diese Zeit den Marschall von Noailles mit frischen Hülfsvölkern nach Spanien geschickt. Beide waren von den Castiliern als rettende Engel empfangen worden, und wirklich trieben sie auch die Alliirten nach einem glänzenden Siege Vendome's bei Brihuega (9. Dec. 1710) so in die Enge, daß Karl fast weiter nichts mehr übrig behielt, als Barcellona und Tarragon.

Die Kriegsoperationen in den Niederlanden waren übrigens weder durch Josephs Tod noch durch die neuen Friedensversuche unterbrochen worden. Marlborough, entweder um seiner Kriegslust in dem letzten Feldzuge noch recht aus vollem Herzen nachzuhangen, oder, um durch große Thaten seinen gesunkenen Kredit bei seiner Monarchin wieder herzustellen, that sein Möglichstes, um den klugen Villars zu überlisten, der sich auf die Festigkeit seiner Linie zwischen Arras und Bouchain soviel einbildete, daß er sie das Non plus ultra zu nennen pflegte. Wirklich täuschte er ihn durch bewundernswürdige Märsche so sehr, daß er zuletzt, nach fast zwanzigstündigem Hin- und Herziehen, die Linien gerade da erstieg, wo Villars sie gänzlich von Truppen entblößt hatte (in der Nacht vom 5. Aug.), und mit Erstaunen erblickte dieser am Morgen den Feind innerhalb seiner Verschan-

zungen, ohne daß es demselben einen Schwertstreich gekostet hatte. Marlborough, selbst im Glücke vorsichtig, störte den Rückzug des Feindes nicht, sondern belagerte Bouchain (10. Aug. 1711), welches sich am 13. Sept. auf Capitulation ergab. Jetzt wollte er die Franzosen auch noch aus Quesnoi vertreiben, allein die Holländer versagten ihre Einwilligung dazu, unstreitig aus einem geheimen Hasse gegen England, das ihnen das Amt, den Frieden zu unterhandeln, entrissen hatte.

Und in der That muß man gestehen, daß die Engländer höchst unedel gegen ihre Bundesgenossen handelten, und insbesondere gegen die Holländer, die es wohl am wenigsten verdient hatten, für ihre Treue so schlecht belohnt zu werden. Sie hatten zwar viel für sich gefordert, aber doch nicht weniger für die übrigen Alliirten. Die Engländer hingegen nahmen schon Ludwigs Präliminarien an, da sie nur für sie selbst günstig genug waren, und der vielen Festungen, die der König den Holländern bereits bewilligt hatte, gedachten sie gar nicht einmal mehr. Die Generalstaaten waren nicht wenig betroffen, als ihnen der Graf von Strafford im October 1711 die Präliminarien überbrachte, auf welche seine Königinn mit den Franzosen Frieden zu schließen Willens sey. Es hieß darin: der König von Frankreich werde der englischen Nation wirksame

Sicherheit geben, daß ihr Handel in Spanien, Indien und den Seehäfen des mittelländischen Meeres ungestört bleibe *). Den Holländern verspreche er gleichfalls vollkommene Freiheit ihres Handels, und eine nach dem Gutachten der Krone England hinlängliche Barriere zu ihrer Sicherheit. Man werde redlich und aufrichtig über billige Mittel übereinkommen, den Alliirten Englands und Hollands Genugthuung zu verschaffen, auch die Irrungen in Betreff der spanischen Monarchie beizulegen ꝛc. Welch eine vornehme Sprache gegen die demüthigbittende, die die französischen Gesandten noch unlängst zu Gertruidenberg geführt hatten! Die Holländer konnten nicht umhin, der Königin vorzustellen, wie schwankend und dunkel diese Präliminarien seyen, und wie nöthig es sey, daß man noch zu rechter Zeit den französischen Hof vermöge, sich über dieselben deutlicher zu erklären. Indessen sie waren schon unterschrieben (8. Oct. 1711), und der englische Hof wußte soviel Ausflüchte, daß an eine Abänderung gar nicht

*) In einem geheimen Tractate hatte er ihnen schon die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen und die Ausfüllung des dortigen Hafens, einen neuen Handelsvertrag und gleiche Vortheile mit den Franzosen im spanischen Handel, die Abtretung von Gibraltar, Porto-Mahon, Terreneuve und Hudsonsbay und den Negerhandel im spanischen Amerika zugestanden.

nicht mehr zu denken war. Vergebens bewegte der holländische und östreichische Gesandte in London Himmel und Hölle, um diese Präliminarien zu hintertreiben: es blieb beim Alten, und die Königin ersuchte Ludwigen, einen Congreßort vorzuschlagen, wo man die näheren Unterhandlungen eröffnen könne.

Die armen Holländer hatten schon seit Marlboroughs Sturz diese unglückliche Wendung ihrer Angelegenheiten geahnt, und deshalb bereits zu Anfang des Jahres 1711 insgeheim dem Marquis von Torcy günstigere Bedingungen angeboten. Allein dieser hatte sie nicht nur ein halbes Jahr auf Antwort warten lassen, sondern auch zuletzt (15. Jul. 1711) ganz kurz erwiedert: der allerchristlichste König habe zwar nur zuviel Ursach, gegen die Staaten aufgebracht zu seyn, und sich nicht weiter mit ihnen einzulassen; wenn jedoch der Herr von Petkum eine Idee zu einem allgemeinen Frieden habe, und ihm dieselbe mittheilen wolle, so wolle er sehen, ob er es wagen dürfe, sie dem Könige, seinem Herrn, zu eröffnen. Uebrigens habe man gute Hoffnung, von einer andern Seite her zum Ziele zu gelangen. — Welch ein ungerechter Rachekitzel! Als ob die Holländer vorher aus eigener Habsucht, und nicht vielmehr auf Marlboroughs und Eugens Antrieb und aus Rücksicht auf ihre Alliirten, soviel gefordert hätten!

Doch das beiläufig. Die Präliminarien waren von England und Frankreich unterzeichnet, und man ermahnte die übrigen Alliirten zum Beitritt, widrigenfalls England, des 10jährigen Krieges müde, von der Allianz abgehen, und einen Separatfrieden schließen werde. Um doch die Beschwerden der Mitverbündeten nicht ganz unberücksichtigt zu lassen, forderte England Ludwigen wirklich auf, dasjenige einzeln zu bestimmen, was er den verschiedenen Mächten abtreten wolle. Und hier kam es dann heraus, daß die Holländer zu ihrer Barriere weiter nichts haben sollten, als die drei festen Plätze, Menin, Ypern und Fürnes. Von einer Barriere für den Herzog von Savoyen, die er doch den Holländern schon zugestanden hatte, wollte er jetzt gar nichts mehr wissen; und der Kaiser konnte froh seyn, daß Ludwig ihn noch in dieser Würde anerkennete, und sichs gefallen ließ, dem Reiche Kehl und Breisach wieder einzuräumen, und die am linken Rheinufer befindlichen Festungswerke, Landau ausgenommen, niederzureißen. Es wird den Engländern zur ewigen Schande gereichen, in diesem köstlichen, nie wiederkehrenden Zeitpunkte, wo es in ihrer Macht stand, im Namen des ganzen übrigen Europa an dem habsüchtigen und übermüthigen Frankreich Gerechtigkeit zu üben, den endlich niedergedrückten Tiger unter so elenden Bedingungen losgelassen zu

haben, und an allen ihren Bundesgenossen ganz ohne Noth zu treulosen Verräthern geworden zu seyn. Anstatt daß sonst der Sieger die Friedensartikel dictirt, erlaubte England dem Besiegten, die Bedingungen zu machen; und, anstatt die gemachten unwillig zu verwerfen, nahm man sie ohne Widerspruch an, und zwang sogar seine eigenen Freunde, die doch auch die schwere Last des zehnjährigen Krieges mitgetragen hatten, sich dieselben sklavisch gefallen zu lassen. So sah sich der abgeängstigte Ludwig, der vor kurzem noch sein Schicksal von einer kleinen Republik demüthig erflehet hatte, durch die unselige Verblendung der Engländer in den Stand gesetzt, selbst als Besiegter den Ton anzugeben, und die stolze Rolle des Siegers zu spielen.

14.

Der Utrechter Friede.

(1713, 13. April.)

Der Kaiser und die Generalstaaten versuchten ihr Aeußerstes, selbst nach dem Abschluß der unwürdigen Präliminarien, den eigentlichen Friedenskongreß noch zu hintertreiben. Eugen selber reisete im Januar 1712 nach London, ward aber vom Hofe sehr kalt empfangen, und kehrte höchst

unzufrieden (im März) zurück. Sein Freund Marlborough begleitete ihn diesmal nicht mit ins Feld; seine Feinde und Gegner hatten es endlich dahin gebracht, das durch so viele Siege verherrlichte Kommando ihm zu nehmen, indem sie ihm einen Unterschleif mit öffentlichen Geldern nachweisen zu können sich freueten. Die Holländer machten nun den Prinzen Eugen zum Generalissimus ihrer Truppen, die er hierauf, mit den kaiserlichen vereinigt, in die Gegend von Quesnoi führte, um, wo möglich, den dort verschanzten Villars zurückzudrängen.

Die Königin Anna ließ indessen die Generalstaaten nochmals erinnern, sich bestimmt zu erklären, ob sie an den Friedensunterhandlungen Theil nehmen wollten, oder nicht. Was wollten sie thun? Sie mußten wohl wollen, und sich noch freuen, daß man ihnen die Wahl des Ortes überließ. Sie wählten Utrecht, und die Königin setzte den Termin auf den 12. Jan. 1712 an. Um unnütze Streitigkeiten und Komplimente zu vermeiden, ward festgesetzt, daß die Minister nur als Bevollmächtigte erscheinen, und den Charakter als Gesandten nicht eher als am Tage der Unterzeichnung des Friedens annehmen sollten. In den Konferenzen sollten sie ohne bestimmte Ordnung unter einander sitzen, auch solle niemand mit mehr als zwei Pferden nach dem Rathause fahren. Aus Achtung für den Kaiser solle weder von Philipp V. noch von den beiden geächte-

ten Kurfürsten ein Gesandter zugelassen werden, als bis die diese Herren betreffenden Puncte entschieden wären.

So ward dann dieser höchst schwierige und wichtige Staatsprozeß endlich am 29. Jan. 1712 eröffnet, und zwar damit, daß der vorsitzende Bischof von Bristol, das Haupt der englischen Gesandtschaft, die französischen Bevollmächtigten in einer kurzen Rede um eine bestimmte Erklärung über alle in der Versammlung abzuhandelnden Artikel ersuchte. Diese übergaben darauf in der zweiten Sitzung (11. Febr.) eine Schrift, welche die sämmtlichen Anerbietungen ihres Königs an alle verbündete Mächte enthielt. Man wird hier das Nähere von diesen weitläuftigen Verhandlungen nicht erwarten; daher sei es hier genug, zu sagen, daß die ganze Versammlung diese höchst unbedeutenden Anerbietungen mit so lebhaftem Unwillen anhörte, daß die französischen Unterhändler selbst beschämt und unruhig darüber wurden. Man lud darauf die Bothschafter der alliirten Mächte ein, jeder besonders, ihre Forderungen auf gleiche Weise einzureichen. Man kann denken, daß auch auf dieser Seite viel Unbilliges mit unterlief. Dasjenige, was eigentlich der Apfel des Krieges gewesen war, machte im Friedensschlusse bei weitem nicht die größte Schwierigkeit, denn es ist schon oben gesagt worden, daß sich die Seemächte seit dem Tode des

Kaisers Joseph und des Dauphins die Theilung der spanischen Monarchie gern gefallen ließen; und so ward dann, Trotz allem Widerspruch des Kaisers, Ludwigs Vorschlag, Philippen Spanien und Indien, und Karln das Uebrige zu lassen, schnell genehmigt. Nur darauf bestand England, das Philipp V. feierlich allen seinen Ansprüchen an Frankreich entsagte, damit nicht zu besorgen wäre, daß zwei so mächtige Kronen jemals auf einem Haupte vereinigt würden. Ungern unterzogen sich Ludwig und Philipp dieser Bedingung, doch fügten sie sich endlich, und nach öffentlich abgelegtem feierlichen Schwure (5. Nov. 1712 zu Madrid) sandte Philipp die Entsagungsacte seinem Großvater zu.

Eugen brannte unterdessen vor Begierde, während die treulosen Engländer den Franzosen zu Utrecht auf alle Weise durchhalfen, den letztern im Felde noch soviel Schaden als möglich zuzufügen. Er vereinigte sich zu dem Ende (im May 1712) mit dem Herzog von Ormond, der an Marlboroughs Stelle den Oberbefehl über die englische Armee in den Niederlanden erhalten hatte, und führte mit seiner ganzen Kunst eine Gelegenheit herbei, den Marschall von Villars mit sicherm Erfolge anzugreifen. Doch wie erstaunte er, als endlich der Augenblick kam, und Ormond durchaus nicht zu bewegen war, den Angriff, der gewiß den Sieg zur Folge haben

mußte, mit seinen Leuten zu unterstützen. Vergebens drang er mit den deutlichsten Gründen in ihn ein, vergebens ließ er ihm merken, daß sein Betragen Verdacht errege: der Herzog berief sich auf Briefe von seiner Monarchin, die er erst erwarten müsse, und Eugen merkte nun wohl, daß es zwischen England und Frankreich heimlich verabredet sei, nichts feindseliges mehr gegen einander im Felde zu unternehmen. Bald darauf (25. Jun.) erklärte ihm Ormond gerade heraus, er habe den Auftrag, in drei Tagen einen zweimonatlichen Waffenstillstand mit Frankreich bekannt zu machen, und es würde ihm lieb seyn, wenn sich die Alliirten mit in denselben wollten einschließen lassen, weil ihnen widrigenfalls der von den Engländern bisher bezahlte Sold nicht ferner gereicht werden würde. Aber Eugen und die niederländischen Deputirten waren viel zu empört über diese Erklärung, um den Vorschlag anzunehmen. Sie trennten sich vielmehr völlig von den Engländern, belagerten und eroberten Quesnoy (4. Jul. 1712) und rückten dann sofort vor Landrecy. Ormond wußte sich dafür zu rächen, indem er sich schnell auf Gent und Brügge warf, und in beide Städte englische Besatzung legte.

Jetzt war Villars dem Prinzen Eugen weit überlegen, und da er wußte, daß sich der letztere nicht einen Augenblick länger würde halten kön-

nen, wenn es gelänge, ihm seine trefflichen Magazine in dem Dorfe Marchiennes wegzunehmen, zu deren Deckung der kaiserliche Graf von Albemarle mit einem nicht sehr starken Corps bei Denain stand, so benutzte er rasch die Gelegenheit, den leider sorglosen Hüter mit weit überlegener Macht zu überfallen, und ihn in seinen Verschanzungen sammt seinem ganzen Corps, so weit es den französischen Bajonetten entrann, gefangen zu nehmen (24. Jul.). Mancher große Sieg ist nicht von so wichtigen Folgen gewesen, als dieses kleine Ereigniß. Eugen, dem nach der Eroberung von Landrecy der Weg nach Paris offen gestanden hatte, war jetzt, nach dem Verlust seiner Magazine, an denen die hungrigen Franzosen einen rechten Schatz gefunden hatten, nicht mehr im Stande, Landrecy zu behaupten, ja er mußte die schon im vorigen Jahre eroberten Festungen Quesnoi, Douai und Bouchain wieder fahren lassen, und die Franzosen triumphirend in die Niederlande eindringen sehen.

Zum Uebermaaß des Unglücks mußte den Alliirten dieser Schlag auch gerade jetzt kommen, da man auf dem Kongreß zu Utrecht über die Forderungen der Niederländer stritt. Hatte Ludwig diesen verhaßtesten aller Feinde schon von Anfang wenig Gutes gegönnt, so nahm er jetzt einen noch weit stolzeren Ton gegen sie an, da Villars im Felde einen solchen Vortheil über sie gewonnen hatte. Dazu ereignete sich noch ein

Vorfall, der ihm eine recht erwünschte Gelegenheit gab, einmal wieder in voller Glorie den König zu spielen, freilich auf Kosten seiner innern Ehre, doch die Leidenschaft nimmt so feine Rücksichten nicht.

An demselben Tage nämlich, als die Nachricht von der Niederlage der Alliirten bei Denain in Utrecht eintraf (27. Jul.), fuhr der Graf von Rechtern, einer der niederländischen Gesandten, vor der Thür des französischen Botschafters Menager vorüber. Vor der Hausthür des letztern standen die Bedienten desselben, und diese nahmen sich heraus, auf die Leute des Grafen höhnisch mit Fingern zu zeigen, und hinter ihnen ein beleidigendes Gelächter aufzuschlagen, Das nämliche wiederholten sie bei der Rückkehr der Kutsche. Der Graf von Rechtern verlangte hierauf von dem Herrn von Menager für diese Ungezogenheit Genugthuung; dieser versprach auch mit seinen Leuten deshalb zu sprechen, allein man erfuhr nicht, daß ihnen etwas geschehen sey. Umsonst erinnerte der Graf den Franzosen noch einmal; dieser läugnete zuletzt die ganze Sache. Die gekränkten Bedienten beschlossen hierauf, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, und einer derselben gab bei nächster Gelegenheit dem einen jener Franzosen eine Ohrfeige. Diese wichtige Staatsbegebenheit berichtete der Herr von Menager ungesäumt nach Hofe, und Ludwig XIV. befahl

darauf sogleich — was meint man wohl? — alle Friedensunterhandlungen mit dem niederländischen Gesandten auf der Stelle abzubrechen, und dieselben nicht eher wieder anzufangen, als bis die Generalstaaten den Grafen von Rechtern für seine ruchlose Verletzung des Völkerrechts zurückberufen, und die Erklärung öffentlich von sich gegeben hätten, daß sie daß Geschehene aufs höchste mißbilligten, und daß es ihnen sehr leid thun würde, wenn Se. Majestät glauben könnten, sie hätten es jemals an dem ihnen schuldigen Respect wollen ermangeln lassen. — Was wollte man thun? Um den Generalstaaten eine Verlegenheit zu ersparen, bat der Graf von Rechtern selbst um seine Entlassung, worauf sich drei der andern niederländischen Bevollmächtigten zu den französischen Ministern begaben, und die verlangte Erklärung in Gegenwart einer großen dazu geladenen Gesellschaft ablegten (30. Jan. 1713). Muß man nicht die Achseln zucken, wenn man hört, daß über diese Bedientensache das Friedensgeschäft beinahe um ein halbes Jahr verzögert worden sei?

Die Engländer drangen nun so sehr auf die Beendigung der Unterhandlungen, daß Holland gezwungen war, die erhaltenen Bedingungen gut zu heißen, wenn es nicht von England ganz im Stich gelassen sein wollte. Sie unterzeichneten demnach am 29. Jan. 1713 einen Barrierevertrag,

kraft dessen ihnen Frankreich das Besatzungsrecht in Fürnes, Fort Knocke, Ypern, Menin, Tournay, Mons, Charleroi, Namur und einige Schlössern bewilligte. Für Savoyen hatte England den Franzosen noch die besten Bedingungen abgezwungen. Auch Preußen verdankte seiner Fügsamkeit einen kleinen Zuwachs seiner Staaten. Nur mit dem Kaiser konnte man nicht aufs Reine kommen. Er, zu dessen Beistand zuerst die ganze Allianz geschlossen worden war, sah sich jetzt als eine Nebenperson betrachtet, und man würde sich vielleicht gar nicht mehr um ihn bekümmert haben, wenn man ohne ihn die Angelegenheiten Philipps V. hätte zu Ende bringen können. Er hatte nämlich noch Truppen in Italien und Spanien, und seine Gemahlin wohnte noch zu Barcellona, wie denn die Katalonier von keinem andern Könige wissen wollten, als von ihm. Die Engländer suchten ihn daher aus allen Kräften zu bewegen, daß er Spanien räumte, und die italiänischen Fürsten nicht weiter drückte. Gezwungen gab er nach, und unterzeichnete zu dem Ende am 14. März 1713 einen sogenannten Evacuations- und Neutralitätsvertrag. Im übrigen fehlte noch viel, daß er in den Frieden mit Frankreich hätte willigen können. Die Engländer, die jetzt selbst einsahen, daß sie sich ihr Recht bei den Franzosen vergeben hatten, überließen ihn daher seinem Schicksal, und luden die-

jenigen Alliirten, welche sich befriedigt glaubten, zur Unterzeichnung der Friedensacte auf den 11. April ein. Die verschiedenen Gesandten erschienen demnach an diesem Tage in den Wohnungen der englischen Minister, und, nachdem zuerst die Engländer und Franzosen unterzeichnet hatten, folgten Savoyen, Portugal, Preußen, und zuletzt, noch um Mitternacht, die Republik der vereinigten Niederlande nach.

Der Hauptinhalt dieses berühmten für England so gewinnvollen Friedens war folgender:

Philipp V. sollte das Königreich Spanien und dessen außereuropäische Besitzungen erhalten.

Frankreich und Spanien sollten auf ewig getrennt bleiben.

Frankreich sollte die protestantische Thronfolge in England anerkennen, und dem Prätendenten Jakob, Jakobs II. Sohn, nicht länger Schutz verleihen.

Die Festungswerke von Dünkirchen sollten auf französische Kosten geschleift und der Hafen ausgefüllt werden.

Frankreich trat an England die Hudsonsbay und Neufoundland ab; an Portugal alle Ansprüche auf die Länder des Nordcap in Südamerika, zwischen dem Amazonenflusse und dem Flusse Yapoc, wodurch England den Handel nach Brasilien gewann.

Preußen erhielt von Frankreich das sogenannte Oberquartier von Geldern nebst einigen

Aemtern, die Bestätigung der Souverainetät über Neufchatel und Valengin, und die Anerkennung seiner Königswürde.

Savoyen erhielt eine eine treffliche Barriere von Festungen gegen Frankreich, und als Kompetent um die spanische Monarchie die Insel Sicilien als ein Königreich mit voller Souverainetät *), und die Anwartschaft auf die spanische Krone, wenn Phlipps V. Nachkommenschaft aussterben sollte.

Die Holländer erhielten unter allen Alliirten die geringste Entschädigung. Sie mußten die stärksten der eroberten Festungen wieder herausgeben, und behielten dafür die schon oben beschriebene Barriere, die ihnen in der Folge gar nichts geholfen hat. Der Handelsvertrag, welcher zugleich zwischen ihnen, England und Frankreich geschlossen ward, und in welchen auch unsere deutschen Hansestädte Bremen und Emden mit aufgenommen wurden, war zwar ganz vortheilhaft, aber doch nicht in dem Grade, wie ihn die Engländer hätten erhalten können, wenn sie nicht ihren Vortheil so thöricht selbst aus den Händen gegeben hätten.

Mit Spanien schloß England einen sogenannten Assiento- oder Negerhandelstractat auf 30 Jah-

*) Die es aber 1720, da Karl VI. Neapel und Sicilien wieder vereinigte, mit Sardinien vertauschen mußte.

re, durch welchen eine englische Gesellschaft das ausschließende Recht erhielt, jährlich 4800 Negersclaven gegen eine mäßige Abgabe nach dem spanischen Indien zu senden, und zu gleicher Zeit soviel Gelegenheit zum Fleischhandel mit dem spanischen Amerika. Desgleichen trat Spanien an England, zum Behuf seines Handels im Mittelmeere, die Festung Gibraltar und die Insel Minorca ab.

15.

Friede zu Rastadt und Baden.

(1714.)

Der von den Engländern so treulos verlassene Kaiser war nun, sammt dem deutschen Reiche, der vollen Rachsucht und Schadenfreude der Franzosen, wie so oft schon, Preis gegeben. Ihm zum Trotze wollte Ludwig einmal recht großmüthig seyn, und seinem Bundesgenossen, dem fast verschollenen Kurfürsten von Baiern, sein Unglück recht königlich vergüten. Er verlangte deshalb vom Kaiser, als erste Bedingung des Friedens, nicht bloß völlige Wiedereinsetzung desselben in alle seiner Güter, sondern auch noch obenein die Abtretung der Markgrafschaft Burgau, der Grafschaft Nellenburg, und der Insel Sardinien

unter dem Titel eines Königreichs. Die übrigen Forderungen waren nicht minder unverschämt, so daß der kaiserliche Minister, Graf von Sinzendorf, unmöglich länger in Utrecht unterhandeln konnte, sondern im höchsten Unwillen am Tage der Unterzeichnung der übrigen Gesandten den Kongreß verließ, und in einer sehr stark geschriebenen Schrift die Gründe öffentlich bekannt machte, aus welchen der Kaiser dem zu Utrecht geschlossenen Frieden nicht beitreten könne.

Dessen ungeachtet blieben die fremden Gesandten noch eine Weile in Utrecht beisammen, und der zweite kaiserliche Bothschafter, Freiherr von Kirchner, machte im May noch einen Versuch, den Franzosen billigere Bedingungen abzugewinnen. Aber diese, die sich jetzt vor den übrigen Alliirten gar nicht mehr zu scheuen brauchten, sprachen nur aus immer höhern Tönen, bis zuletzt der Marquis von Hûxelles gerade heraus sagte: an den Forderungen seines Hofes dürfe auch nicht ein Buchstab geändert werden. Hierauf ging auch der Freiherr von Kirchner nach Wien zurück, und der Kaiser beschloß, in Verbindung mit dem deutschen Reiche den Krieg gegen Frankreich allein fortzusetzen.

Aber das liebe deutsche Reich! Es ward zwar zu Regensburg vieles geredet und geschrieben, aber die Truppenkontingente kamen so sparsam und unregelmäßig an, daß Eugen am Rheine

mit dem besten Willen nicht einen Schritt thun konnte, sondern ruhig zusehen mußte, wie Villars mit seinem gewaltigen Heere sich am ganzen linken Rheinufer ausbreitete, das höchst wichtige Landau eroberte (20. Aug. 1713), alle offenen Städte in dieser Gegend, Speier, Worms, Kaiserslautern, Kirn ꝛc. mit schweren Brandschatzungen belegte, dann sogar über den Rhein ging, um auch am rechten Ufer alles zu verwüsten, und die nächstgelegenen Reichskreise auszusaugen, ja endlich sich auf das schlecht versorgte Freiburg warf (30. Sept.), und es nach den schauderhaftesten Grausamkeiten *) einnahm (16. Nov). Man sagte damals, die Saumseligkeit der Reichsglieder in der Unterstützung des von bitterm Schmerze durchdrungenen Eugen, der so gern die Ehre seines Kaisers auch am Schlusse des Krieges noch gerettet hätte, habe nicht sehr unbekannte geheime Ursachen gehabt. Nun dann, können wir uns wohl darüber wundern, daß der deutsche Name bei

*) Villars war unstreitig ein großer General, aber dabei ein Mann von rohen Sitten, und ganz entblößt von allen Gefühlen feinerer Menschlichkeit. Er ließ alle Kranken und Verwundeten auf Wagen laden, und schickte sie in die schon ausgehungerte Festung, schwörend, er werde nicht nur diese, sondern auch alle gefangene Greise, Weiber und Kinder Hungers sterben lassen, wenn der Commandant sie nicht aufnähme.

bei unsern Nachbarn so wenig geachtet ist, wenn deutsche Fürsten selbst in dem Zeitpuncte, wo alles darauf ankam, sich dieses Namens würdig zu zeigen, heimlich französisches Geld annahmen, und dafür zu jedem Schimpfe, der dem Vaterlande und seinem uralten Oberhaupte zugefügt ward, die Augen zudrückten?

So ging dann ein Feldzug vorüber, in welchem das deutsche Reich nicht nur nichts gewonnen, sondern noch zwei Hauptfestungen dazu verloren hatte. Und konnte man wohl von künftigen Anstrengungen bessere Erfolge hoffen, da Ludwig jetzt von allen Seiten Frieden hatte? Es war daher nicht unwillkommen, daß Villars während der Belagerung von Freiburg bei Eugen anfragen ließ, ob es nicht möglich wäre, daß sie beide an irgend einem Orte zusammentreffen könnten, um sich über die Mittel zu einem endlichen Frieden zu unterreden. Nachdem sich Eugen die desfalls nöthige Vollmacht vom Kaiser Karl VI. verschafft hatte, traf er am 26. Nov. 1713 bei dem Marschall von Villars im Schlosse zu Rastadt ein, von den Segenswünschen und Gebeten jedes braven Deutschen begleitet.

Die Achtung für den persönlichen Charakter des berühmten Unterhändlers, und der Wunsch, sich den Ruhm eines Friedensstifters zu verdienen, machten den französischen General während dieses Geschäftes bescheidener, als es die Vor-

schafter seiner Nation bisher bei ähnlichen Gelegenheiten gewesen waren. Er ließ es sich gefallen, daß Eugen mit Ernst und Würde alle nicht zur Sache gehörigen Forderungen, die Frankreich so gern einmischen wollte, kurz abschnitt, und wandte alles mögliche an, um den Prinzen, den Ludwigs Unnachgiebigkeit verdroß, von der gedrohten Abreise zurückzuhalten.

Die meisten Schwierigkeiten machte die Festung Landau, die Ludwig durchaus behalten wollte, die Herausgabe der kleinen italiänischen Fürstenthümer, die der Kaiser noch besetzt hatte, und die Forderung, daß der Kurfürst von Baiern schlechterdings alle seine Länder und Würden wiederhaben sollte, mithin auch die, welche bereits andern Reichsfürsten zugetheilt worden waren. Auch wünschte Karl VI. vor allen Dingen, daß der neue König von Spanien ein Versprechen von sich gäbe, die braven Katalonier, die dem östreichischen Hause bis auf den letzten Augenblick mit rührender Treue angehangen hatten, dafür nicht zu drücken, sondern sie vielmehr in den Besitz ihrer ehemaligen Privilegien wieder einzusetzen. Es gereicht dem Kaiser zur Ehre, daß er sich mitten in dem Gewirre lästiger Händel, in dem sonst nur die Politik, der Stolz und die Rachsucht die Gesetze vorschrieben, von einem Zuge edler Dankbarkeit leiten ließ, der offenbar aus

einer weit reinern Quelle floß, als Ludwigs Beschützung eines treulosen Vaterlandsfeindes.

Aber Frankreichs Uebergewicht war jetzt viel zu groß. Nach zweimonatlichem Streiten mußte Eugen doch endlich das meiste zugeben, denn er sah wohl ein, daß, wenn es wieder zum Kriege kommen müßte, das deutsche Reich mehr als jemals zerfleischt werden würde. So kam man dann mit einem Entwurfe zu Stande, dem nichts als die Billigung der Monarchen fehlte, zu deren Einholung derselbe nach Wien und Versailles geschickt ward. Aber man denke sich das Erstaunen der beiden Feldherren, als das Blatt von Ludwig XIV. ganz durchkorrigirt und mit 12 neuen Artikeln vermehrt zurückkam, in welchen Forderungen aufgewärmt waren, an die kein Mensch gedacht, oder die man längst schon zurückgenommen hatte. Eugen ward durch dies unredliche Betragen des französischen Hofes so aufgebracht, daß er im höchsten Unwillen am 7. Febr. 1711 Rastadt verließ, und nach Stuttgard zurückging. Der darüber nicht minder bestürzte Villars, den es schmerzte, seine ruhmbedeckte Heldenlaufbahn nicht mit der Stiftung des Friedens schließen zu dürfen, reisete darauf nach Strasburg, und legte seinem Könige schriftlich die Nothwendigkeit des Friedens und das Ehrenvolle der bereits erlangten Bedingungen so eindringend ans

Herz, daß dieser seine Veränderungen und Zusätze fast alle wieder zurücknahm.

Mit Flügelschnelle eilte nun Villars Generalwachtmeister, Marquis von Contades, nach Stuttgard, um den Prinzen zur Rückkehr nach Rastadt einzuladen. Noch an demselben Tage (28. Febr.) ging er dahin ab, und die Unterhandlungen eilten nun rasch ihrer Beendigung entgegen. Am 6. März kam das Friedensinstrument zu Stande, und nachdem die Abschreiber fast die ganze Nacht daran geschrieben hatten, unterzeichneten es die beiden Feldherren früh am Morgen, zwischen 3 und 4 Uhr (7. März) beim Schein der Lichter, und fielen einander voll froher Begeisterung in die Arme.

So hatte dann der Kaiser auf noch schlechtere Bedingungen Frieden machen müssen, als Frankreich ihm vor einem Jahre zugestehen wollen, und selbst die mächtigste Allianz hatte ihn nicht vor dem gewohnten Schicksal, gegen Frankreich den Kürzern zu ziehen, geschützt. Wir kennen den Hauptinhalt dieses Rastadter Friedens schon theilweise aus dem Vorigen, daher ziehe ich ihn hier ganz kurz zusammen.

Der Kaiser erhält die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua, und die toskanischen Seehäfen an der westlichen Küste.

Frankreich giebt alle seine Eroberungen am

Rheine, bis auf Landau, heraus, und erkennt die hannöversche Kur an.

Baiern und Kölln werden der Reichsacht entledigt, und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt, erhalten auch sogar alle ihre Mobilien, Kleinodien, Munition ꝛc. zurück.

Der Kaiser gab hierauf in einem Dekret vom 24. März 1714 dem Reiche von dem zu Rastadt geschlossenen Frieden Nachricht, und entschuldigte sich theils über den Frieden selbst, damit, daß er von allen Alliirten verlassen und vom Reiche selbst so schlecht unterstützt worden sey, theils darüber, daß er alles ohne Zuziehung der Reichsstände habe verhandeln lassen, indem alles so geheim und so schnell gegangen sey ꝛc. Zugleich stellte er den Ständen anheim, ob sie ihren Frieden mit Frankreich selber abschließen, oder ihn dazu bevollmächtigen wollten. Sie wählten das letztere, worauf der Kaiser zu diesen neuen Verhandlungen drei Städte in der Schweiz vorschlug, aus denen Ludwig XIV. die Stadt Baden im Argau wählte.

Hier fanden sich demnach die französischen und kaiserlichen Deputirten, nebst den Abgeordneten mehrerer deutschen Reichsfürsten, ein. Auch Philipp V. und die Königin von England wollten Gesandte dazu schicken, allein diesen gestattete der auf England mit Recht erbitterte Kaiser durchaus nicht den Zutritt. Am 10. Jun. 1714 wur-

den die Konferenzen eröffnet. Eigentlich waren hier nur einige Puncte des Rastadter Friedens näher zu bestimmen, doch schmeichelte man sich auch manchen Wunsch zum Beschlusse noch anbringen zu können. So z. B. verwendete sich der Kaiser hier noch einmal recht herzlich für seine treuen Katalonier, aber Ludwig XIV. ließ sich auch hier noch einmal die Freude des stolzen Verweigerns recht königlich wohlthun. Die ehrlichen deutschen Protestanten hatten die schändliche ryswicker Klausel (s. Theil VIII. S. 270) noch nicht vergessen, durch welche der glaubenswüthige Ludwig Tausende ihrer Brüder so hinterlistig in ein drückendes Geistesjoch gezwängt hatte, und baten jetzt um die Zurücknahme dieser Klausel, allein es fand sich, daß er seit der Zeit um nichts aufgeklärter oder vernünftiger geworden war. Auch ward das Gesuch nicht einmal vom Kaiser selber unterstützt.

Es blieb demnach nichts weiter übrig, als den rastadter Frieden mit einigen Erweiterungen hier zu Baden im Namen des Reichs noch einmal zu unterzeichnen. Zu diesem Ende fanden sich Eugen und Villars auch dort ein, und vollzogen das Werk, am 7. Sept. 1714. Was noch zwistig war, ward nachher allmählig, nicht ohne allen Hader, ausgeglichen, und so hatte das abgequälte Reich auf einige Zeit wieder Ruhe.

Dieser Krieg, und der nordische zugleich —

welche ungeheure moralische Erderschütterung von mehr als 12 Jahren! Wieviel vergossenes Menschenblut, wieviel unaussprechliches persönliches Elend von den Wellen des atlantischen Meeres an bis in die wüsten Steppen der Ukräne! Und alles dies erregt von den Leidenschaften vier oder fünf einzelner Menschen, die sich zum Theil durch einen höchst einfachen Vergleich über das hätten vereinigen können, was sie sich nach so fürchterlichen Schlachten und nach der Verheerung ihrer Länder endlich doch zugestehen mußten! Aber wer vermag hier zu sagen, warum jene Schlachten und diese Verheerungen erfolgen mußten? Scheint es doch, als wenn der Prozeß der allgemeinen Menschheitsentwickelung von Zeit zu Zeit auch durch solche gewaltsame Aufregungen befördert werden müßte, damit der durch träge Ruhe erschlaffte Geist der Erdbewohner wieder neue Spannkraft gewänne. Und wenn man nach menschlicher Weise von dem erhabenen Weltregierer annehmen darf, daß er an der größten Thätigkeit seiner Geschöpfe sein höchstes Wohlgefallen finde: wo werden wohl größere Kräfte und Anstrengungen aufgewandt, als im Kriege? Wo erscheint ein menschliches Genie in einer der vielseitigsten Entwickelung günstigern Lage? Giebt es etwas erhabeners, als durch die Anordnung und Ausführung einer einzigen Schlacht das Schicksal ganzer Staaten, und das Hoffen und

Fürchten vieler Millionen nach seinem Willen zu lenken? Ist nicht der tiefe Nationalhaß, den z. B. jeder Deutsche oder Engländer gegen die Franzosen empfindet, eine sichere Bürgschaft dafür daß der Schöpfer unsern Neigungen eine Anlage zum ewigen Kriege in den Völkern erhalten wollte, damit die gegenseitigen Reibungen nie aufhörten? Und unstreitig geht auch das Menschengeschlecht aus jeder Erschütterung dieser Art reiner und kräftiger hervor, wovon auch namentlich dieser spanische Erbfolgekrieg ein Beispiel giebt. Ihm verdankt besonders England sein ganzes nachmaliges politisches Ansehen und sein ungeheures Uebergewicht zur See; Frankeich die Erschlaffung, deren höchster Grad einst zu so großen Dingen führen sollte; und das sich entwickelnde Preußen eine Pflanzschule von Helden, die zwanzig Jahre später die Kriegskunst eines Eugen und Marlborough ihrem größern Friedrich zu überliefern bestimmt waren.

III.

Frankreich unter Ludwig XV.

(1715 — 1774.)

I.

Die letzten Tage Ludwigs XIV.

(† 1715, 1. Sept.)

Mit welchen Empfindungen mußte der sterbende Ludwig wohl auf seine 72jährige Regierung zurücksehen! Wie schön hatte er begonnen, und wie blühend hatte er sein großes Reich in den ersten Jahren von Colberts trefflicher Verwaltung gesehen! Und jetzt war dies Land das erschöpfteste von allen. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder. Aller innere Wohlstand war verschwunden. Viele Tausende der kraftvollsten Arbeiter hatten die langen, blutigen Kriege hingerafft; nicht viel weniger hatte die Glaubenswuth aus ihrem Vaterlande getrieben. Eine Schuldenlast von 900 Millionen Thalern lag auf den Staatskassen.

Und gleich als ob des Schicksals Absicht gewesen wäre, den Urheber alles dieses Elends persönlich recht tief zu beugen, mußte er durch eine fast beispiellose Sterblichkeit seine so zahlreiche Nachkommenschaft beinahe Haupt für Haupt vor sich in das Grab sinken sehen. Noch während des Successionskrieges (14. Apr. 1711) starb sein Sohn, der Dauphin Ludwig, 40 Jahre alt. Seitdem setzte die Nation ihre Hoffnung auf dessen Sohn, den geistvollen Herzog von Burgund und dessen liebenswürdige Gemahlin. Aber ach! das Jahr darauf (1712) raffte ein hitziges Fieber sie alle beide hin; sie am 12, ihn am 18. Febr. Ihr ältester Prinz, Ludwig, Herzog von Bretagne, noch ein Knabe, war jetzt der nächste Thronerbe, allein auch diesen sollte sein alter Urgroßvater noch vor sich hinsterben sehen *), und in seine Rechte trat sein jüngerer Bruder, ein zweijähriges Kind (nachher Ludwig XV.), der einzige, der aus dieser langen Reihe noch endlich übrig blieb.

Die Nerven des alten Königs schienen indessen schon zu abgestumpft, als daß dieser traurige Untergang seines Hauses ihn besonders hätte rühren können. Auch hatte er ja selbst in seinen besten Jahren niemand als sich selbst geliebt, und bei tausend Gelegenheiten Beweise eines furcht-

*) Er folgte seinen Eltern an derselben Krankheit.

bar verhärteten Herzens gegeben *). Alles drehete sich nur um sein eitles Ich, und wie er sich selbst an Sklavenordnung band, so mußten tausend Andere um seinetwillen Sklaven seyn. Nirgends ist wohl die Etikette jemals so ins Kleinliche getrieben worden, als an seinem Hofe. Jeder Spaziergang hatte seine Gesetze. Anders waren die Gebräuche in Versailles, anders in Marly, anders in Trianon, anders in Fontainebleau. In

*) Die reizende Herzogin von la Valiere, die einzige von seinen Maitressen, die ihn treu und herzlich geliebt hat, mußte es sehen, daß er, ihrer überdrüssig, durch ihre Zimmer zu einer andern ging, und ihr im Vorbeigehen sein kleines spanisches Hündchen mit den Worten in den Schoos warf: „Da! solche Gesellschaft ist gut genug für Sie!" — Ein andermal zwang er die junge Herzogin von Burgund während einer bedenklichen Periode, mit ihm nach Marly zu fahren, und ließ dabei, selbst auf des Arztes Vorstellung, nichts von seiner Gewohnheit, sehr scharf zu fahren, nach. Eine zu frühe Niederkunft war die Folge dieses Eigensinns. Als darauf jemand diesen Unfall beklagte, rief er aus: „Was kümmert das mich? Hat sie nicht schon einen Prinzen? Und wenn der sterben sollte, ist nicht der Herzog von Berry alt genug, um sich zu vermählen? Was liegt mir daran, wer mein Nachfolger ist, der oder jener? Sie sind doch alle meine Enkel!" Alle schwiegen; darauf fuhr er heftig fort: „Es ist ihr unrichtig gegangen, weil es ihr so gehen sollte. Nun wird mich das Geschwätz der Matronen und der Aerzte nicht mehr in meinen Reisen stören, und ich werde fahren können, wohin es mir belieben wird".

Marly durfte jeder mit bedecktem Kopfe gehen, in Versailles hatte der König allein den Hut auf. Jeder Große von Range mußte sich am Hofe aufhalten, und ihm regelmäßig die Aufwartung machen. Wenn er beim Aufstehen oder Schlafengehen durch die Zimmer ging, und nicht sämmtliche Herren seines Hofes ehrerbietig dastehen sah, so ließ er es die Fehlenden bald empfinden. Wollten sie gar einmal eine Vergünstigung oder ein Amt haben, so hieß es gleich: „ich kenne sie nicht; das sind Menschen, die ich nicht sehe". Er selbst war gewöhnlich sehr höflich, und wußte sich immer mit einer würdevollen Artigkeit auszudrucken. Vor vornehmen Damen und vor Prinzen vom Geblüt nahm er den Hut ganz ab und hielt ihn einige Augenblicke lang am Ohre, bei Geringeren begnügte er sich, nur an den Hut zu greifen. Seine Tagesordnung war folgende. Um 8 Uhr weckte ihn der erste Kammerdiener, Dann ging die Amme hinein, um ihn nach einer alten, vermuthlich abergläubischen Sitte, zu küssen, und zwei Leibärzte, um ihn zu reiben und ihm ein anderes Hemde zu geben. Hierauf rief man einige Kammerherren, von denen einer ihm das Weihwasser, und der andere das Gebetbuch reichte. Damit ließ man ihn dann einige Augenblicke allein, bis er alle wieder herein rief. Jetzt war er aufgestanden, man reichte ihm den Schlafrock, und nun füllte sich das Zimmer mit

Officieren, Prinzen und den sogenannten Herren vom zweiten Zutritt. In ihrer Gegenwart zog er sich mit graziösem Anstande Strümpfe und Schuhe an, ließ sich barbieren, und setzte sich seine Perücke auf, dabei ward von gleichgültigen Dingen, meist von der Jagd, gesprochen.

Sobald er angekleidet war, ward von allen gebetet, wobei die Geistlichen knieten. Dann ging der König in sein Kabinet, wohin ihm alle Anwesende folgten, und noch andere sich dazu einfanden. Er ertheilte darauf seine Befehle, und entließ dann die Herren bis auf seine natürlichen Söhne und deren Hofmeister und die Kammerleute. Jetzt konnte man ein Wort anbringen: gewöhnlich ward aber hier von Bauprojekten, neuen Anlagen, u. dgl. gesprochen. Sodann ging es in die Messe, und hier war es, wo der ganze Hof in der Gallerie zwischen des Königs Kabinet und der Kapelle in Parade stehen mußte. Nach der Messe erschienen die Minister, und das geheime Conseil ging an. Um ein Uhr ward gespeiset, gewöhnlich vom kleinen Couvert, d. h. der König saß in seinem Zimmer allein an einem viereckten Tische, in Gegenwart seines Bruders und seiner Söhne und Enkel, welche standen und zusahen, indeß er meistens sehr wenig sprach, und sichs trefflich schmecken ließ. Die Kammerherren bedienten ihn, und Monsieur (des Königs Bruder) reichte ihm von

Zeit zu Zeit die Serviette, wofür er zuweilen die Erlaubniß erhielt, sich zu setzen.

Nach der Tafel ging der König in sein Kabinet, fütterte seine Hunde, und spielte mit ihnen, oder mit — Andern, kleidete sich um, und fuhr aus. Nach der Rückkehr ward wieder die Kleidung gewechselt, die Günstlinge, die Kammerleute, die Beamten besuchten ihn, oder er empfing Rapporte, oder er schrieb. Nach einer Stunde ging er zur Maintenon, blieb daselbst bis um 10, dann war Abendtafel, die meistens sehr glänzend war. Nach derselben blieb er gewöhnlich einige Zeit im Speisezimmer stehen, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, und von dem ganzen Hofe umgeben. Dann machte er den Damen eine Verbeugung, und ging in sein Kabinet, wo dieselbe unbedeutende Unterhaltung in einem engeren Zirkel fortgesetzt ward. Dann gab er wieder seinen Hunden zu fressen, nickte mit dem Kopfe, und ging in sein Schlafzimmer. Hierher durften ihm nur die Personen vom ersten und zweiten Zutritt folgen. In ihrer Gegenwart verrichtete er wie des Morgens das Gebet, und ward entkleidet. Dieß hieß das kleine Niederlegen. Erst wenn der König das Bett bestieg, gingen die letzten Höflinge weg.

Es ist schon gesagt worden, daß die Maintenon alles aufbot, um Abwechselung in dies einförmige Leben des alten Königs zu bringen. Dies

war in der That eine schwere Aufgabe, da er für geistige Unterhaltungen gar keinen Sinn hatte. Er las nichts, und konnte es nicht einmal leiden, wenn jemand an seinem Hofe gelehrt scheinen wollte, ja er hatte es gern, wenn Witzlinge sich über Gelehrte lustig machten. In einer Unterredung mit dem berühmten Fenelon, dem Erzieher seiner Enkel, sollen ihm einmal die Worte entfahren seyn, er fürchte die Geister. Auch hat er nie das Geringste für die Schulen in seinem Reiche gethan. Seine Unwissenheit in literarischen und religiösen Dingen war außerordentlich groß. Er hielt jeden Zweifel an den Wundern der Heiligen für Sünde. Allen Prozessionen, Predigten und Messen wohnte er mit gläubiger Andacht bei, fiel beim Sanctus auf die Knie, betete den Rosenkranz, kommunicirte jährlich fünfmal, bediente am grünen Donnerstage nach einer alten Sitte eine Anzahl Armer bei Tische, und machte an den Jubeljahrsfesten eine bestimmte Strecke Weges zu Fuß. Die Herzogin von Orleans, eine sehr vernünftige deutsche Prinzessin (aus dem Hause Baiern), von der wir noch interessante Briefe übrig haben, sagt: „Man kann in der Religion nicht einfältiger seyn, als der König war. Was ihm die Pfaffen sagten, das glaubte er, als ob es von Gott geredet wäre, denn er hatte in seinem Leben kein Wort in der Bibel gelesen, und wußte nichts anders von der

Religion, als was ihm seine Beichtväter sagten. Sie hatten ihn weis gemacht, in Religionssachen wäre nicht erlaubt zu räsonniren, man müßte die Vernunft gefangen nehmen, um selig zu werden. Er hat aber das Fluchen abgeschafft, welches sonst in Frankreich sehr gemein war". Sein Hof theilte die Stupidität mit ihm, und da er selbst die Kirche so fleißig besuchte, so gehörte das Kirchengehen zum Tone; alle Chöre waren voll von schön geputzten Damen, und wenn es nur einigermaßen dunkel war, so klebte jede ein Stückchen Wachslicht vor sich hin, damit sie der König recht erkennen könnte.

Außer den religiösen Beschäftigungen, die die Maintenon immer zu vermehren suchte, dachte sie auch zuweilen auf anderweitige Zerstreuungsmittel. Das gewagteste in dieser Art war die Erscheinung eines persischen Gesandten, mit welcher noch wenig Monate vor des Königs Tode seiner Eitelkeit ein Fest gegeben werden sollte. Man machte ihm zu dem Ende weis, der Persershach, von dem berühmten Namen Sr. Maj. unterrichtet, strebe nach der Ehre, mit ihm ein freundschaftliches Bündniß zu knüpfen. Ganz Frankreich gerieth in Bewegung bei dem Gerüchte; Ludwig befahl dem Baron von Breteuil, dem Gesandten zwei Meilen von Paris entgegen zu gehen, und ihn mit größter Pracht zu empfangen. Er selber gab ihm bald nach ge-

hal-

haltenem Einzuge eine glänzende Audienz, bei welcher er alle Edelgesteine der Krone auf dem Leibe trug. Er ließ dem Gesandten täglich hundert Louisd'or reichen, und ein Badezimmer für 2500 Thaler für ihn einrichten. Die Reisekosten von Marseille bis Paris wurden ihm mit 6000 Thalern vergütigt. Indessen verbreitete sich bald im Publikum das Gerücht, daß der angebliche Perser ein portugiesischer Jesuit sey, der die halbe Welt durchstrichen, und von seinen Ordensbrüdern aus den Gefängnissen in Konstantinopel befreit worden sey, um dem schwachen und eitelen Könige diese Komödie zu spielen. Ludwig selber merkte den Betrug, und ließ den Gesandten ohne Abschiedsaudienz abreisen, sprach auch nie wieder von ihm; dagegen mußten seine Minister ausstreuen, er sey ein wirklicher Gesandter gewesen. Niemand hat erfahren, wo er geblieben ist, doch ist er aus Frankreich glücklich entkommen.

Bald nach dieser Posse verfiel die Gesundheit des Königs zusehends, und jedermann erwartete seinen Tod. Die Maintenon, nachdem sie vergeblich alles versucht hatte, um ihn zur lauten Erklärung ihrer geheimen Ehe zu bewegen, überredete ihn zuletzt wenigstens, ein Testament zu Gunsten ihres Lieblings, des Herzogs von Maine (ältesten Bastards von der Montespan), zu machen, in welchem demselben das Commando

über die Armeen und die Erziehung des Dauphins übertragen ward. Er that es mit Widerwillen, und um nur nicht in seinen letzten Tagen die einzige Gesellschafterin zu verlieren, die ihm bis dahin das öde Leben noch erträglich gemacht hatte. Aber die Verweigerung ihres ersten Wunsches kränkte das eitle Weib doch zu tief, als daß sie es ihn nicht bitter hätte fühlen lassen sollen. „Als ich noch König war.“ hörte man ihn zuweilen sagen, diesen großen Ludwig, vor dessen Winken einst Länder gezittert hatten, und der jetzt an dem Gängelbande eines alten Weibes ging.

Er wurde hierauf immer schwächer. Am 25. Aug. 1715 empfing er die letzte Oelung. Am folgenden Tage ließ er die Prinzen und vor allen den Dauphin vor sein Bett kommen, und gab ihnen rührende Ermahnungen. Den Dauphin warnte er unter andern vor allzu leidenschaftlicher Kriegslust, und die Herren vom Hofe bat er um Verzeihung wegen des bösen Beispiels, das er ihnen gegeben. Am folgenden Tage äußerte er gegen die Maintenon, er habe immer gehört, das Sterben sey schwer; er finde diesen Entschluß nicht so peinlich. Sie erwiederte hierauf, der Augenblick des Todes sey nur denen schrecklich, die sehr an der Welt hingen, oder Wiedererstattungen zu machen hätten, „Hm,“ sagte der Kranke: „als Privatmann erinnere ich

mich nicht, jemandem eine Wiedererstattung schuldig zu seyn; was aber die Forderungen betrifft, die mein Königreich an mich machen könnte, so vertraue ich auf die göttliche Barmherzigkeit".

Mit bitterm Schmerze vernahm er am folgenden Tage, daß diese treulose Freundin ihn heimlich verlassen habe, und nach St. Cyr gegangen sei. Er fragte so oft nach ihr, daß man ihr einen Boten nachschicken und sie zurückrufen mußte. Sie gab vor, sie sey darum hingegangen, um mit ihren Mädchen für ihn zu beten. Ihre Furcht vor der Rache des neuen Regenten war aber so groß, daß sie am 30. Aug. schon wieder abreisete, und ihren sterbenden Wohlthäter nicht wieder sah. Auch nach seinem Beichtvater, Pater le Tellier, fragte der Kranke vergebens. Dieser Elende nahm es übel, daß der König nicht noch auf dem Sterbebette eine Anzahl erledigter Pfründen hatte vertheilen wollen. Jedermann nahm ein Aergerniß an dem schändlichen Betragen dieser beiden Menschen.

Am 30 und 31. Aug. hatte der Kranke nur wenige lichtvolle Momente. In diesen betete er oft den Spruch; „Mein Gott, komm mir zu Hülfe; eile mich zu erlösen! Dann fiel er in den Todeskampf, der sich erst am 1. Sept. Morgens um 8 Uhr endigte.

Das Volk, das er nicht bloß arm gemacht, sondern auch der Sittlichkeit und alles Ver-

trauens *) beraubt hatte, jubelte laut auf bei der Nachricht von seinem Tode, und verfolgte den Leichenzug nach St. Denis mit so pöbelhaftem Muthwillen, daß man genöthigt war, die Leiche auf Nebenwegen zu führen. Die Luft erschallte von den abscheulichsten Schimpfreden und Verwünschungen; eine furchtbare Lehre für diejenigen, die zu Regenten, d. h. zu Vätern ganzer Völker berufen sind.

2.

Die Regentschaft des Herzogs von Orleans.

(1715 — 1723.)

Da der Thronerbe, Ludwig XV. (geb. 1710, 15. Febr.), bei seines Urgroßvaters Tode erst 5 Jahre alt war, so trat nun wieder eine vormundschaftliche Regierung ein, an deren Spitze nach herkömmlichem Rechte, des Königs nächster Oheim, also der Herzog Philipp II. von Orleans, Ludwig XIV. Brudersohn (geb. 1674),

*) Er hatte aus einer unwürdigen Neugier die Sitte eingeführt, daß man ihm alle Stadtgespräche, Privatumstände einzelner Personen oder Familien, ja die größten Kleinigkeiten zutragen mußte; er besoldete Spione, die seine eigenen Gesandten an fremden Höfen belauschen mußten; ja er schämte sich der Niederträchtigkeit nicht, alle mit der Post eingehenden Briefe erbrechen zu lassen, wodurch Handel und Wandel gestört, und alles Vertrauen vernichtet ward.

stehen mußte. Dies hatte zwar die Maintenon durch das Testament des verstorbenen Königs verhindern wollen, allein man achtete ihn und sein Testament so wenig, daß von dem letztern kaum noch die Rede war. Das lange untertretene Parlament bemächtigte sich jetzt schnell wieder seiner alten Rechte, und nahm die Miene des unumschränkt gebietenden Reichsraths an; und da der Herzog von Orleans demselben gleich in seiner ersten Anrede mit der ihm eigenen Feinheit zu schmeicheln wußte, und z. B. etwas von einem Rechte des Parlaments, Gegenvorstellungen zu machen, einfließen ließ, so ward er ohne Umstände in seine Rechte eingesetzt, und der Herzog von Maine mit einer Unterbedienung abgefunden, die er anzunehmen schwach genug war.

Der neue Regent besaß viele von den großen Eigenschaften, die sein hoher Rang erforderte, aber große Schwäche und Nachgiebigkeit gegen die, welche ihn umgaben, zerstörte alles was er mit diesen Talenten hätte leisten können, und sein Lebenssystem, zu dem er sich bekannte, konnte nur gemeine Seelen an ihn ziehen.

Die krasse Stupidität Ludwigs XIV. in Religionssachen hatte die religiöse Aufklärung des Volks um ein halbes Jahrhundert aufgehalten; die Fortschritte der übrigen Wissenschaften aber, die er nicht zugleich hatte hemmen können, hat-

ten allmälig der Theologie das verächtliche Ansehen einer veralteten Fratze gegeben, die für gescheite Menschen gar nicht mehr vorhanden sei, und nur noch zur Zügelung des großen Haufens von Nutzen sein könne. Und da in der That die meisten Geistlichen nur amtshalber das zu glauben schienen, was sie lehrten, so brachten sie bei allen wissenschaftlich Gebildeten sich selbst, und bei allen Halbgebildeten auch ihre Wissenschaft in tiefe Verachtung. Einzelne positive und historische Formalien mit dem ewigen Urquell des Gemüths und seiner Empfindungen verwechselnd, für welche jene doch nur Symbole gewesen waren, und durch Leerheit des Herzens außer Stand gesetzt, mit schöpferischer Fülle jenen Grund festzuhalten und neu zu formen, vernichtete man vor dieser bloß negativen Philosophie den schönen Glauben an ein Göttliches im Menschen, und dieser Urheber jeder schönen Tugend ward für ein Hirngespinst erklärt.

Am Hofe, wo der Neid und jedes feindselige Prinzip im Menschen am heftigsten arbeitet, mußte diese Philosophie am ersten Eingang finden, und kaum hatte Ludwig XIV. die Augen geschlossen, so trat an die Stelle der von ihm genährten Bigotterie plötzlich der scheußlichste Atheismus, und in diesem gab der Herzog von Orleans das leuchtendste Beispiel.

Sein Lehrer in diesen Grundsätzen war der

Abbé Dübois gewesen, der in der Folge Minister und Kardinal ward. Dieser Mensch, der Sohn eines Apothekers, hatte bei sehr geringen Kenntnissen, aber ungemeiner Schlauheit und Beredsamkeit, das Amt eines Lehrers bei diesem Prinzen erhalten, und da er bei demselben früh einen starken Hang zu Ausschweifungen wahrgenommen hatte, die er selbst unmäßig liebte, so hatte er bald gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht, und ihm bewiesen, daß es thöricht sei, sich irgend einen Sinnengenuß zu versagen, da der Mensch nur um des Genusses willen da sei, oder sich vor göttlichen Geboten zu fürchten, die doch nur von unsinnigen Menschen erdacht worden seyen; daß der Eigennutz die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei, und den allergepriesensten Tugenden zum Grunde liege, und daß nur ein Narr an Freundschaft, Tugend, Gott und Unsterblichkeit glauben könne. Da der Mensch so eingerichtet ist, daß eine lange Gewohnheit ihn auch mit den widernatürlichsten Vorstellungen vertraut machen kann, so schauderte bald niemand mehr am Hofe zu Paris vor diesen empörenden Grundsätzen; vielmehr übte jeder sie mit Leichtigkeit aus, und die Folge davon war, daß jedermann die schändlichsten Ausschweifungen offen trieb und rühmte, daß alle Scham, alle Redlichkeit und alles Vertrauen verschwand, und daß der Pariser

Hof als der Sammelplatz aller Sittenlosigkeit und Verworfenheit in ganz Europa verabscheut ward. Die Gesellschaften, in denen der Herzog-Regent jeden Abend zubrachte, bestanden aus den liederlichsten Weibsbildern und Mannspersonen aller Art.*) Man reizte sich durch den Genuß der feurigsten Speisen und Getränke, und selten kam einer auf seinen eigenen Füßen nach Hause. Der Herzog selbst war gewöhnlich des Morgens noch so verstört, daß er länger als eine Stunde nach dem Aufstehen gar nichts denken konnte, sondern alles unterzeichnete, was man ihm vorlegte. Wunderbar genug, daß er dennoch soviel Verstand und richtiges Gefühl übrig behielt, um die Theilnehmer an jenen Bacchanalen im nüchternen Zustande zu verachten, denn er nannte sie nie anders als seine Gerädersten (roués), weil sie so entnervt einherschlichen, als wenn ihnen die Knochen zerschlagen wären, oder auch, wie er selbst einmal sagte, weil sie alle verdienten auf dem Rade zu liegen. So verächtlich kann der Mensch sich selber werden,

*) Einen alten ehrlichen Diener, der ihm bisweilen im Palaisroyal leuchten mußte, wenn er in seine sittenlosen Abendgesellschaften ging, nöthigte er einmal scherzweise, mit hinein zu kommen. Gnädiger Herr," erwiederte der Alte, „hier hört mein Dienst auf: in so schlechte Gesellschaft gehe ich nicht, und es thut mir leid, Sie darin zu sehen".

wenn er nur um des Körpers willen lebt, und die heilige Scham frech verläugnet.

Der königliche Knabe wuchs unterdessen unter der Aufsicht einer nicht sehr verständigen Gouvernante, eines Geistlichen und eines militärischen Lehrers, heran. Wegen seines äußerst schwächlichen Körpers suchte man ihn möglichst zu schonen, und so versäumte man es, ihm die beiden Eigenschaften anzubilden, ohne welche kein Knabe in irgend einem Fache ein brauchbarer Mann werden kann: Liebe zu ernster und anhaltender Beschäftigung, und Ehrgeiz, sich durch ein nützlich und edel angewandtes Leben vor seinen Mitmenschen auszuzeichnen.

Die Regierung des Herzogs von Orleans ist vorzüglich berühmt wegen der gewaltsamen Mittel, welche seine Minister und Rathgeber versuchten, um das ungeheure Mißverhältniß zwischen den Staatseinkünften und Ausgaben zu heben. Die unerhörte Schuldenlast erforderte nämlich soviel Zinsen, daß nach Abtragung der letztern nur sehr wenig für den Staatshaushalt übrig blieb, zumal da der Hof sich in seinen Verschwendungen schlechterdings nicht einschränken wollte. Außer dem schädlichen Kunstgriff der Münzverringerung, wurden eine Menge der drückendsten Auflagen auf die nöthigsten Bedürfnisse, z. B. das Salz, gelegt. Jeder Bürger mußte von jedem Livre seines Vermö-

gens jährlich 4 Sous, und jeder, der in einer seit 1689 errichteten Bedienung stand, 25 Procent von seinem Gehalte abgeben. Welche Härte! Aber es sollte noch besser kommen. Im Jahre 1716 erschien zu Paris ein Schotte, Johann Law, der Sohn eines Goldschmieds zu Edinburg, der vielfältig über das Rechnungs- und Finanzwesen nachgedacht hatte, und überreichte dem Regenten einen Plan, vermöge dessen, seiner Meinung nach, die ganze ungeheure Staatsschuld in wenig Jahren baar bezahlt werden könnte. Es sollte nämlich eine Bank errichtet, und die ganze Nation durch listige Vorspiegelungen dahin bewogen werden, ihr sämmtliches baares Vermögen in diese Bank niederzulegen, und dafür Papiergeld zu nehmen, welches eine Zeitlang von allen königlichen Kassen mit strengster Gewissenhaftigkeit zu dem vollen Werthe des baaren Geldes angenommen und verzinset werden sollte. Um aber die Leute noch mehr anzulocken, all ihr baares Geld herauszugeben, wurde eine gewaltige Speculation auf die zu entdeckenden Gold- und Silbergruben in Louisiana angekündigt, an der jedermann Theil nehmen könne, und von welcher ein Gewinn von 40 und mehr Procent zu hoffen sey. Die Regierung that alles mögliche, nicht nur um die Sache recht scheinbar und anlockend zu ma-

chen *), sondern sogar, um jedermann zur Vertauschung seines baaren Geldes gegen Papiergeld mit Gewalt zu zwingen. Dies ging zuletzt so weit, daß ein Edict (1719) befahl, es sollten auf dem Markte nicht über 6 Livres in baarem Gelde ausgegeben werden, wenn es nicht um des Ausgleichens willen geschähe. Einige Monate nachher (21. Dec. 1719) erschien ein Verbot, keine Zahlung über 10. Livres in Silbergelde, und keine über 300 Livres in Golde zu machen. Darauf folgte am 17. Febr. 1720 ein Verbot, mehr als 500 Livres in gemünztem Golde in seinem Hause zu verwahren, und der Befehl, daß keine Auszahlung über 100 Livres künftig anders als in Banknoten gemacht werden sollte. Alle Deposita (aufgehobene Kapitalien unmündiger Waisen) wurden mit Gewalt eingezogen und in Banknoten verwandelt. Zum Scheine hob man sogar Menschen auf, die, dem Vorgeben nach, ihr Geld versteckt hatten; und dies schreckte manchen so sehr, daß er sein Hab'

*) So wurde in einem Dekret vom 22. April 1719 bekannt gemacht, daß man 100 Millionen Bancobillets gemacht habe, welche keiner Veränderung oder Abnutzung, wie das baare Geld, unterworfen seyn könnten, und welche einen ganz besondern Vorzug vor den Geldmünzen verdienten, welche aus Materialien gemacht würden, die aus fremden Ländern hereinkämen.

und Gut in die Bank trug *). Doch bei dem größern Theile bedurfte es solches Zwanges gar nicht. Man drängte sich von früh bis in die Nacht mit Lebensgefahr in Law's Comtoir, und wer nicht selbst durchdringen konnte, kaufte einem andern seine Papiere mit reichlichen Zinsen ab. Man glaubte, man könne nicht genug eilen, seines Geldes los zu werden. Bald wurden, außer Paris, auch in andern Städten des Königreichs Bancocomtoirs angelegt, und auf diese Weise fast alles baare Geld in die königliche Bank gezogen, und das ganze Land dafür mit Papiergeld versehen.

Hätten sich die Unternehmer dieser kühnen Speculation fortgesetzt in dem Vertrauen des Publikums erhalten können, so hätte die Täuschung vielleicht eine Reihe von Jahren glücklich fortgedauert. Allein da man noch immer nicht sah, daß die Actieninhaber etwas gewannen, forderten viele mißtrauisch ihr Geld zurück, und durch solche Auszahlungen nahm die Bank so sehr ab, daß man zuletzt (im May 1720) in ei-

*) Aber es gab auch manchem wackern Manne zur Bezeugung einer edeln Standhaftigkeit Anlaß. So gab der erste Präsident der Oberrechenkammer den Diktatoren zur Antwort: „Ich zeige Ihnen hiermit an, daß ich 500,000 Livres in Golde liegen habe; sie sind dem Dienste des Königs gewidmet, und ich brauche davon niemandem Rechenschaft zu geben, als dem Könige, wenn er majorenn seyn wird".

nem Edicte befehlen mußte, niemand solle, bei Strafe der Confiskation, mehr goldene und silberne Gefäße und Münzen im Hause haben. Dieser verzweifelte Schritt öffnete auch dem Blindesten die Augen. Jeder suchte jetzt seines Papiergeldes, auch mit großem Verluste, los zu werden, aber niemand wollte es nehmen. Endlich hörte die Bank auf, zu zahlen. Auf einmal ward der Werth der Papiere auf die Hälfte herabgesetzt. Ein allgemeines Schrecken betäubte das ganze Reich. Viele tausend Familien sahen sich um das Ihrige betrogen. Mit Mühe ward einem Aufruhr vorgebeugt, denn schon hörte man mit Feuer und einer neuen Bluthochzeit drohen. Um die allgemeine Wuth ein wenig zu mildern, erklärte der Regent, es seyen große Unterschleife vorgefallen, die erst untersucht werden müßten, und nach deren Ausmittelung noch alles gut gehen könne. Aber es ward nichts ausgemittelt; vielmehr mußte man zuletzt allen Handel mit Papiergeld gänzlich verbieten, und das baare Geld wieder in Umlauf bringen, wobei sich dann ergab, daß fünftehalb Millionen Thaler Papiergeld unbezahlt bleiben mußten. Um diese ungeheure Summe hatte also die Regierung ihre eigenen Unterthanen betrogen, und doch waren die Staatsschulden nur wenig vermindert worden. Law flüchtete mit

Lebensgefahr aus Frankreich, und starb zu Venedig in Dürftigkeit.

Wie groß die Gemüthsbewegung des französischen Volkes in dieser Periode gewesen seyn müsse, ersieht man aus der ausgelassenen Freude, die Alt und Jung ergriff, als sich (im Jul. 1721) die Nachricht verbreitete, der junge König sey von einer gefährlichen Krankheit glücklich genesen. Alle Kirchen, in denen das Te deum gesungen wurde, waren gedrängt voll. Auf den Straßen sah man nichts als Tänze und Gastgebote; die Bürger ließen ihre Mahlzeiten vor den Häusern auftragen, und luden die Vorübergehenden ein, Platz zu nehmen. Und diese liebenswürdige Raserei, einer der schönen Züge im französischen Nationalcharakter, dauerte mehrere Wochen fort.

Zwei Jahre darauf (16. Febr. 1723) trat der nach französischen Gesetzen mündige König, mittelst einer Ceremonie, seine sogenannte Regierung selbst an. Es blieb alles beim Alten, und der Kardinal Dübois ward in seiner Premierministerstelle bestätigt. Doch dieser alte Lüstling unterlag bald darauf den Schmerzen einer fürchterlichen Amputation, die seine Ausschweifungen nöthig gemacht hatten. Er starb am 19. Aug. 1721, 67 Jahre alt, unter den abscheulichsten Flüchen und Lästerungen. Ein Pariser Witzling setzte ihm die Grabschrift:

Rome rougit, d'avoir rougi
Le maquereau qui git ici.

Er hatte, wie Mazarin, den er sich überhaupt zum Vorbilde genommen, für sich selbst sehr gut gesorgt. Seine jährlichen Einkünfte hatten eine halbe Million Thaler betragen. Nach seinem Tode fiel die ganze Last der Geschäfte auf den Herzog von Orleans, dessen nicht minder geschwächter Körper die neue Anstrengung auch nicht lange aushielt. Einst überfiel ihn während einer Audienz ein heftiger Kopfschmerz; er ging zu seiner Maitresse, um sich aufzuheitern, fiel aber ohnmächtig in ihre Arme, und starb wenige Minuten darauf, im 40sten Jahre seines Alters (2. Dec. 1723). Der junge König weinte sehr, als er die Nachricht erhielt, und sein alter Lehrer Fleury, Bischof von Frejús, hatte Mühe, seine Thränen zu stillen.

3.

Fleury's Ministerium.

(1723—1743)

Dieser Fleury war ein kluger Mann, der das ganze Vertrauen seines königlichen Zöglings besaß. Obgleich er schon über 70 Jahre zählte, so war er doch noch im vollen Besitz seiner Gei-

steskräfte, und noch nicht über den Ehrgeiz hinaus erster Minister seyn zu wollen. Um jedoch recht sicher zu gehen, machte er vor der Hand dem Herzog Ludwig von Bourbon-Condé Platz, und behielt sich bloß die geistlichen Angelegenheiten vor. Die Sekretäre aber, die ihn wohl durchschauten, brachten ihm immer heimlich ihre Portefeuilles zur Durchsicht, um sich für vorkommende Fälle in Gunst zu setzen.

Der Herzog von Bourbon war nämlich ein sehr eingebildeter und beschränkter Mann, der ganz von seiner Maitresse, einer Marquise von Prié, beherrscht ward. So stand also wieder ein Weib an der Spitze der französischen Regierung. In der That war auch das erste Geschäft, das sie zu Stande brachte, ein Weibergeschäft, die Vermählung des 15jährigen Königs. Zwar hatte schon der verstorbene Herzog-Regent deshalb mit Spanien einen Vertrag geschlossen, dem zufolge der König eine spanische Infantin heyrathen sollte, die auch wirklich bereits am französischen Hofe erzogen ward, allein da dies Kind erst 8 Jahre alt war; und der König wegen seiner schwächlichen Gesundheit kein langes Leben versprach, so dachte die Marquisin nur darauf, wie man am schnellsten einen Thronerben erhalten könne, damit man nach des Königs etwanigem Absterben doch wieder das Ruder behielte. Zu dem Ende

scheute

scheute man sich nicht, zur großen Beleidigung des spanischen Hofes die Infantin zurückzuschicken, und dachte nun auf eine bereits mannbare Prinzessin, die aber zugleich sanft und anhangslos genug wäre, um sich willig in die Zucht der Ministermaitresse zu fügen. Da verfiel man endlich auf die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaw Lescinsky, der seit dem Tode seines Beschützers Karls XII. in Frankreich eine Zuflucht gesucht hatte, und von einem kärglichen Jahrgelde anfänglich in Landau, dann in Weißenburg, von aller Welt vergessen, lebte. Man kann sich das freudige Schrecken denken, das diesen gutmüthigen Mann überfiel, als ihm der Brief des Herzogs von Bourbon gebracht ward. „Fallet mit mir auf die Knie, und danket Gott!" rief er seiner Gemahlin und Tochter zu, als er in ihr Zimmer trat. — „Wie, mein Vater," fragte diese, „sind Sie wieder auf den polnischen Thron gesetzt?" — „Nein," erwiederte Stanislaw, „der Himmel ist uns noch gnädiger: du bist Königin von Frankreich!" Die ganze Familie begab sich darauf nach Strasburg, wo die französischen Gesandten förmlich um die Prinzessin anhielten, und von da nach Fontainebleau, wo die Hochzeit am 4. Septemb. 1725. gefeiert ward.

Jetzt stand der Marquisin von Prié nur noch der einzige Fleury im Wege; aber eben in-

dem sie ihn wegzuschaffen suchte, zeigte sich, daß der Priester dem Weibe an Schlauheit noch überlegen sey. Der junge König, der ohne ihn nicht leben konnte, ließ sich leicht von ihm bewegen, den Herzog von Bourbon und die Marquisin auf ihre Güter zu verweisen, und so hatte die Herrschaft dieses regierenden Paares auf einmal ein Ende. Die Marquisin traf der Schlag so empfindlich, daß sie das Jahr darauf vor Gram (im 29sten Jahre ihres Alters) starb.

Fleury war nun Premierminister (1726), zu welcher Würde der Papst im folgenden Jahre auch noch den Kardinalspurpur fügte. Wie besonnene Ruhe, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit Hauptzüge seines persönlichen Charakters waren, so bezeichnen sie auch den Geist seiner 17jährigen Staatsverwaltung. Er that sein Möglichstes, um mit allen Nachbaren den Frieden zu erhalten *), dem gesunkenen Wohlstand der Nation wieder aufzuhelfen, Handel, Ackerbau, Manufakturen und

*) Um Spanien auszusöhnen, welches über die Zurücksendung der Infantin mit Recht erzürnt war, bewog er den jungen König zu einem Schritte von Billigkeit, der in der französischen Geschichte unerwartet ist. Sein Gesandter mußte nämlich dem König und der Königin von Spanien zur Geburt eines Infanten gratuliren, und auf das Verlangen der letztern bei seiner Privataudienz beide Majestäten im Namen seines Herrn für die ihnen zugefügte Beleidigung kniend um Verzeihung bitten.

Wissenschaften blühend zu machen, und die Land- und Seemacht auf einen solchen Fuß zu setzen, daß alle auswärtigen Nationen im Respect erhalten würden. Den König, der wenig Ruhmbegierde und eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit bezeigte, entwöhnte er immer mehr von der Theilnahme an den Geschäften, und damit er ganz unbesorgt schalten könne, führte er ihm nur solche Gesellschafter zu, von denen keine Aufhetzerei und keine Einmischung in die Regierung zu fürchten war. Der königliche Knabe war jetzt zum schönen Jüngling herangewachsen, und die Damen wußten sein edles Ansehen, seine großen Augen, seinen schönen Fuß, und den schlanken Wuchs nicht genug zu rühmen. Sein Blick war sanft und schüchtern, und seine Gesichtsfarbe ein wenig blaß; doch stärkte er, seitdem er an den Jagdvergnügungen Geschmack gefunden hatte, seinen schwächlichen Körper durch die tägliche Bewegung so sehr, daß er bald die heftigsten Anstrengungen ertragen lernte. Seine liebevolle, fromme Gemahlin, die er innigst liebte, pflegte sein dabei auf das zärtlichste, und es ist fast rührend zu lesen, in welcher kindlichen Unschuld dieser nachher so ausgeartete Lüstling die drei ersten Jahre seines Ehestandes verlebte. Nachdem seine Gemahlin ihm zu seiner unaussprechlichen Freude (am 14. Aug. 1727) Zwillings-Prinzessinnen geboren hat-

te, und ihren Wünschen nun nichts mehr als ein Prinz fehlte, kamen sie in frommer Einfalt darin überein, dem Himmel selbst ihre Gelübde darzubringen, und darauf eigends an einem außerordentlichen Tage (8. Dec. 1728) die Communion zu empfangen. Ihre Gebete wurden erhört, und das ganze französische Volk theilte die Freude der glücklichen Eltern, als am 4. Sept. 1729 ein Dauphin erschien. Der König war bei dem Tedeum zugegen, welches in der Kirche abgesungen wurde, und nahm am Abend an einem großen Bürgerschmause auf dem Rathhause Theil. Mit der zartesten Sorgfalt entledigte sich auch die fromme Königin ihrer geistlichen Gelübde.

Leider war diese schöne Blüthe häuslicher Zufriedenheit von kurzer Dauer. Der Kardinal sah ein, daß der junge Regent heftig zerstreut werden müsse, wenn er selbst ganz unumschränkte Gewalt behalten sollte; und da vorherzusehen war, daß die Langeweile ihn doch endlich zu den Weibern treiben würde, so schien es am besten, diesen Zeitpunkt nicht abzuwarten, damit man ihn dann nicht seiner Neigung überlassen dürfte. Man wählte daher für ihn, und verleitete ihn durch unwürdige Kunstgriffe, dem fernern Umgange mit seiner Gemahlin bestimmt zu entsagen, und eine Gräfin von Mailly zur Maitresse anzunehmen, der man jedoch vor-

her die ernsthafteste Weisung gegeben hatte, ihr Departement nicht weiter als über das Vergnügen des Königs auszudehnen. Die Schamhaftigkeit des jungen Monarchen selbst mußte erst durch die schändlichste Beredsamkeit nichtswürdiger Verführer methodisch überwältigt und ausgerottet werden (1732). Seitdem hielt er sich meistentheils in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse auf, jagte den Tag über, und verbrachte die Nächte unter den Freuden einer verschwenderisch besetzten Tafel und einer üppigen Gesellschaft.

Unterdessen bekam der alte Kardinal Fleury, der mit großer Sorgfalt nun schon sieben Jahre dem Staate den Frieden gesichert hatte, einen zweijährigen Krieg zu führen, den er sehr ehrenvoll endigte (1733 — 1735). Der König August II. von Polen, Lesczinsky's Nebenbuhler, war nämlich am 1. Febr. 1733 zu Dresden gestorben. Zum Nachfolger meldete sich dessen Sohn, allein das französische Kabinet hielt es für die Ehre seines Monarchen nothwendig, zum Besten des alten Stanislaw einen Einspruch zu thun. Zuerst brachte man den größten Theil der polnischen Magnaten durch Bestechung auf seine Seite. Dann schaffte man den Prätendenten selbst in einer gemeinen Verkleidung und durch manche List nach Warschau, wo er auch wirklich am 12. Sept. zum Könige ausgerufen ward. Allein

schon war zu Auguste Beistand der russische General Lascy mit 25,000 Mann unterweges. Auch östreichische Truppen erschienen, der Reichstag in Warschau ward aus einander getrieben, Stanislaw mußte mit seinem Anhang nach Danzig fliehen (22. Sept.), und am 5. Oct. rief die Gegenpartei in Warschau August III. zum König aus. Hierauf rückten die Russen vor Danzig, belagerten die Stadt (vom 2. März 1734 an), und setzten einen Preis auf Stanislaw's Kopf. Ungeachtet der braven Vertheidigung der Danziger schien es doch keine Möglichkeit, das Bombardement der Russen auf die Länge auszuhalten; und so that es dem weichen Herzen des guten Stanislaw allzu wehe, um seinetwillen so Viele geängstigt und beschädigt zu sehen. Er entband daher selbst (im Juni 1734) die gute Stadt ihres Eides, und entfloh (den 27sten) heimlich in Bauernkleidung mit wenigen Getreuen, durch unzählige Gefahren und unter seltsamen Abentheuern *) nach Königsberg, wo er unter dem Schutze des Königs von Preußen und in Gesellschaft vieler polnischen Magnaten fast zwei Jahre lang (bis zum 27. März 1736) auf Kosten seines Schwiegersohns lebte.

*) Er hat sie selbst beschrieben in einem Briefe an seine Tochter, der in seinen Werken (Oeuvres du philosophe bienfaisant) enthalten ist. Man hat auch eine eigene Lebensbeschreibung von ihm.

Mit seiner Flucht aus dem Reiche hörte jedoch der Bürgerkrieg in Polen noch lange nicht auf. Der größte Theil der Magnaten haßte den sächsischen Regenten, und so traf dies arme Land sein gewöhnliches Schicksal, erst einige Jahre von fremden und eigenen Truppen zerfleischt zu werden, und sich endlich doch fremder Entscheidung unterwerfen zu müssen.

Die Gesetze der Ehre erforderten nun, daß Frankreich wenigstens einem der Gegner Stanislaws den Krieg ankündigte. Man nahm dazu den nächsten, Kaiser Karl VI., denn das deutsche Reich gewährte ja immer den leichtesten und einträglichsten Krieg. Die Seemächte bewog Fleury zur Neutralität, und mit Spanien und Sardinien schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß. Spanien dachte bei dieser Gelegenheit dem Hause Oestreich das im Successionskriege an sich gebrachte Neapel und Sicilien wieder abzunehmen, und der neue König von Sardinien (ehemaliger Herzog von Savoyen) wünschte sich gleichfalls durch ein Stück von Mailand ein wenig mehr zu arrondiren. Das Manifest, in welchem die beiden letztern Mächte die Gerechtigkeit ihrer Kriegserklärung darzuthun suchten, war freilich ziemlich seicht, doch desto nachdrücklicher war die Gewalt, die man dem auf soviel Feinde nicht gerüsteten Kaiser zeigte.

Den Anfang des Krieges machte Frankreich

damit, daß der Marschall von Berwic mit einem starken Corps bei Strasburg über den Rhein ging (12. Oct. 1733), und die Reichsfestung Kehl wegnahm (29. Oct.), während ein anderes französisches Heer ganz Lothringen besetzte *). An die Reichsfürsten ward die Versicherung erlassen, daß sie, wenn sie sich ruhig verhielten, als Freunde betrachtet werden sollten, weil man keine Eroberungen im Reiche zu machen gedenke, sondern es bloß mit dem Kaiser zu thun habe. Allein noch wohnte Stolz genug in den deutschen Fürsten, als daß sie dem frechen Einbruche jener verhaßten Nachbarn ruhig hätten zusehen, und den deutschen Boden zum Tummelplatz fremder Fehden Preis geben sollen. Sie berathschlagten sich nur vier Monate in Regensburg, und beschlossen endlich im folgenden Jahre einen Reichskrieg. Am 13. März 1734 machte der Kaiser diese Erklärung bekannt.

Natürlich hatten die weit rascheren Feinde unterdessen längst schon alles überschwemmt. Der alte Villars hatte schon im vorigen Jahre ganz Mailand erobert; in Toscana stand, ebenfalls seit dem December 1733 eine spanische Armee unter einem Grafen von Montemar, und Don

*) Lothringen war nämlich damals noch ein deutsches Leben, und gehörte einem Herzog Franz Stephan, nachherigem Gemahl der berühmten Kaiserin Maria Theresia.

Karl, der dritte Infant König Philipps V., war selbst hinübergeschifft, um dieselbe nach Neapel zu begleiten. Eben so standen im Frühjahr 1734 schon drei französische Heere am Rhein, ehe noch ein deutscher Soldat sich sehen ließ. Endlich erschienen 70,000 Mann, und an ihrer Spitze der große Eugen, jetzt ein siebzigjähriger Greis, den eben so sehr sein Alter als der schlechte Zustand der alliirten Truppen, die er zu kommandiren hatte, schüchtern und behutsam machte. Er setzte sich in eine feste Stellung bei Heilbronn, um den Feind von Franken und Schwaben abzuhalten, und durfte überhaupt nur vertheidigungsweise gehen. Nicht einmal dem belagerten Philippsburg wagte er zu Hülfe zu kommen, das am 18. Jul. (1734) an den Marschall von Berwic überging. Denn obgleich die Reichsstände ihre Contingente geschickt hatten, so hatte doch jeder Anführer Befehl, seine Leute zu schonen, und Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, ein bekannter Freund gutgewachsener Soldaten, war gar selber mitgegangen, um die seinigen desto besser hüten zu können *). Zum Glück versuchten die französischen Feldherren am

*) Auf dieser Reise begleitete ihn sein Sohn, der nachmalige Friedrich II., als Kronprinz, und erregte durch seine klugen Fragen und durch sein ganzes übriges Benehmen so sehr die Aufmerksamkeit Eugens, daß dieser schon damals den künftigen Helden in ihm erkannte.

Rheine auch nicht viel, und so ward der Sommer und Herbst nur mit leeren Hin- und Hermärschen verbracht.

Ganz andere Dinge wurden dagegen in diesem Jahre in Italien unternommen. Der Infant Don Karl war aus Toscana in Neapel eingedrungen, bemächtigte sich am 15 May (1734) der Hauptstadt fast ohne Widerstand, und ließ sich in derselben sogleich zum Könige ausrufen. Ein kleines, ihm nachgesandtes Heer von Oestreichern ward von dem Grafen von Montemar bei Bitonto geschlagen (25. May), worauf sich bald das ganze Königreich, und selbst das feste Gaeta den Spaniern ergab *). Montemar, jetzt aus Dankbarkeit zum Herzog erhoben, setzte hierauf mit 20,000 Mann nach Sicilien über (25. August,) bemächtigte sich der leichtern Plätze, schloß die größern ein, und hielt am 2. Sept. schon seinen Einzug in Palermo, wo er den Infanten gleichfalls zum König beider Sicilien ausrief, welche Würde Frankreich sogleich anerkannte. Auch alle Versuche der kaiserlichen Generale, von der Lombardei etwas wieder zu erobern, waren vergeblich.

Unter so traurigen Umständen mußte Karl VI. wohl auf einen Frieden bedacht seyn. Die Seemächte boten ihre Vermittelung an, und die

*) Capua, welches sich erst am 24. Nov. ergab, beschloß die Eroberung.

Hälfte des Jahres 1735 verging unter Verhandlungen; allein Frankreich hatte in Italien zu viel Glück gehabt, um nicht einen recht glänzenden Ersatz seiner Kriegskosten zu fordern. Die Bedingung, daß Stanislaw König von Polen werden müsse, wurde jedoch nur zum Scheine aufgestellt, um andere Vorschläge damit vertauschen zu können, denn der mißtrauische Fleury war keineswegs gesonnen, den Vater der von ihm herabgedrückten Königin so hoch zu erheben.

Da man sich demnach noch nicht vereinigen konnte, so ward (im Jul. 1735) wieder zu den Waffen gegriffen. Eugen, zu dem diesmal 10,000 Russen unter Lascy, in Deutschland eine ganz neue Erscheinung, stießen, hütete die Gränzen des Reichs mit seiner gewöhnlichen Ueberlegenheit, aber in Italien wurde dem armen Kaiser auch das Wenige noch genommen, was er im vorigen Feldzuge gerettet hatte. Zu so vielem Unglück kam ihm noch die traurige Betrachtung, daß er keinen männlichen Erben habe, und daß mithin sein Tod das Signal zur gänzlichen Auflösung der einst so mächtigen östreichischen Monarchie seyn möchte. Sein einziges Bestreben war daher seit seiner Thronbesteigung darauf gerichtet gewesen, eine sogenannte pragmatische Sanction zu Stande zu bringen, d. h. einen Verein der mächtigsten

Fürsten, die ihm noch bei seinen Lebzeiten die ungestörte Nachfolge seiner Tochter Maria Theresia verbürgten. Bei diesem Leitzaume faßte ihn Fleury. Er versprach ihm insgeheim, dieser Sanction beizutreten, wenn er bei dem bevorstehenden Friedensschlusse nachgiebiger seyn wolle. Um nun den König Stanislaw zu entschädigen, sollte der Herzog Franz Stephan von Lothringen bewogen werden, seinen Ländern zu entsagen und dafür das Großherzogthum Toskana anzunehmen, sobald dessen kinderloser Besitzer, der letzte Mediceer, gestorben seyn würde. Jene Länder sollten dann dem Stanislaw gegeben werden, nach dessen Tode aber an Frankreich fallen. So gewann der schlaue Kardinal ein herrliches Gränzland, das alle Gewalt und Hinterlist Ludwigs XIV. nicht hatte erlangen können. Gegen seine Alliirten zeigte er den gewöhnlichen Edelmuth Frankreichs auf Kosten seiner Feinde. Don Carlos sollte König beider Sicilien bleiben, nur daß beide Länder nie mit Spanien vereinigt würden, und der König von Sardinien sollte ein Stück von der Lombardei erhalten.

Der Kaiser genehmigte diesen Präliminarplan, und unterzeichnete ihn ohne Zuziehung irgend einer andern Macht (zu Wien, 3. Oct. 1735). Jedermann erstaunte über die Schnelligkeit der Uebereinkunft, denn alles war bisher noch ein Geheimniß gewesen. Nach und nach traten in-

dessen alle übrigen Mächte bei, und nach Beilegung mehrerer kleinern Streitigkeiten ward der Definitivfriede am 18. Nov. 1738 zu Wien unterzeichnet. Alle Theile waren zufrieden, selbst der Kaiser verschmerzte den Verlust seiner schweren Kriegskosten und der beiden italiänischen Königreiche, der Frucht eines zwölfjährigen Krieges, da er doch nun die pragmatische Sanction selbst von Frankreich verbürgt sah. Ach, ihm ahnte nicht, wie schlecht diese Bürgerschaft erfüllt werden würde!

Stanislaus Lescinsky, jetzt Herzog von Lothringen und Bar, und Titularkönig von Polen, stellte noch zu Königsberg am 27. Jan. 1736 eine Entsagungsacte aus, und nahm das Jahr darauf von seinen neuen Ländern Besitz, nachdem der Großherzog Johann Gasto von Toscana am 9. Jul. 1737 gestorben war. Am 3. April 1738 traf er zu Lüneville ein, von den gutmüthigen Einwohnern liebevoll begrüßt. Er regierte von dieser seiner Residenz aus sein Ländchen noch 29 Jahre lang im Segen, und lebte ganz seinen Unterthanen, den Wissenschaften, und seinen Enkeln, die er fast alljährlich in Versailles zu besuchen pflegte. Man nannte ihn nur den wohlthätigen König, auch wohl den Philosophen, mit Hinsicht auf seine schriftstellerischen Beschäftigungen. Dem guten Manne war es beschieden, ein Leben voll seltsamer Schicksalswechsel noch ganz

unerwartet sehr tragisch zu beschließen. Als er nämlich, ein 89jähriger Greis, am 5. Febr. 1766 nach seiner Gewohnheit früh gegen 6 Uhr aufstand, und sich dem Kamin näherte, um sein Morgengebet zu verrichten, ergriff die Flamme seinen Schlafrock, und verletzte ihn selbst so gefährlich, daß er nach 18tägigen Schmerzen, die aber doch die glückliche Heiterkeit seiner Seele nicht überwinden konnten, am 23. Febr. seinen Geist aufgab.

Doch wir kehren zu Fleury's Staatsverwaltung zurück. Fröhlich, dem Reiche ein herrliches Gränzland erworben, und den Erzfeind Frankreichs um ein Königreich ärmer gemacht zu haben, ging er nun in der alten Bahn kluger und bedächtiger Kabinetsunterhandlungen vor wie nach wieder fort. Er vermittelte einen Frieden zwischen dem Kaiser und den Türken, die Ungarn wieder sehr verheert hatten, stand den Genuesern gegen die rebellischen Korsen bei, und machte verschiedene gute innere Einrichtungen in dem beruhigten und wieder aufgeblüheten Frankreich. Der König wohnte nur den allerwichtigsten Berathschlagungen im Staatsrathe bei, hörte aber jedesmal mit großer Aufmerksamkeit zu, sprach aus Bescheidenheit gegen seine erfahrneren Minister nur wenig, urtheilte jedoch, wenn er einmal seine Meinung sagte, sehr richtig und scharf. Es mag wohl seyn, daß er zu der Zeit, da er noch mit

seiner Gemahlin umging, zu einem dauernden Interesse für die Geschäfte hätte gewöhnt werden können, allein Fleury fand es für sich besser, ihn immer mehr davon zu entfernen, und als er erst in dem Umgang mit buhlerischen Weibern sein höchstes Vergnügen gefunden hatte, erstarb nach und nach in ihm der Sinn für jede ernste Beschäftigung völlig. Im kurzem ergab er sich der ungebundensten Sinnlichkeit so sehr, daß sein Hof selbst den des verstorbenen Herzogs von Orleans an Sittenlosigkeit übertraf. Im Jahre 1738 ließ er das Schloß zu Choisy mit ausschweifender Pracht ausschmücken, und zum Behuf seiner geheimen Vergnügen mit allem versehen, was die üppigste Phantasie zur Vervielfältigung und Verfeinerung aller Sinnengenüsse nur irgend erdenken konnte. Um bei seinen Schmausereien keiner Bedienten — lästiger Zeugen — zu bedürfen, war in seinen geheimsten Kabinettern der Fußboden durchbrochen, und man durfte nur klopfen, so senkte sich, wie auf einer Bühne, der Tisch herunter, und erschien sogleich wieder mit dem besetzt, was auf einem mitgeschickten Zettel verlangt worden war. Nach durchschwelgten Nächten folgten dann, wie natürlich, düstere Tage. Aus langer Weile nahm er bei schlechtem Wetter zuweilen das Drechseln vor, oder kochte in der Küche. Mit gelehrten Männern vermied er zu sprechen, doch stritt er gern mit Geistlichen, hörte auch gern

zu, wenn von Physik, Botanik und Astronomie gesprochen ward. Man hatte es so sehr vernachlässigt, seinen Verstand zu bilden, daß er in der Religion nicht heller als sein Urgroßvater dachte. Er versäumte keinen Gottesdienst, beobachtete alle Kirchengebräuche mit pünktlicher Genauigkeit, sagte auch nach noch so schlecht verwandten Tagen und Nächten sein Abend- und Morgengebet mechanisch her, und haßte alle Religionsspötter, nicht aus dem vernünftigen Grunde, sondern etwa so, wie man Krätzige verabscheut.

Der alte Kardinal Fleury sah sich, Trotz seiner Friedensliebe, noch kurz vor seinem Ende in einen weitläuftigen Krieg verwickelt. Kaiser Karl VI. starb nämlich 1740, und augenblicklich fielen Preußen und Baiern über seine Länder her. Umsonst hielt Maria Theresia den Machthabern Europens die pragmatische Sanction vor, die man ihrem Vater verbürgt hatte: Fleury sah hier nur eine schöne Gelegenheit, die Macht Oestreichs zu zerstückeln, und sandte dem Kurfürsten von Baiern eine ansehnliche Hülfe zu. Dagegen hatte jetzt England ein Interesse, diese Zerstückelung zu hindern, damit Frankreich nicht zu mächtig würde. So stand also halb Europa abermals in Kriegesflammen. Die Geschichte dieses Krieges, den man den östreichischen Erbfolgekrieg nennt, wird anderswo ausführlicher erzählt werden.

Frankreich legte zu Anfange in diesem Kriege we-

wenig Ehre ein. Die Sparsamkeit des alten Kardinals, der eine viel zu schwache Armee nach Deutschland schickte, lähmte auch den besten Willen der Befehlshaber. Mitten unter traurigen Nachrichten starb er selbst, beinahe 90 Jahre alt, am 29. Jan. 1743. Ludwig XV. ließ ihm ein Hochamt halten, wie es sonst nur regierenden Häuptern gehalten ward, und sprach auch von einem Denkmal, welches aber nachher auf Kosten der Familie vollendet werden mußte. Man kann von diesem Minister sagen, daß er unter den großen Politikern einer der ehrlichsten gewesen sey, vielleicht weil er der leidenschaftsloseste war, wie es ihm denn gewiß zum Ruhme gereicht, daß er weder sich noch seine Verwandten auf Kosten des Staats ungerechter Weise bereichert hat.

4.

Die Herzogin von Chateauroux.

(1743 — 1745.)

So unanständig ist die Geschichte dieses Königs, daß man die Epochen in derselben nicht besser als nach seinen Maitressen ansetzen kann. Seit der abgesetzten Gräfin von Mailly hatten

schon zwei ihrer Schwestern nach einander seine Liebe gehabt, und jetzt stand er bei der vierten, einer Marquise von Tournelle, die sich unter allen am besten bedachte, und ihm eine Reihe von Bedingungen machte, unter welchen die Aussetzung eines ungeheuren Jahrgehalts und die Erhebung zur Herzogin von Chateauroux obenan standen. Sie hätte aber noch weit mehr fordern können, denn dem Leichtsinn eines Wollüstlings ist nichts zu theuer. Auch erhielten sogar ihre abgedankten Schwestern Pensionen von 10,000 Thalern, und für die älteste wurden noch außerdem 50,000 Thaler Schulden bezahlt.

Der östreichische Erbfolgekrieg währte indessen noch immerfort, und der Kriegsminister d'Argenson fand für nöthig, zur Wiederbelebung der überall geschlagenen Truppen den König selbst an die Spitze der Armee zu stellen. Ludwig ging zu dem Ende am 3. May 1744 nach den Niederlanden ab, und wohnte den Eroberungen von Menin, Ypern, Knoke und Fürnes, und hierauf einem Zuge ins Elsaß bei. In der That wirkte dieser Einfall so günstig auf die Nation, daß nicht nur die Truppen seitdem überall siegreich waren, sondern auch die daheim gebliebenen Bürger nun den Druck der Kriegssteuern willig trugen, und ihren König, so schlecht er sich auch um sie verdient gemacht hatte, vergötterten. Wie tief gewurzelt diese Liebe zu ihrem

Regenten in der Brust der Franzosen war, zeigte sich besonders in einer Krankheit desselben, die ihm am 8. Aug. zu Metz zustieß, und seinem Leben Gefahr drohte. Diese Tage waren Tage der Angst für den größten Theil der französischen Nation. Die Pariser liefen unaufhörlich nach der Post, nach dem Schlosse und in die Häuser der Vornehmen, um Nachrichten von des Königs Befinden zu vernehmen, und alle Kirchen waren voll von solchen, die für sein Leben beteten. Die gütige Königin, obgleich tief gekränkt, wollte nicht die letzte seyn unter den vielen, die ihm ihre Liebe bewiesen. Sie borgte in der Geschwindigkeit tausend Louisd'or — so entblößt war sie von Gelde, indeß die Maitressen im Ueberflusse schwelgten — und trat eiligst die Reise nach Metz an.

Die Krankheit hatte sich unterdessen so verschlimmert, daß die Aerzte nach damaliger religiöser Sitte riethen, ihm die Sakramente zu geben. Vor diesem heiligen Geschäft mußte eine aufrichtige Reue vorangehen, deshalb drangen die Geistlichen ernstlich auf die Entfernung der Herzogin von Chateauroux, die ihm Tag und Nacht wie eine Klette anhing, und von ihm tausend Betheurungen ewiger Treue und Zärtlichkeit erpreßte. Sie, die natürlich das meiste bei der Trennung zu verlieren hatte, sträubte sich mehr als er dagegen, allein endlich mußte

sie doch fort. Der Gewissensrath machte jetzt die ganze Würde seines Amtes geltend, und verlangte von dem Kranken mit furchtbarem Ernste, daß er mit aufrichtigem Herzen dem eben abgegangenen Gegenstande seiner Lüste entsagte, und Gott wegen des gegebenen Aergernisses in Gegenwart seines ganzen Hofes um Verzeihung bäte. Er that es willig, und unverzüglich erhielt die Maitresse Befehl, das Lager zu verlassen. Auf ihrer Reise nach Paris fehlte es ihr nicht an den wohlverdienten Beschimpfungen. Der König empfing indessen das Abendmahl, und schien an Leib und Seele zu verzweifeln. Da trat die fromme Gemahlin zu ihm herein, so theilnehmend, so gütig, als ob er sie nie beleidigt hätte. Die leichtsinnigsten und verderbtesten Hofleute sahen mit Rührung die zärtliche Sorgfalt, mit der die liebevolle Seele ihm sein Krankenlager zu versüßen bemüht war: die weibliche Tugend strahlte hier einmal in ihrer schönsten Glorie. Weinend küßte ihr der beschämte, zerknirschte Gatte selbst die Hände, und schwur ihr, von nun an ihr ganz allein zu leben. Und als wollte der Himmel ihm die Gelegenheit gewähren, der Welt dies schöne Beispiel von Rückkehr zur Tugend zu geben, erholte er sich allmälig, und erlangte seine volle Gesundheit wieder. Das Pariser Volk glich jetzt einem Haufen Betrunkener. Der erste Courier, der die Nach-

richt von des Königs Besserung brachte, wurde fast erdrückt, man küßte sein Pferd und seine Stiefeln, und führte ihn im Jubel durch die Stadt. Alle Zünfte stellten festliche Aufzüge und religiöse Feierlichkeiten an, und mehrere Wochen wurden in Ferien und Lustbarkeiten hingebracht. Des Königs eigener Einzug in Paris war tumultvoller als ein römischer Triumph. Ihn selbst brachte diese erschütternde Scene zu dem Ausruf: „O Gott, womit habe ich soviel Liebe verdient!" Aus Dankbarkeit gegen die Bürger blieb er drei Tage lang in dem Pallaste der Tuillerien, wo jedermann ihn sehen konnte, und nahm eine Einladung zu einem Mahle auf dem Rathhause an.

Aber so kann die Sinnlichkeit alle moralischen Kräfte im Menschen erschlaffen, daß alle jene schönen Rührungen, alle guten Vorsätze, alle Erinnerungen an seine edle Gemahlin in kurzer Zeit aus dem Gedächtniß des Königs rein verschwanden, und die Sehnsucht nach seiner vorigen Lebensart mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehrte. Unvermögend und ungewöhnt, sich nützlich zu beschäftigen, kannte er nur dies eine unwürdige Mittel, die Leere in seinem Kopfe auszufüllen und die langsam schleichenden Stunden zu befügeln. Die Chateauroux ward wieder aufgesucht, und die schamlosen Gelage im Schlosse zu Choisy wurden, erst heimlich, dann aber bald wieder ganz

ungescheut, fortgesetzt. Und sollte mans glauben? jetzt hatte die Buhlerin gar die Frechheit, sich über ihre Wegsendung zu beschweren, und dem König eine Liste von den Personen zu überreichen, die sie derhalb bestraft wissen wollte. Der Bischof von Soissons, des Königs Beichtvater, erhielt demnach zuerst den Befehl, sich in seinen Sprengel zu begeben. Aber seltsam! kurz darauf starb die schamlose Gebieterin plötzlich, vermuthlich von der geheimen Hand eines der Herren, die auf der Liste standen. Der König ward darüber sehr schwermüthig, und empfand, obgleich er erst 35 Jahre zählte, den bittersten Lebensüberdruß.

5.

Die Marquise von Pompadour.

(1745 — 1764.)

Die Ehre, vom Könige geliebt zu werden, erschien seit Ludwigs XIV. Zeiten den pariser Damen vom gewöhnlichen Schlage als der Gipfel des Glücks, und diese Idee war in den Köpfen vieler, die sich einiger Schönheit bewußt waren, so lebhaft, daß sie alles mögliche thaten, um die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich zu ziehen. Eine Frau von Estioles, schön, witzig

und höchst kokett, steckte sich sogar hinter des Königs Kammerdiener, und versprach ihm eine glänzende Belohnung, wenn er sie einmal vorschlagen wolle. Es geschah, der König lernte sie kennen, sie schien ihm aber zu kalt, und er entließ sie wieder. Durch des Kammerdieners Schlauheit aber geschah es doch, daß er sie nach vier Wochen noch einmal zu sprechen begehrte, und diesmal bezauberte sie ihn so, daß ihr gleich eine Reihe Zimmer in Versailles eingeräumt wurden. Ein Verwandter mußte darauf ihrem Manne ihre Erhöhung, oder richtiger, ihre Erniedrigung bekannt machen, der, da er sie zärtlich liebte, darüber vor Schrecken und Betrübniß ganz außer sich gerieth. Er bat sie in einem rührenden Schreiben, doch wieder zu ihm zurückzukehren, und die Dame — las den Brief, mit spöttischen Anmerkungen begleitet, dem Könige vor. Aber dieser hatte noch Tugendgefühl genug, um ihr sehr ernsthaft zu erwiedern: „Madame, Sie haben einen edeldenkenden Mann.“ Wie Schade, daß er nicht auch soviel Kraft hatte, sie auf immer vom Hofe wegzujagen!

Aber dazu war sie ihm an Herrschergeist viel zu überlegen. In kurzer Zeit bemächtigte sie sich seines Willens so ganz, daß alle Höflinge für gut fanden, sich vor ihr zu demüthigen, und daß bald keine wichtige Stelle im Königreiche mehr ohne ihre Einwilligung vergeben wurde. Die Pracht

ihres Brillantenschmuckes, die Menge ihrer Landgüter und Lusthäuser und die Summe ihrer Einkünfte stieg mit jedem Jahre, denn dahin hatte sie es gebracht, daß jede ihrer ausschweifendsten Launen befriedigt ward. Daß sie, was Schönheit und Geist betrifft, allerdings zu den außerordentlichen Weibern gehörte, ist nicht zu läugnen. Beides war auch wohl erforderlich, um sich aus einem niedrigen Stande — der Mann ihrer Mutter soll Viehhändler gewesen seyn — zu einer solchen Höhe emporzuarbeiten, und sich auf dem schlüpfrigen Boden des Hofes bis an ihr Ende zu erhalten.

Der Krieg wegen der östreichischen Erbfolge währte indessen noch immer fort, und drei französische Heere, in Italien, am Rhein und in den Niederlanden, waren in Thätigkeit, während sich die englischen und französischen Flotten in den indischen Gewässern herumschlugen. Der König beschloß abermals einen Feldzug mitzumachen, und fand sich daher am 7. May 1745, nebst dem 16jährigen Dauphin, im Lager des Marschalls von Sachsen *) vor Dornik ein. Vier Tage dar-

*) Er hieß eigentlich Graf Moritz von Sachsen, und war ein natürlicher Sohn Augusts II., Königs von Polen, dessen Riesenstärke er geerbt hatte. Er nahm französische Dienste, zeigte große Feldherrntalente, und ward zum Marschall von Frankreich ernannt. Er starb am 30. Nov. 1750, leider an den Folgen seiner Ausschweifungen.

auf kam es zu einer Schlacht mit der englisch-holländischen Armee, bei Fontenai (11. May), wo der König, den man zurückzureiten ersuchte, Beweise von unerwarteter Furchtlosigkeit gab, und der junge Kronprinz so hingerissen wurde, daß er den Degen zog, um die königlichen Haustruppen selbst ins Feuer zu führen, wovon man ihn jedoch billig abhielt. Der kommandirende General wollte sich während der Schlacht vom Könige die Befehle ausbitten, allein dieser sagte bescheiden, er sey bei diesem Treffen nicht zugegen, um zu kommandiren, sondern sich und seinen Sohn zu unterrichten. Die Schlacht ward mit Mühe gewonnen *). Nach der Flucht der Feinde ging Ludwig mit dem Prinzen auf dem mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfelde herum, und sah mit tiefer Bewegung, wie die Verwundeten, unter den Todesschmerzen sich krümmend, noch die Arme aufhoben, und patriotisch riefen: „Es lebe der König und der Dauphin!" Auch der Prinz schauderte. „Lerne hier," sagte sein Vater zu ihm, „wie kostbar und schrecklich der Krieg ist." Und als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen

*) Fast komisch ist folgende Anekdote aus dieser Schlacht: Eine Kanonenkugel tödtete den Herzog von Grammont und sein Pferd. Der Graf von Löwendahl, der das Pferd hoch aufspringen sah, rief ihm zu: „Nehmen Sie Sich in Acht, Ihr Pferd ist erschossen!" „Ich auch!" antwortete der Herzog, und fiel zu Boden.

wolle, antwortete er: „Wie die unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde".

Auch diesmal ward der Vielgeliebte — denn so nannten ihn die Pariser — bei seiner Rückkehr mit lautem Jubel empfangen. Die Schmeichler befangen in ihm den Helden und den Sieger, und Voltaire mußte auf Befehl der Marquise von Pompadour — diesen Titel führte jetzt die neue Maitresse — zu den Winterlustbarkeiten eine Oper verfertigen, in welcher Ludwig XV., unter dem Namen Trajans, von der Göttin des Ruhms (der Pompadour) als Sieger und Mensch gekrönt wurde, und bei dieser Gelegenheit, wie man denken kann, die vollkommenste Sättigung von Schmeicheleien erhielt. Nachdem die Aufführung dieses Stücks zu Aller Freude geendigt war, vergaß der eitle Dichter sich so sehr, daß er den König in seiner Loge höchst vertraulich in seine Arme schloß, und liebreich ausrief: „Nun, mein lieber Trajan, erkennen Sie Sich in dieser Schilderung wieder?" wofür er beinahe von der Wache weggeführt worden wäre, wenn nicht der gutmüthige Monarch die Unschicklichkeit verziehen hätte.

Auch dem Feldzuge von 1746 wohnte Ludwig XV. in Person bei, und die Pompadour begleitete ihn, weshalb man den Dauphin zu Hause ließ, denn soviel Schamgefühl hatte der König noch, daß er doch seinem Sohne keinen

Anstoß geben wollte. Dieser Feldzug zeichnete sich durch eine blutige Schlacht bei Raucoux aus, welche der Marschall von Sachsen am 11. Oct. gewann. Die Zuversicht der Franzosen zu diesem Siege war so groß gewesen, daß man noch den Tag zuvor im Lager Komödie gespielt, und daß die Schauspielerin nach der Vorstellung folgende Ankündigung gemacht hatte: „Morgen, meine Herren, ist Ruhetag wegen der Bataille; übermorgen aber werden wir die Ehre haben, aufzuführen, ꝛc.“

Die Lustbarkeiten des nächsten Winters wurden durch die zweite Vermählung des Dauphins noch erhöhet. Dieser Prinz hatte schon in seinem 18ten Jahre den Schmerz gehabt, seine Gemahlin zu verlieren (22. Jul. 1746), bald nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte. Da nun, wie sein Biograph schreibt, ganz Frankreich ungeduldig geworden wäre, wenn man das Ende seines Grams hätte abwarten wollen, so dachte man bald auf eine zweite Vermählung, und zwar ward diesmal eine sächsische Prinzessin, die Tochter Augusts III. von Polen, Maria Anna Sophia, in Vorschlag gebracht. Der Herzog von Richelieu, ein gewandter Hofmann und Ludwigs Liebling, unternahm als Gesandter und Brautwerber die Reise nach Dresden, ließ sich im Namen des Prinzen die Braut antrauen (im Jan. 1747), und kam gegen das Ende des Monats mit ihr in

Frankreich an. Als der Hof ihr entgegen kam, stieg sie aus dem Wagen, fiel dem König zu Füßen, und bat ihn um seine Gewogenheit. Er hob sie auf, umarmte sie, und stellte sie dem Kronprinzen vor. Dieser hatte seine erste Gemahlin so zärtlich geliebt, daß der Zwang der neuen Verbindung ihm nicht anders als peinlich seyn konnte. Als er der Prinzessin den ersten Besuch machte, und verschiedene Möbeln seiner ersten Gemahlin in ihrem Zimmer plötzlich wiederfand, stürzten ihm die Thränen aus den Augen. Er wollte sie verbergen, aber die verständige Prinzessin sagte: „Lassen Sie diesen Thränen freien Lauf, mein lieber Prinz, und fürchten Sie nicht, mich dadurch zu beleidigen. Diese Thränen zeigen mir vielmehr, was ich dereinst zu hoffen habe, wenn ich so glücklich bin, Ihre Hochachtung zu verdienen". Und diese erwarb sie sich bald durch ihren feinen Verstand, ihr wohlwollendes Gemüth und ihre seltenen Kenntnisse. Sie verstand Latein, Italiänisch und Französisch, war in der Geschichte sehr erfahren, und zeichnete sehr schön. Ihr Hang zu edlen Beschäftigungen erwarb ihr an dem überall herumschmeichelnden Voltaire, damaligem Kammerjunker, einen großen Verehrer, der ihre Thätigkeit sogar auf Kosten der in religiöse Selbstbeschauung versenkten Königin in einem langen Gedichte erhob. Aber diesmal bekam seine Kriecherei ihm schlecht. Die

Prinzessin äußerte ihr Mißfallen so sehr über seine satirischen Seitenblicke auf die Königin, daß er sich genöthigt sah, das Gedicht abzuläugnen, und als er es späterhin dennoch drucken ließ, alle Namen zu verändern. Nicht minder fein nahm sich die kluge Fürstin bei einer andern Gelegenheit. Nach der Hofsitte mußte sie am dritten Tage nach dem Beilager das Bildniß ihres Vaters auf dem Armbande tragen. Ob man sich nun gleich die höflichsten Versicherungen gegeben hatte, alles Geschehene zu vergessen, so läßt sich doch leicht denken, wieviel eine Tochter Stanislaws dabei leiden mußte, vor ihren Augen, gleichsam zum Triumph, das Bildniß Augusts III., der jenen Stanislaw verdrängt hatte, funkeln zu sehen. Ein Theil des fatalen Tages war schon vorüber gegangen, ohne daß jemand so dreist gewesen wäre, diesen Zierath genauer zu betrachten, und pflichtschuldigst zu bewundern. Die Königin selbst, vermöge ihrer Güte, fing demnach zuerst davon an, und sagte: „Meine Tochter, das ist also das Bildniß des Königs, Ihres Vaters? —" „Ja, Mama" antwortete die Dauphine, und reichte ihr den Arm hin; „sehen Sie nur, wie ähnlich es ist". Es war das Bild ihres Vaters, des Stanislaw. Der alte Mann, der selbst zugegen war, und seine Tochter, die Königin, wurden von diesem Zuge

so gerührt, daß sie die Prinzessin umarmten, und allen Groll gegen sie auf immer verbannten.

Auch dem Feldzuge von 1747 wohnte der König in Gesellschaft der Pompadour persönlich bei. Das war aber auch der letzte in diesem Kriege. Im Herbst desselben Jahres ward zu Aachen ein Friedenskongreß errichtet, in welchem am 30. April 1748 der Friede leicht und glücklich zu Stande kam, weil die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, gar keine Schwierigkeiten machten, und, ob sie gleich zu Lande fast immer gesiegt hatten, doch für soviel verschwendetes Geld und Menschenblut nicht die geringste Entschädigung verlangten. Der englische Bevollmächtigte, Graf von Sandwich, der dies gar nicht begreifen konnte, argwohnte hinter dieser Willfährigkeit irgend eine Hinterlist; allein seine Kundschafter in Versailles schrieben ihm, er könne sicher trauen, die Minister seyen eifersüchtig auf den Einfluß des Marschalls von Sachsen, und die Maitresse sey es satt immer mit dem Könige im Felde herumzuziehen. So ward also um eines Weibes willen die Ehre und der Vortheil eines großen Reichs aufgeopfert; ein kostbarer Krieg, der die Nationalschuld ins Ungeheure vermehrte, war ganz umsonst geführt, und die Engländer, die in Amerika und Indien durchgängig die Oberhand gehabt, und fast die ganze französische Marine zer-

störte hatten, zogen seitdem beinahe den alleinigen Besitz des Welthandels an sich.

Während des eben beendigten Krieges hatten die Franzosen sich bemüht, den Engländern in ihrem eigenen Lande einen Feind zu erwecken. Es lebte nämlich von dem 1688 verjagten König Jakob II. noch ein Enkel, Karl Eduard (geb. zu Rom 1720), den man als einen neuen Kronprätendenten aufstellte, und mit einer Flotte zweimal in Schottland ans Land setzte. Aber beide Male ging es ihm sehr widerwärtig, und fast nur durch ein Wunder gelang es ihm, sich wieder nach Frankreich zu retten. Im Aachener Frieden ward er gänzlich Preis gegeben, worauf er unter dem Namen eines Grafen von Albany von einer päbstlichen Pension lebte, bis er am 31. Jan. 1788 starb.

Was nun vom Hofe Ludwigs XV. zu erzählen ist, sind wieder Erbärmlichkeiten, die nur da vorfallen können, wo ein Schwächling an der Spitze steht, der nicht die Kraft hat, sich den buhlerischen Stricken eines elenden Weibes zu entwinden. Je mehr die Pompadour am Hofe wegen ihrer gemeinem Herkunft gehaßt und verachtet ward, desto höher mußte sie zu streben suchen, um sich desto fester setzen zu können. Die Montespan scheint ihr Muster gewesen zu seyn. Wie diese, wollte sie auch unter die Ehrendamen der Königin aufgenommen seyn, eine Gunst, zu der

nur die Gemahlinnen der Prinzen und Pairs gelangen konnten. Der König bewilligte es, und der Tag der Einführung ward angesetzt. Die Ceremonie dabei war die, daß die Aufzunehmende von der Königin und dem Kronprinzen umarmt wurde, und sich dann auf einen Armstuhl niederließ. Die Königin war zu gutmüthig, um bei dem widerlichen Geschäft eine Miene zu verziehen, aber der Dauphin erlaubte sich, zur Belustigung des ganzen Hofes, den Muthwillen, indem er ihr die Wange zum Kusse hinreichte, die Zunge weit über ihre Schulter hin auszurecken. Das Kebsweib ward wüthend, als man ihr den Schimpf hinterbrachte. Sie ruhte nicht eher, als bis der Prinz nach Meudon verwiesen ward, und die Bedingung seiner Rückkehr war eine öffentliche Abbitte. Er erklärte in derselben bloß, er habe das nicht gethan, was man ihr hinterbracht; worauf sie erwiederte, sie habe es auch nicht geglaubt. Bald darauf verlangte sie gar zu einer Dame du Palais erhoben zu werden, eine Rolle, die noch nie eine Maitresse bekleidet hatte, und es mußte geschehen. Jetzt äffte sie auch der Montespan und Maintenon darin nach, daß sie nur einen Stuhl im Zimmer hatte, auf dem sie sitzend den Stehenden Audienz ertheilte, und hinter welchem ein Ritter vom Ludwigsorden, ihr Haushofmeister, stand. Bloß für den König ward

noch

noch ein Stuhl geholt *). Der französische Nationalcharakter brachte es mit sich, daß dergleichen Dinge nicht sowohl empörten, als ins Lächerliche gezogen wurden. Aber es bekam den Lachern schlecht. Mancher Spötter mußte für einen witzigen Einfall in die Bastille wandern; der Seeminister Maurepas mußte wegen einiger Stachelverse, die sie einmal zu Marly unter ihrem Tellertuche fand, alle seine Stellen niederlegen, und ein gewisser Desforges, der das beißendste Gedicht auf sie gemacht hatte, ward auf mehrere Jahre in den berühmten eisernen Käfig zu St. Michael gesperrt, in welchem er weder stehen noch liegen konnte.

Mit einem Worte, die Marquisin war unumschränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskassen, sie setzte Minister an und ab; alle Personen, die den König zunächst umgaben, waren ihre Kreaturen, und durften nichts weiter thun und sagen, als was sie ihnen vorschrieb, so daß er der einzige Mann in seinem Reiche war, der nie erfuhr, wie schlecht es um das Wohl des Staats, um die Zufriedenheit der Unterthanen und um den guten Ruf bei den Nachbaren stehe. Und damit er auch nicht einmal aus langer Weile auf den Gedanken käme,

*) Der Prinz von Conti setzte sich einmal ohne Umstände auf ihr Bett, und rief; Madam, das ist ein vortreffliches Lager!"

sich darum zu bekümmern, so strengte sie ihre ganze Erfindungskraft an, um immer neue Zerstreuungen für ihn zu ersinnen. Sie erregte die Bauluſt in ihm, errichtete eine Porcellanfabrik in Vincennes (jetzt in Sevres), für die sie ihn zu interessiren suchte, und die daher oft besucht ward; sie bezahlte die Dichter und Musiker reichlich für neue Opern und Schauspiele, in denen sie selbst oft Rollen übernahm; sie führte die jährlichen öffentlichen Kunstausstellungen in den Sälen des Louvre zur Ermunterung der Maler und Bildhauer ein, und endlich legte sie, zu ihrer ewigen Schande, um die abgestumpften Sinne des Königs noch durch die Abwechselung zu reizen, nach Art der morgenländischen Fürsten, ein großes Serail für ihn an (1753), unter dem Namen des Hirschgartens (parc au cerf) berüchtigt; eine schaudererregende Fallgrube weiblicher Unschuld, die eine ungeheure Menge von Opfern verschlang, welche, wenn sie der menschlichen Gesellschaft wieder zurückgegeben wurden, Sittenverderbniß und Geschmack an der Lasterhaftigkeit in dieselbe zurückbrachten. Aber selbst den moralischen Nachtheil dieses schändlichen Instituts abgerechnet: wer mag die Summen berechnen, die die Unterhaltung dieser Legion von Ober- und Unterkupplern erforderte, die in beständiger Bewegung waren, um in allen Provinzen des Reichs

die Gegenstände ihrer Nachsuchungen aufzuspüren, anzulocken, herbeizuschaffen, abzurichten, auszuputzen, durch alle Kunstmittel reizend zu machen, und endlich für ihre Sklaverei, ihre Verschwiegenheit, oft auch für die Verschmähung ihrer Reize zu belohnen. Man rechnete, daß diese Anstalt dem Staate einige hundert Millionen Thaler gekostet habe. Dadurch besonders wurden die sogenannten königlichen Handquittungen (königliche Unterschriften, über welche die Handhaber des Königs jede beliebige Anweisung an den Finanzminister schreiben durften, die sogleich honorirt ward) immer häufiger, so daß das Parlament einmal in einer Gegenvorstellung bemerkte, diese Quittungen, die während Ludwigs XIV. ganzer Regierung nicht über zehn Millionen gestiegen seyen, gingen nun schon über die hundert Millionen. Ernste Vaterlandsfreunde weissagten schon damals eine fürchterliche Zukunft. Alle diese Rasereien aber fand die Maitresse nöthig, um ihre Unentbehrlichkeit zu sichern, und sich auf ihrem hohen, allbeneideten Platze zu erhalten. Warum mußte aber auch ein so unwürdiger König an der Spitze eines solchen Reiches stehen?

Es thut dem Betrachter wohl, neben diesem empörenden Gemälde schamloser Unsittlichkeit ein anderes von desto erfreuenderm Inhalt zu sehen, welches die verschämte Sittsamkeit und

die eheliche Treue des Dauphins und seiner liebenswürdigen Gemahlin aufstellte. Der erstere ward im August 1752 von den Blattern befallen, und in einen sehr gefährlichen Zustand versetzt. Während desselben kam seine Gemahlin gar nicht aus seinem Zimmer, und scheute die beschwerlichsten und ekelhaftesten Dienste nicht, um sich ihm nur gefällig zu bezeigen. Ja, da er von jeher eine ungemeine Furcht vor dieser Krankheit geäußert hatte, so erhielt sie ihn in einem beständigen Irrthum über die Natur dieses Ausschlags, und ließ bloß deswegen eine eigene Zeitung drucken, die ihm nun statt der gewöhnlichen gebracht ward, und worin seine Krankheit zwar genau beschrieben, aber mit einem ganz andern Namen benannt war. Der Prinz ward von so vielen Beweisen ihrer Liebe so gerührt, daß seine zärtliche Dankbarkeit gegen sie nur mit seinem Leben erlosch.

Aus der entsetzlichen Verderbtheit der Regierungsmaschine schlossen erfahrne Männer schon damals, daß nur ein gänzlicher Umsturz der alten Verfassung dereinst das Uebel werde heilen können. Vorboten einer solchen Revolution zeigten sich auch in der That schon damals. Theils brachte die große Armuth des Volks und der Druck der Steuereinnehmer hie und da Aufstände zuwege, theils zeigte das Parlament und die Geistlichkeit gegen königliche Befehle eine

ungewohnte Widersetzlichkeit. Die letztere wiederum kämpfte bald gegen die weltliche Obrigkeit an, bald stritt sie unter sich selbst. Alles war im Innern in feindseliger Bewegung. Zwei Parteien waren es hauptsächlich unter den Geistlichen, die sich einander mit tödlichem Hasse sowohl persönlich, als in Schriften und Predigten verfolgten. Das waren die Jesuiten und die Jansenisten. Die letztern vertheidigten nach ihrem Oberhaupte Jansen (Jansenius), ehemaligem Doctor der Theologie auf der Universität zu Löwen († 1639) die Lehre des Kirchenvaters Augustin von dem natürlichen Verderben des Menschen und der ewigen Vorherbestimmung gewisser Menschen zur Seligkeit und gewisser zur Verdammniß, nach einer freien göttlichen Willkühr, gegen welche auch der beste Wille des Menschen nichts ausrichten könne. Vergebens hatte der Papst Clemens XI. durch die sogenannte Bulle Unigenitus *) 1713 diese Lehren verdammt, die Jansenisten mehrten sich nur, denn alles, was die Jesuiten haßte, trat zu ihnen über, so daß man endlich, wie gewöhnlich, nicht mehr gegen Lehren, sondern gegen Personen und Sachen stritt. Indessen blieben doch die Lehren immer das Panier, das man vortrug, und so heftig äußerte sich die Leidenschaft,

*) Sie fing sich nämlich mit den Worten an: Unigenitus dei filius.

daß, als keine Gründe mehr fruchten wollten, Wunder zu Hülfe genommen wurden. Im 18ten Jahrhundert (1727 — 31) wallfahrteten die Bewohner der Stadt, die sich der größten Aufklärung rühmte, zum Grabe eines jansenistischen Priesters, Franz Paris, der aus schwärmerischer Heiligkeitssucht ein strenges Leben geführt, und sich durch freiwillige Kasteiungen zu Tode gemartert hatte, dafür nun aber noch im Grabe Wunder thun sollte, und wirklich that. Ewig wird diese Geschichte den Psychologen merkwürdig, und ein Schlüssel zu mancher ähnlichen bleiben, insofern sie auf eine auffallende Weise darthut, mit welcher übermenschlichen Kraft der ächte Glaube, der die Idee von der Möglichkeit des Gegentheils gar nicht duldet, sogar auf den physischen Organismus des Menschen wirkt. Gichtische, Wassersüchtige, und andere Kranke wurden durch die bloße Berührung dieses Grabes geheilt, andere bekamen Verzuckungen; Tag für Tag ward die Stätte nicht leer von Zuschauern, von denen viele, die spottend hingegangen waren, gläubig wieder zurückkehrten, und dicke Bücher wurden voll geschrieben von den Wundern auf Paris Grabe. Die Jesuiten trugen Bedenken, die Möglichkeit dieser Wunder zu läugnen, weil sie sich ehemals wohl selbst solcher Gaukeleien zur Förderung ihrer Sache bedient hatten. Desto heftiger griffen sie die Lehren der

Jansenisten an, und verweigerten allen Sterbenden, die nicht einen Beichtzettel von einem rechtgläubigen Pfarrer beibringen konnten, die Sakramente, worüber zuletzt endlose Streitigkeiten entstanden.

Aber es war nicht genug an den innern Uebeln, an welchen dieser unglücklich kranke Staatskörper litt; auch die äußern Geißelungen, Land- und Seekriege, traten bald wieder hinzu, und wurden durch das ungeschickte Benehmen der Regierung, d. h. der Marquisin von Pompadour, erst recht verderblich. Welche einzelne Ursachen der neue Ausbruch des Krieges mit England hatte, braucht kaum gesagt zu werden: es war vorauszusehen, daß die heftigen Kollisionen beider Völker sowohl in Indien als in Amerika, wo jeder sich gern auf Kosten des andern erweitern wollte, über kurz oder lang zu einer lichten Entzündung führen mußten. Die geheime Glut war schon zu mächtig geworden, als daß die angestellten Unterhandlungen sie hätten dämpfen können; und indem Frankreich darauf bedacht war, zur Deckung seiner Kolonien Kriegsschiffe nach Nordamerika zu senden, fing der englische Admiral Boscawen die Feindseligkeiten damit an, daß er ohne Kriegserklärung zwei derselben auf der Höhe von Newfoundland wegnahm (10. Jun. 1755), worauf bald nachher eine allgemeine Jagd auf alle

französischen Kauffahrteischiffe gemacht ward, deren in kurzer Zeit gegen dreihundert in den englischen Häfen aufgebracht wurden.

So war denn also der Krieg wieder da, und all das Elend, das kaum verwunden war, erging aufs neue über die geängstigten Völker. Der schlechte Zustand der französischen Marine versprach wenig Erfolg; indessen bewirkten die Manifeste, in denen Englands empörende Uebertretung des Völkerrechts mit schwarzen Farben gemalt war, bei der Nation die feurigste Begeisterung und die lebhafteste Theilnahme. Aber jetzt beging die Pompadour einen Streich, so unpolitisch, als ob die Feinde selbst ihr dazu gerathen hätten. Damals nämlich (1756) brach in Deutschland der berühmte siebenjährige Krieg aus. Die Kaiserin Maria Theresia ließ sich herab, der königlichen Buhlerin zu schmeicheln, und diese, berauscht von dem herrlichen Weihrauch, sagte ihr die lebhafteste Theilnahme Frankreichs an ihren Händeln zu. So ward, gegen alle gesunde Politik, eine Coalition mit Oestreich geschlossen, zu einer Zeit, wo man alle Kräfte auf den eigenen Feind hätte wenden sollen, und ein Paar Armeen wurden nach Deutschland gesandt, die noch dazu so schlecht angeführt wurden, daß sie den französischen Namen dreißig Jahre lang vor der Welt zum Gelächter gemacht haben.

Zu Anfang des Jahres 1757 ereignete sich ein Vorfall, der recht darauf berechnet war, den König zum Nachdenken über sich selbst zurückzuführen, wenn er dessen irgend noch fähig gewesen wäre. Es war ein kalter und finstrer Winterabend (5. Jan. gegen 6 Uhr), als er aus dem Portal des Versailler Schlosses auf den vorgefahrenen Wagen zuging, um nach Trianon zu fahren. Da plötzlich erhielt er einen Stoß in die Seite, nach dessen Ursach er vielleicht nicht weiter gefragt haben würde, wenn er nicht gleich darauf an dem warm hervorquillenden Blute gemerkt hätte, daß es zugleich ein Stich gewesen sey. Der Thäter wäre indessen doch wohl unerkannt geblieben (denn niemand hatte die That gesehen), wenn er nicht in seinem Wahnsinn vergessen hätte, den Hut abzunehmen, so daß er unter allen Umstehenden der einzige Bedeckte war. Daran ihn erkennend rief der König schnell „der Mensch da hat mich verwundet! Nehmt ihn fest, aber thut ihm kein Leid".

Die Sache machte gewaltiges Aufsehen, und tausendfach vergrößert kam das Gerücht davon nach Paris. Man vermuthete eine große Verschwörung, man sprach vom nahen Umsturz der Verfassung; aber von jenem Interesse für des Königs Leben, welches man während seiner frühern Krankheiten geäußert hatte, zeigte sich jetzt keine Spur mehr. Der Verbrecher

ward unter einer starken Bedeckung nach Paris geführt, und die Verhöre wurden mit großem Geräusch eröffnet. Es ergab sich darin, daß die That einzig die Frucht einer melancholischen Ideenverwirrung gewesen, und daß an gar keine Verschwörung zu denken sey. Der Mensch hieß Robert Franz Damiens, war Bedienter bei mehreren Parlamentsgliedern gewesen, und hatte hier oft Gelegenheit gehabt, von der schlechten Verwaltung des Staats, von der Sorglosigkeit des Königs, und von dessen zu großer Nachsicht gegen die Geistlichen sprechen zu hören. Als eifrigen Katholiken hatte ihn auch die Verweigerung der Sakramente erbittert. Drei Jahre lang hatte er darüber gebrütet, wie man wohl den in Lüsten begrabenen König aus seinem Schlummer wecken und zur Erkenntniß seiner Pflicht bringen könne, und endlich war er dabei stehen geblieben, man müsse — nicht ihn tödten, sondern ihm nur den Tod von ferne zeigen — ihn verwunden. Zu diesem Ende hatte er sich nur eines Federmesser mit ganz kurzer Klinge bedient, und wirklich war auch die ganze Verwundung nicht viel mehr, als ein Aderlaß gewesen.

Menschliche Richter hätten vielleicht das Zuchthaus auf die That gesetzt, und ein wahrhaft großherziger König hätte auch wohl diese Strafe noch erlassen, aber das pariser Parla-

ment wollte der französischen Kriminaljustiz des 18ten Jahrhunderts ein recht glänzendes Denkmal setzen, und verurtheilte demnach den unglücklichen Damiens zu der ordentlichen und ausserordentlichen Folter und hierauf noch zu der entsetzlichen Todesstrafe Ravaillac's. Zur Ehre des Königs wollen wir hoffen, daß er das Urtheil nicht gesehen habe. Der Unglückliche selbst hörte es mit derselben dumpfen Betäubung an, die er auch bei den Verhören schon bewiesen hatte. Der 28. März 1757 war der schreckliche Tag der Execution. Nach zweistündiger barbarischer Folterqual langte der Delinquent Nachmittags um 4½ Uhr auf dem Greveplatze an, der mit Tausenden von Zuschauern bedeckt war, während andere Tausende an den Fenstern umher und auf den abgedeckten Dächern standen, auf denen man Plätze um theure Preise vermiethet hatte. Fünf Viertelstunden dauerte diese zweite höllische Marter. Zuerst ward die rechte Hand verbrannt, dann der nackte Körper mit glühenden Zangen gezwickt, dann in die Wunden geschmolzenes Blei gegossen, und hierauf wurden vier Pferde angespannt, um den noch immer lebenden Körper zu zerreireißen. Aber trotz allem Anziehen konnten sie damit nicht zu Stande kommen, und man mußte noch das Beil zu Hülfe nehmen. Die abgerissenen Glieder wurden hierauf verbrannt, und

die Asche in die Luft gestreut. Das geschah zu Paris in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts! Den Schauder des Lesers, wo möglich, noch zu erhöhen, fügt ein Geschichtschreiber jener Zeit als eine allgemein bemerkte Thatsache hinzu, daß gerade die weiblichen Zuschauer am allerbegierigsten nach dem unmenschlichen Schauspiel hingestarrt hätten, während die Männer bei den scheußlichsten Scenen das Gesicht hätten wegwenden müssen.

Die vielen Unglücksfälle des sechsjährigen Land- und Seekrieges, der fast in allen Welttheilen und in allen Meeren geführt ward, mag ich nicht einzeln aufzählen. Da die Minister, die Feldherren und die Admirale bloß nach der Gunst gewählt wurden, in der sie bei der Frau von Pompadour standen, so waren sie sämmtlich auch nur — Weiberhelden, unfähig, sich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verschaffen, die sie kommandiren sollten. Wo sich daher nur französische Schiffe sehen ließen, wurden sie weggenommen, wo französische Heere, wurden sie geschlagen. Fast alle indischen und amerikanischen Kolonien der Franzosen wurden von den Engländern erobert. Der Unverstand, gefolgt vom Unglück und der Schande, das wäre ein passendes Symbol des damaligen Frankreichs gewesen. Den schwersten Stand hatten die Finanzminister. Einer nach dem andern ward

abgesetzt, weil er aus dem schon ganz verarmten Volke kein Geld mehr herauspressen konnte. Ein Herr von Silhouette, der 1759 diesen Posten erhielt, trieb die Plünderung so weit, daß man ihn mit den Straßenräubern in eine Klasse setzte, und dennoch konnte er nicht erfüllen, was er versprochen hatte. Dies gab den Franzosen, diesem sonderbaren Volke, das auch in der Verzweiflung noch lachen kann, Anlaß, seinen Namen in den gerade damals erfundenen Schattenrissen zu verewigen, die eben deswegen weil sie schwarz und leer zugleich waren, spöttisch Bildnisse à la Silhouette genannt wurden.

Die äußerste Erschöpfung machte endlich den Frieden nöthig. Er ward am 5. Nov. 1762 zu Fontainebleau, freilich nicht zum Vortheil der Franzosen, geschlossen. England behielt den besten Theil seiner Eroberungen in Amerika, nämlich ganz Kanada bis an den Missisippistrom, Cap Breton nebst der dortigen Fischerei, die Inseln Grenada, Tabago, St. Vincent und Dominique, und in Afrika Senegal. Auf der Küste Koromandel erhielt Frankreich zwar seine verwüsteten Plätze wieder, aber von den weggenommenen Schiffen ward keins herausgegeben. Spanien, als Bundesgenosse Frankreichs, mußte Florida an England abtreten.

Auf den nun schon physisch und moralisch

erschlafften König machte das Unglück und die Schande seiner Nation keinen Eindruck mehr. Er sah selbst mit Gleichgültigkeit den Tod seiner Gebieterin Pompadour herannahen, der am 15. April 1764 nach einer langen Abzehrung erfolgte *). Sie selber erwartete ihn mit Reue und Ergebung, und freute sich der Auflösung eines Lebens, das bei allem Glanze doch nur eine Reihe von unwürdigen Anstrengungen, belohnt mit dem allgemeinen Hasse und der tiefsten Verachtung, gewesen war. In Paris hatte sie sich ohne eine starke Bedeckung an keinem öffentlichen Orte sehen lassen dürfen. Und sie war doch noch zu sehr Weib, um von dem traurigen Bewußtseyn, von niemand geliebt zu seyn, nicht schmerzlich betrübt zu werden. Ihr noch vorhandener Briefwechsel ist voll von bittern Klagen über dieses traurige Loos. So theuer hatte sie das Glück erkauft, Gebieterin von Frankreich zu seyn und ihren Verwandten Millionen zu hinterlassen. Die Versteigerung ihrer Mobilien dauerte ein ganzes Jahr, und lockte eine Menge Neugieriger herbei, die die Menge der seltensten Kunstwerke, Kostbarkeiten und Erfindungen der Ueppigkeit nur zu sehen wünschten, welche darunter vorkamen.

*) Sie war 43 Jahre alt.

6.

Die Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich.

(Nov. 1764.)

Diese merkwürdige Begebenheit, die in dem Todesjahre der Marquisin von Pompadour zu Stande kam, war das Ende der heftigen Krisis theils der geistlichen und weltlichen Macht, theils der alten und neuen Meinungen in Frankreich. Von jener ist schon oben etwas gesagt worden. Das Parlament zu Paris wollte die Anmaßungen der Geistlichkeit durchaus nicht länger dulden, und die Jesuiten behaupteten dagegen wiederum, daß sie nur den General ihres Ordens und den Papst für ihre Richter und Oberherren erkenneten. Die Krisis der alten und neuen Meinungen ward von einer Anzahl trefflicher Köpfe herbeigeführt, die in diesem Zeitalter aufstanden, und durch klassische Werke die Aufmerksamkeit und Achtung aller Zeitgenossen auf sich zogen. Montesquieu legte in seinem „Geist der Gesetze" und in seinen „Betrachtungen über die Größe und den Verfall des römischen Reichs" dem Publikum einen Schatz ganz neuer Offenbarungen über die wahre Größe eines Staats vor Augen. Voltaire verbreitete die deistischen Grundsätze der berühmtesten englischen Philoso-

phen in einer witzigen und gefälligen Einkleidung durch ganz Frankreich, und Diderot und d'Alembert, die vorzüglichsten Mitarbeiter an der großen Encyclopädie, eines Wörterbuchs der gemeinnützigsten Kenntnisse, das seit 1752 erschien, und großes Aufsehen machte, stimmten in diesen Ton mit ein. Wiederum erhob sich Rousseau, und brachte eine Menge ganz neuer Untersuchungen über die Rechte des Menschen, über den wahren Werth der Kultur, über Erziehung, Religion und Sittlichkeit auf die Bahn, für die sich der edelste Theil der Nation interessirte. Da nun die eingeführte Staatsreligion mit allen diesen Neuerungen durchaus nicht bestehen konnte, so wurden alle jene Werke verboten, und ganz vorzüglich die Jesuiten waren es, die sie aus allen Kräften zu widerlegen und zu unterdrücken suchten. Aber das bewirkte nur bei dem Volke einen heftigern Reiz, sich von den streitigen Materien zu unterrichten. Man verschlang die neuen Lehren, und seitdem Voltaire den Ton angegeben hatte, wollte jeder Witzling nur auf Kosten der Geistlichen, auch wohl nebenbei der Religion, witzig seyn. Denn auch hier berühren sich, wie immer, die Extreme: von krasser Bigotterie ging man zu eben so krasser Freigeisterei über.

Diese Revolution der Meinungen war den Jesuiten gar nicht günstig. Indem man die

höchste

höchste Autorität der Kirche bestritt, ging man ihnen selbst ans Leben, denn nur unter jener Autorität konnten sie Könige und Völker beherrschen. Und auch außerdem erhielt ihr Ansehn von jetzt an Stoß auf Stoß. Aus Paraguay in Südamerika lief die Nachricht ein, daß die dortigen Jesuiten unter den Wilden in aller Stille schon seit Jahren ein großes Reich begründet, die Zwietracht in den portugiesischen und spanischen Kolonien genährt, und sogar einer vereinigten Armee beider Kronen, die gegen sie abgeschickt worden, die Spitze geboten hätten *). Noch mehr: bei einem an dem König Joseph Emanuel von Portugal in der Nacht vom 3. Sept. 1758 versuchten Meuchelmorde brachte man mit großem Schein die Schuld auf die Jesuiten. Es erfolgte deshalb das Jahr darauf die Aufhebung des ganzen Ordens in Portugal; alle Professen desselben wurden auf ewig aus dem Lande verbannt, die Zurückbleibenden grausam bestraft, und die Güter des Ordens eingezogen (3. Sept. 1759.) Das waren herrliche Data für die Feinde des Pfaffenthums in Frankreich. Diese brachten es bald dahin, daß man die Jesuiten durchgängig als Staatsumstürzer, Königsmörder und Sit-

*) Sie versuchten also, wie es scheint, durch Handel und weltliche Macht die Herrschaft zu retten, die auf Begriffe ursprünglich gegründet, untergraben ward.

tenvergifter verabscheute, und wo nur eine Freveltat geschehen war, da mußten Jesuiten sie verübt haben. Die nächste Ursach ihres Untergangs in Frankreich ward indessen ein Prozeß, den ein Marseiller Handlungshaus gegen einen Pater la Valette führte, welcher, als Vorsteher der Missionen in Westindien, auf allen Inseln große Etablissements errichtet hatte, und durch einen glücklichen Handel den Orden außerordentlich bereicherte. Dieser Mann hatte kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges einige reichbeladene Schiffe nach Europa abgehen lassen, in deren Erwartung jenes Marseiller Haus für mehr als anderthalb Millionen Wechsel von den Jesuiten acceptirt hatte. Zum Unglück aber griffen die Engländer die Schiffe auf, das Haus mußte alles dies Geld aus seiner Tasche bezahlen, und ward dadurch dem Bankerot nahe gebracht. Die Frage war nun, wer die Marseiller entschädigen solle, der Pater la Valette oder der Orden. Der letztere weigerte sich unter dem Vorwande, daß dies seinen Constitutionen zuwider sei. Dies bestritt der Pater. Um also Gewißheit darüber zu erhalten, mußten die Constitutionen gezeigt werden. Hier fand man dann, außer dem was man zunächst suchte, auch was zu finden noch willkommner war, die moralischen und politischen Grundsätze des Ordens, die ihn zur Vertilgung mehr als hinlänglich eigneten. Diese

Gelegenheit benutzten die Feinde bestens. Der Minister Choiseul, ein Freund der neuen Meinungen, unterstützte das Parlament. Doch dachte man noch nicht daran, den Orden aufzuheben, sondern nur ihn zu beschränken. Dazu ward ein Plan entworfen, und dem General zugeschickt. Dieser, ein heftiger störrischer Mann, schrieb aufgebracht über das Ansinnen die lakonischen Worte zurück: Sint ut sunt, aut non sint. (Sie müssen seyn, wie sie sind, oder gar nicht seyn.) Das verdroß Ludwig XV., und sogleich erfolgte der Spruch ihrer Verbannung (6. August 1762.) Auf ihre Vorstellung ward dies Urtheil durch ein zweites Edict vom 3. Nov. 1764 dahin gemildert, daß keine Gesellschaft von Jesuiten mehr im Königreiche seyn sollte, die einzelnen Mitglieder derselben aber als Privatpersonen, unter der geistlichen Aufsicht der Bischöfe, darin leben könnten, wenn sie sich den Landesgesetzen gemäß betrügen.

Seitdem verlor der Orden als Orden seinen Einfluß auf Frankreich für immer. Einzelne Jesuiten blieben jedoch noch lange in wichtigen Posten, selbst als Beichtväter von fürstlichen Personen, und es ward in großen Häusern Mode, einen Exjesuiten zum Gesellschafter zu haben. Auch Voltaire, dieser Affe der Großen, hielt sich einen, aber nur um seinen Witz an ihm zu üben.

Für das Ganze konnte es nicht anders als heilsam seyn, daß dies Schmarotzergewächs von dem Stamme getrennt ward, hätte der Staat nur darauf gedacht, das Gute von ihnen zu ersetzen. Dies vermißten besonders die Schulen in Frankreich, die seitdem fast keinen einzigen gründlichen Sprachgelehrten hervorgebracht haben, und überhaupt noch jetzt in dem tiefsten Verfalle sind.

7.

Die Gräfin Dübarry.

(1769—1774)

Der Tod der Pompadour veränderte nichts Wesentliches in der Regierung, denn der Herzog von Choiseul, ein Lothringer, den sie zum Premierminister gemacht hatte, wirkte in ihrem Geiste fort. Festigkeit konnte er nun aber einmal nicht in die Verwaltung bringen, dazu war der Grund schon gar zu schlecht. Die Finanzminister wechselten unaufhörlich, und jeder schlug andere Mittel vor, das Volk auszupumpen. Die Parlamente hielten ihnen das Widerspiel, und dann schwankte der Hof immer künstlich von einem zum andern. Damit aber die schon

sehr kühnen Parlamente nicht endlich die Königsgewalt nach englischer Weise ganz unterdrückten, so hielt Ludwig (3. März, 1766) ein lit de justice, in welchem er alle neueren Anmaßungen derselben niederschlug, und erklärte, daß er seine Gewalt von Gott allein empfangen habe. Dieser Ausspruch ward in alle Protokollbücher der Parlamente eingetragen.

Im übrigen hatte der König für nichts mehr Sinn, als für seine Ausschweifungen, und obgleich er den Hirschgarten wegen des öffentlichen Skandals hatte eingehen lassen, so gehörten doch gewisse Lieferungen noch immer zu den Hauptgeschäften seines Kammerdieners. Der Kronprinz verfiel, zum Theil aus Gram über das unwürdige Leben seines Vaters, in eine Krankheit, und starb am 20. Dec. 1765. Seine liebenswürdige Gemahlin, die während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen hatte, folgte ihm 17 Monate später (13 May, 1767), und ward auf ihr Verlangen neben ihrem edlen Gemahle beigesetzt. Noch den Tag vor ihrem Tode hatte sie, ihrer Gewohnheit nach, ihre Kinder unterrichtet, ein Geschäft, in welchem ehemals der Dauphin selbst ihr beigetreten war. *) Ein Jahr später (25. Jun. 1768)

*) Das älteste dieser Kinder, der nunmehrige Dauphin, war

starb endlich auch die Königin, so daß es schien als hätten sich die drei besten Menschen an Ludwigs Hofe das Wort gegeben, diesen Schauplatz unwürdiger Thaten zu gleicher Zeit zu verlassen.

Hartherzig pflegen Lüstlinge nicht zu seyn; und so blieb auch Ludwig XV. bei dem Absterben so würdiger Verwandten nicht gleichgültig. Er umarmte sogar in einer Anwandlung von Reue und Rührung den kalten Leichnam seiner Gemahlin, und seine Schwiegertochter hatte er nach des Dauphins Tode auf eine edle Weise getröstet. Aber keine seiner guten Empfindungen war von Dauer, oder fähig, auf seinen Willen zu wirken. Gegen das Wohl seiner Unterthanen schien er ganz gleichgültig geworden zu seyn. In einem zufälligen Gespräch mit dem Pfarrer von Versailles hörte er, daß es jetzt mehr Arme in dessen Sprengel gebe als sonst. „Wie geht das zu?" fragte er lebhaft. „Sire," antwortete der Pfarrer schüchtern, „Ihre eigenen Leute kommen zu mir, und betteln um Almosen". — „Das erklärt sich leicht", sagte der König sich umwendend; „sie werden ja nicht bezahlt".

Dabei nahm die Düsterheit seines Kopfes dergestalt zu, daß sein Kammerdiener kaum noch

der nachher so unglückliche König Ludwig XVI. Er war 13 Jahr alt, als seine treffliche Mutter starb.

wußte, was für Gegenstände des Vergnügens er ihm noch zuführen sollte, um ihn auf längere Zeit zu erheitern. Endlich trieb er eine öffentliche Buhlerin von ungewöhnlichem Reize auf, die in alle Künste der Ueppigkeit recht methodisch eingeweiht war. Sie war von gemeiner Herkunft, und hieß eigentlich Marie Vaubernier, war aber den Liebhabern unter dem Namen l'Ange bekannt. Sie gnügte dem Könige so außerordentlich, daß er ihr den Platz der Pompadour bestimmte, und damit er sie doch als eine Person von Stande bei Hofe zeigen könne, verheirathete er sie zum Schein an einen Grafen Dübarry, der nichtswürdig genug war, sich diese Rolle gefallen zu lassen. Ich übergehe die Intriguen, die die Hofleute spielten, um die Einführung eines so verworfenen Geschöpfs zu verhindern. Die meisten dieser Menschen trugen kein Bedenken, sobald sie ihre Bemühungen vereitelt sahen, geschwind zurückzukehren, und die neue Sonne anzubeten. Der Kanzler des Reichs, Herr von Meaupou, trieb die Niederträchtigkeit so weit, daß er sich für einen Verwandten der Dübarry ausgab, sie seine Muhme nannte, und der erste war, der seinen Wohlthäter, den Herzog von Choiseul, verließ, als dieser durch den Einfluß der Maitresse gestürzt ward. Dafür ward er nun der Allmächtige, und das erste Werk seiner neuen Gewalt war, daß er den König be-

wog, das widerspenstige Parlament Mann für Mann aufheben und wegjagen zu lassen, und ein neues an dessen Stelle zu wählen (1771). Auch die Provinzialparlamente wurden von ihm gewaltsam ausgemustert, und durch seine Geschöpfe ergänzt. Weil aber alle diese Stellen erkauft worden waren, so mußte den abgesetzten Gliedern ihr Kaufgeld zurückgezahlt werden, welches dem Staate die ungeheure Ausgabe von 25 Millionen Thalern verursachte.

Zu einem solchen Haushalte, neben welchem auch noch so unerhörte Zinsen für die Staatsschuld, so viele andere Bedürfnisse und eine immer ausschweifendere Verschwendung des Hofes *) bestritten werden mußte, gehörten schreckliche Auflagen. Der jetzige Finanzminister, Abbe Terray, war der Mann, der ohne alle menschliche Regung immer neue Steuern hervorzupressen wußte. Nach einem seiner Edicte stellten ihm die Deputirten der Geistlichkeit die offenbare Ungerechtigkeit desselben vor. „Aber wer sagt denn," erwiederte er, „daß das Edict gerecht seyn soll? Wozu wäre ich dann da?" — Das heißt ja den Leuten die Taschen ausräumen, rief der Depu-

*) Die Dubarry hatte die Erlaubniß, sich aus dem Schatze so große Summen zu nehmen, als sie wollte. Sie soll sich in den wenigen Jahren ihrer Herrschaft gegen 5 Millionen Thaler haben geben lassen. Alle ihre Verwandten lebten auf ihre Rechnung. Ihr Schwager Dübarry verspielte einmal in einem Abend 700 Louisd'or.

tirte erhitzt. — „Wo soll ichs sonst hernehmen?“ fuhr Terray mit seiner vorigen Gelassenheit fort. Man rechnet, daß unter Ludwigs XV. Regierung allein mehr neue Auflagen gemacht worden seyen, als unter allen vorigen Königen zusammengenommen.

Neben Terray war der Herzog von Aiguillon Minister, und der schon erwähnte Meaupou Kanzler. Alle drei handelten mit einander und mit der Maitresse im besten Einverständnisse, und machten den König ganz willenlos. Sie dachten nur auf ihre Bereicherung; die Zufriedenheit und die Ehre der Nation kümmerte sie nicht. Damals (1773) geschahe die bekannte Abtrennung eines Stücks von Polen, in welches sich Preußen, Rußland und Oestreich theilten. Als davon in Ludwigs XV. Gegenwart gesprochen ward, sagte er, „Wäre Choiseul noch Minister, so wäre das nicht geschehen“. Dieser Zug von Schwäche ist noch nicht der verächtlichste. Was soll man dazu sagen, daß der 60jährige Monarch sich in die Zahl der Bedienten der Dübarry unter dem Namen la France aufnehmen ließ, ihr aufwartete, ihren Kaffee kochte, und während des letztern Geschäfts einmal von ihr aus dem Bette angefahren ward: „So gieb doch Acht, la France, dein Kaffee läuft ja zum Teufel!“ Und wiederum war doch auch das gute Prinzip in seiner Natur noch lebendig genug,

um zuweilen ziemlich stark hervorzubrechen, und selbst die Maitresse zittern zu machen. So verweigerte er ihr schlechterdings die Verweisung eines Priesters, der ihn und sie wegen ihres unanständigen Wandels auf der Kanzel freimüthig ausgescholten hatte, und blieb dabei, der Mann habe seine Pflicht gethan. Er fühlte auch sehr deutlich alles Unrecht, welches seine Minister thaten, und sagte es ihnen oft, aber die beständige Zerstreuung seines erschlafften Geistes machte alle Consequenz in seinem Denken und Handeln unmöglich, und so verlor er zuletzt ganz den Gedanken, daß er der Mann sey, der wohl dem bemerkten Uebel abhelfen könnte. Da indessen der düstern Stunden immer mehrere wurden, so mußte seine Umgebung immer neue Zerstreuungsmittel ersinnen, und nirgends ist wohl die Kunst, die Sinnenreize zu raffiniren und zu vervielfältigen, in einem höhern Grade ausgebildet worden, als unter diesen Menschen. Denn Ludwig XV. sollte nun einmal, obgleich schon 64 Jahre alt, seiner gewohnten Lebensart nicht entsagen. Gewissensregungen und religiöse Bedenklichkeiten, die sich häufiger einstellten, je älter er ward, wurden mit aller Macht aus seinem Gemüthe verscheucht, und so überraschte ihn der Tod um so schrecklicher, da sich derselbe so verrätherisch, wie eine Schlange unter Blumen nahte. Eine schöne Müllerstochter, die, ihr selber unbewußt,

schon Blatterngift im Körper hatte, steckte ihn damit an, und so bekam er noch als Greis die Kinderpocken.

Schrecklich war das Ende dieses Mannes. Er hatte den gräßlichen Anblick, zu sehen, wie sein ganzer Körper, mit den ekelhaftesten Geschwüren und Eiterbeulen überdeckt, theilweise in Fäulniß überging, Arme und Beine noch im Bette verweseten, und zartere Theile gar in Stücke zerfielen. Nur wenige hielten den scheußlichen Anblick und das Aechzen des Leidenden aus. Die Dübarry entfernte sich bei Zeiten auf ihre Güter, um nicht nach des Königs Tode vom Pöbel zerrissen zu werden; von den Günstlingen, die er so unermeßlich bereichert hatte, ließ sich keiner sehen. Nur seine Töchter und sein Beichtvater hielten noch bei ihm aus. Dem letztern gestand er in der fürchterlichsten Angst, mit welchen Schrecken er der Ewigkeit entgegensehe, und er sprach von nichts als von dem Feuerpfuhl, der ihn mit Recht für sein lasterhaftes Leben erwarte. Er zweifelte, daß ihm das Böse, was er gestiftet, je vergeben werden könne, und horchte lechzend auf des Beichtvaters Trost, der ihn auf Gottes Barmherzigkeit verwies. Man mußte ein Kreuz und Weihwasser bringen, und sein Bett besprengen, um die bösen Geister zu vertreiben, die er um dasselbe zu sehen glaubte. In allen Kirchen mußten Messen zur Rettung seiner Seele

bestellt werden. Endlich entfloh der gequälte Geist aus dem halb verfaulten Körper, am 10. May 1774, Nachmittags gegen halb 4 Uhr.

Kaum war er todt, so ging der ganze Hof von Versailles nach Choisy. Niemand als die nöthigen Bedienten blieben bei dem Leichnam. Die Aerzte mochten ihn vor Ekel nicht einbalsamiren. An ein anständiges Leichenbegängniß wurde gar nicht gedacht. Schon am dritten Tage fuhr man ihn nach St. Denis, unter der Begleitung von 40 Gardes du Corps und einigen Pagen, welche Fackeln trugen. Der Sarg stand in einer Jagdkutsche, und ragte aus beiden Thüren hervor. Der Kutscher fuhr lustig über Stock und Stein, und die Bauern in den Dörfern und Wirthshäusern, wo man vorbeikam, schrien ihm laut die ungezogensten Schimpfwörter nach. Ueberall ward die Nachricht mit herzlicher Freude aufgenommen, und jeder richtete seine Hoffnungen auf den Dauphin, Ludwigs Enkel, einen ernsten, bescheidenen Jüngling von 20 Jahren, der dem Hasse seines Vorgängers den Beinamen des Erwünschten (le désiré) verdankte.

Aber zu welchem Geschäft sah sich der Gute berufen! Die Sünden zweier solchen Vorgänger wieder gut zu machen, das wäre wohl eine Arbeit für einen Heinrich IV., aber nicht für einen Ludwig XVI. gewesen. Tausend Millionen Tha-

ler betrug die Schuldensumme des Staats. Handel und Ackerbau und alle Gewerbe lagen darnieder; die unerschwinglichen Auflagen hatten die Hälfte der Unterthanen zu Bettlern gemacht, und die Habsucht der Steuerpächter schreckte jeden Landmann ab, mehr zu bauen, als er zu seinem eigenen Unterhalt höchstnöthig bedurfte. Man wollte lieber selbst hungern, als für Räuber und Prasser arbeiten. Das Beispiel des Hofes hatte das ganze Reich angesteckt. Ueberall war der größte Egoismus herrschendes Sittenprinzip geworden. Von der schönen, liebevollen, menschenfreundlichen Gesinnung, die in der Erfreuung anderer ihre Freude findet, war nichts mehr zu sehen. Der feindselige Geist der Zeit hatte jede Spur davon verweht. Französische Philosophen selbst stellten den Eigennutz als einzig mögliche Triebfeder alles menschlichen Handelns auf. Man traute keinem Menschen mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit zu, wenn sein Vortheil damit in Widerspruch käme. Keuschheit, Schamhaftigkeit und eheliche Treue waren lächerlich geworden. Untreue erhöhte den Reiz des Genusses. Die Unschuld zu verführen war ein herrlicher Spaß, denn niemand traute es der Unschuld noch zu, unverführt bleiben zu wollen. Der Glaube war aus den Herzen verschwunden, und statt der Humanität sah man nur höfliche Bestialität. So blieben zuletzt nur die Freuden der Sinne als der einzige

reelle Genuß des Lebens übrig, und der ward denn auch von den Meisten mit wahrer Brutalität verfolgt. Die schändlichsten Seuchen vergifteten ganze Familien, und selbst Frauenzimmer sprachen davon wie von gleichgültigen Dingen. So wechselten in ganz Frankreich Bilder des Jammers mit Bildern des Abscheus.

IV.

Die Regierung Friedrichs II.

(1740 — 1786.)

I.

Der preußische Staat unter Friedrich I.

(1688 — 1713.)

Ludwig XV. und Friedrich II. — welche Zeitgenossen! Jener der schwächste, entbehrlichste Mensch in seinem Staate: dieser das Prinzip aller Kraft und Bewegung in dem seinigen. Jener Herr von 25 Millionen Bettlern, deren Nationalname durch ihn fast zum Schimpfe geworden war: dieser an der Spitze von zwei Millionen treuer Unterthanen, die ihn anbeten, und, von seinem Heldensinn begeistert, ihm und sich die Achtung der Zeitgenossen und ein unvergängliches Ehrengedächtniß bei der Nachwelt sichern. Von Ludwigs 64jährigem Daseyn auf der Erde ist keine einzige wohlthätige Spur zurückgeblieben; Friedrichs Geist lebt jetzt noch unter uns,

und nicht bloß in seinen Nachfolgern, sondern auch in den Kabinettern aller der Fürsten, die nach ihm den Weg zur Größe einzuschlagen versucht worden sind. Doch um seine Werke begreifen und schätzen zu können, ist es nöthig, den Stoff zu kennen, aus dem er sie schuf, und den er vorfand. Er selbst ist billig genug, zu gestehen (denn er hat uns, wie Cäsar, Bruchstücke aus seiner Geschichte hinterlassen), daß wenigen Staatengründern so trefflich vorgearbeitet worden sey, als ihm.

Unstreitig hat sein Urgroßvater, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm (1640 — 1688) den wahren Grund zur künftigen Größe des Hauses Brandenburg gelegt. Er füllte, ein zweiter Deukalion, die durch die Wuth des dreißigjährigen Krieges in Einöden verwandelten Provinzen wieder mit Menschen an, und gab durch eine weise Staatsökonomie seinem fast verarmten Volke soviel Kraft, daß es in allen Kriegen, welche das deutsche Reich mit Ludwig XIV. und mit den Nachfolgern Gustav Adolphs führte, eine der ersten Rollen spielte, wie dies an andern Orten dieses Buchs bereits ausführlicher erzählt worden ist. Die sämmtlichen Besitzungen dieses Fürsten waren: die Mark Brandenburg, die Herzogthümer Hinterpommern, Ostpreußen, Magdeburg und Cleve, die Fürstenthümer Halberstadt und Minden und die Grafschaften Mark, Ra-

vens-

vensberg und Reinstein; zusammen eine, wiewohl sehr zerrissene, Fläche Landes von wenig mehr als 2000 Quadratmeilen, beinahe also nur dem dritten Theil des jetzigen preußischen Ländergebiets. Alle diese Länder verdankten ihm ihre Wiedergeburt und eine ganz neue Organisation. Er nahm viele tausend fremde Kolonisten ein, munterte sie zu Manufakturen und zum Handel auf, legte Posten von Cleve bis Memel an, hob die bisher bestehenden willkührlichen Schatzungen der Städte auf, und richtete dafür die Accise ein; ließ die Straßen der Städte pflastern und nächtlich erleuchten, und gab zuerst der Städtepolizei und seinen Edicten Nachdruck durch die stehenden Garnisonen, die er besoldete.

Am 29. April 1688 starb dieser treffliche Fürst. Von seinem königlichen Sinne vererbte sich nur etwas auf seinen ältesten, von ihm gehaßten, Sohn, Friedrich III., nämlich das Streben nach dem Hohen und Prächtigen, das man aber Eitelkeit gescholten hat, weil es nicht mit der Beharrlichkeit und Selbstständigkeit verbunden war, die auf unablässige Behauptung der innern Würde dringt. Die verschwenderische Pracht, mit welcher Ludwig XIV. seinen Thron umgeben hatte, erschien ihm als der höchste Triumph irdischer Majestät, und er achtete die Klagen seiner hart besteuerten Unterthanen gering gegen die Wonne eines feierlichen Ein-

zuges, eines Beilagers oder einer Audienz, in der er die Pracht seines Hofstaats, seines Marstalls, seiner Kutschen, seines Schlosses und seiner Garderobe zur Schau stellen konnte. Es war damals eine Zeit des Enthusiasmus für die Fürsten, in der alles nach Kronen strebte. Sachsen streckte die Hände nach der polnischen aus, Hannover nach der englischen, Savoyen nach einer neuzuschaffenden in Sicilien. Welch ein Sporn für den prachtsüchtigen Friedrich! Zwar war sein Herzogthum Preußen nur klein, allein Dännemark war ja nicht viel größer, und hieß doch auch ein Königreich. Es ist schon an einem andern Orte *) gesagt, welche glückliche Umstände zusammentrafen, um den Kaiser und die Nachbaren zur Einwilligung in den Neid erregenden Schritt zu bewegen. Am 16. Nov. 1700 unterschrieb Leopold I. den deshalb aufgesetzten Vertrag, in welchem der neue König sich aus Dankbarkeit verpflichtete, ihm während des ganzen Erbfolgekrieges 10,000 Mann Hülfstruppen auf seine Kosten zu leihen, eine Compagnie Besatzung in Philippsburg zu unterhalten, in allen Reichsgeschäften mit dem Kaiser gemeinschaftlich zu handeln, seine deutschen Staaten keiner der bisherigen Verbindlichkeiten gegen das Reich zu entziehen, auf alle noch rückständigen Subsidien Ver-

*) Oben S. 117.

zicht zu thun, und endlich seine Stimme zur Kaiserwahl immer dem Hause Oestreich zu geben. Die Zustimmung der Nachbaren, denen allen an Brandenburgs Freundschaft gelegen war, erfolgte bald. Und so schritt dann der Kurfürst fröhlich zum Werke. Die Pracht des feierlichen Einzuges in Königsberg und der Krönungsceremonie selbst wird als ganz übermäßig beschrieben. Herolde, reich gekleidet und beritten, riefen in den Straßen die neue Erhebung des Herzogthums zum Königreiche aus; zum Gedächtniß dieser Begebenheit ward der schwarze Adlerorden gestiftet, und an die vornehmsten Personen verschenkt (17. Jan. 1701), und am 18ten geschah die Krönung selbst. Friedrich III., als König der Erste, setzte im Saale seines Schlosses vor allen Großen des Reichs und den fremden Gesandten sich und seiner vor ihm knienden Gemahlin die Krone selber auf. Er saß auf einem prächtigen Throne, und hielt Scepter und Reichsapfel in den Händen. Eine gewaltige Perücke und ein karmoisinrother Mantel, in welchem unzählige Adler und Kronen gestickt waren, bedeckten die Fehler seines Wuchses. Kniend mußten ihm selbst sein Sohn und seine Brüder die Huldigung leisten. Hierauf begab sich der ganze Hof in die Kirche, wo zu beiden Seiten des Altars gleichfalls zwei prächtige Thronen standen, auf denen sich der König und die Königin niederließen. Zwei bloß

dazu kreirte reformirte Bischöfe verrichteten hier die Salbung, worauf das Selbstaufsetzen der Krone noch einmal vor dem versammelten Volke wiederholt ward. Gesänge, Predigt und Communion wurden nach religiöser Sitte mit dieser Ceremonie verbunden, und eine allgemeine Begnadigung aller Verhafteten und eine reiche Armenspende beschlossen das Fest. Die Lustgelage währten hierauf fast ununterbrochen bis zum 8. März. Am 6. May hielt der neue König seinen feierlichen Einzug in Berlin durch die Straße, die seitdem noch bis heut die Königsstraße heißt.

Ueber das ganze Unternehmen ward sehr verschieden geurtheilt. Einige lächelten, andere fürchteten traurige Folgen, wenn die Behauptung der neuen Würde mehr Aufwand erfordern sollte, als das arme Land möchte erschwingen können. Friedrichs eigene Gemahlin schämte sich ihres neuen Titels, wie des Mannes selbst. Die Nachwelt, die aus den Folgen urtheilen kann, muß den Gang des Schicksals bewundern, das sich der Eitelkeit eines schwachen Regenten bediente, um der Wirksamkeit größerer Nachfolger die erste Bahn zu brechen. Schön sagt einer derselben: „Es war eine Lockspeise, welche Friedrich III. allen seinen Nachfolgern hinwarf, und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen wür-

dig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müsset das Werk vollenden."

Thaten im edlern Sinne sind außerdem von diesem Fürsten nicht zu rühmen. Von der wahren Bestimmung eines Königs hatte er wohl keinen Begriff. Viel zu schwach, um weise Rathgeber von den thörichten unterscheiden zu können, und viel zu träge, um sie in beständiger Thätigkeit zu erhalten, ließ er Unwürdige über sein Volk schalten, die ihm schmeichelten und die Unterthanen aus Habsucht unerhört aussaugten. Sie führten Kopfsteuern ein, denen sogar arme Hirtenjungen unterworfen wurden; nächstdem wurden Perücken, Fontangen, Hüte, Schuhe, Stiefeln und Strümpfe mit Abgaben belegt. Eine Menge Geld ging mit den brandenburgischen Truppen außer Landes, die am Rhein, in Flandern, in Italien und in Ungarn für den Kaiser ihr Blut verspritzten. Selbst als er seinen Liebling Wartenberg wegen offenbarer Schurkereien verbannen mußte, war er lieblos genug gegen sein Volk, diesen Elenden nicht nur sein ganzes Vermögen mit ins Ausland nehmen zu lassen, sondern ihm sogar noch eine jährliche Pension von 24000 Thalern nach Frankfurt am Main zu schicken.

Vergrößert ward unter Friedrich I. der preußische Staat durch die Grafschaften Mörs, Lingen, Neufchatel, halb Mansfeld und Tecklenburg.

Das letztere kaufte er einem Reichsgrafen ab, die andern Länder fielen ihm durch das Absterben der Fürsten von Nassau-Oranien und der Grafen von Mansfeld zu.

Der ehrenvollsten Erwähnung werth sind noch eine Anzahl Denkmäler aus der Regierung Friedrichs I., um deren willen man ihm vieles verzeihen darf. Dahin gehören die herrlichen Werke der Baukunst (das Schloß, das Zeughaus, die lange Brücke und mehrere Kirchen zu Berlin), unsterbliche Werke der beiden seltenen Baumeister Bott und Schlüter, und die wunderschöne metallene Bildsäule Friedrich Wilhelms zu Pferde, an der der letztere die Form gearbeitet, und der kühne Jacobi den Guß vollführt hat. Auch die erste Anlage zur Friedrichsstadt von Berlin ward unter dieser Regierung gemacht (seit 1691). Die hallischen Salzsiedereien wurden hergestellt, und die Spiegelmanufaktur zu Neustadt an der Dosse angelegt (1692). Der Glanz dieser Regierung und die hier früher als irgendwo gestattete Duldung lockte endlich auch treffliche Denker in die brandenburgischen Staaten, und 1694 ward die Universität zu Halle und 1700 die Societät (nachherige Akademie) der Wissenschaften und Künste zu Berlin gestiftet. Zu beiden gaben einige berühmte Männer Anlaß, von denen schon im vorigen Bande hätte geredet werden sollen.

Christian Thomasius, geb. den 1. Jan. 1655, Sohn eines Leipziger Professors, und selber schon als Jüngling ein würdiger Docent in seiner Vaterstadt, schrieb 1688 das erste deutsche Journal, unter dem Titel: Lustiger und ernsthafter Monatsgespräche, erster Theil. Sowohl in diesem als in seinen Vorlesungen erlaubte er sich mehrere Aeußerungen, besonders über theologische Gegenstände, die für jene Zeiten sehr kühn waren. Seine Freimüthigkeit zog ihm zuerst die Verfolgung der leipziger Theologen, und endlich gar die Landesverweisung zu. Als er 1690 aus den Thoren seiner Vaterstadt wandern mußte, ward, dem Irrlehrer zum Schimpfe, das Armesünderglöckchen geläutet. Allein er hatte, wie Abälard, den Trost, daß einige hundert Studenten ihm freiwillig in die Verbannung folgten. Mit ihnen ging er nach Halle, erbat sich in der damals dort befindlichen Ritterakademie einen Hörsaal, und setzte daselbst seine Vorlesungen über Logik, Moral, Naturrecht ꝛc. mit großem Beifall fort. Daß er dieselben in deutscher Sprache hielt, welches vor ihm noch nie auf einer deutschen Universität geschehen war, vermehrte nur die Zahl seiner Zuhörer. Sein Ruf erneuerte am preußischen Hofe ein längst gefaßtes Project, zu den beiden Landesuniversitäten (Königsberg und Frankfurth) noch eine dritte zu errichten. Dazu ward nun Halle ausersehen. Man wirkte

vom kaiserlichen Hofe deshalb einen Freiheitsbrief aus (unterm 19. Oct. 1693), und am nächsten Geburtstage des Kurfürsten (1. Jul. a. St. 1694) geschah die feierliche Einweihung in Gegenwart des ganzen Hofes; ein Fest nach Friedrichs III. Art, denn es kostete 20,000 Thaler, von denen 5000 allein auf das Essen und 409 Rthlr. für den Wein gerechnet werden.

Thomasius fuhr fort, als ordentlicher Lehrer der Rechte, und in der Folge als Director der Universität, der neuen Pflanzung Ruf zu verschaffen. Auch Auswärtige klärte er durch seine kräftig eingreifenden deutschen Schriften auf. Seine Hauptverdienste sind, daß er zuerst den Unsinn der Hexenprozesse mit siegender Klarheit ins Licht gestellt, und daß er den jungen Gelehrten zuerst das Beispiel gegeben, ihre Muttersprache statt des bisher allein gebräuchlichen Lateins auszubilden, und dadurch einen alten Vorwurf unwissender Ausländer, als ob dieselbe zum Ausdruck edlerer Begriffe zu plump und ungelenk sey, von ihr abzuwälzen. Er starb, allgemein verehrt, am 23. Sept. 1728.

Seine Lebenszeit war eine Periode der Krisis für die Geister. Seit den 200 Jahren, daß die Reformation vorüber war, starrten die Gemüther schon wieder in den nun auch verhärteten dogmatischen Formen, in welche Luthers sklavische Nachbeter die Theologie gezwängt hatten. Man dis-

putirte in der lutherischen Kirche mit eben der scholastischen Spitzfindigkeit über eben so unnütze Fragen, wie ehemals in der katholischen. Und daher keimte auch jetzt, gerade wie im Mittelalter, dicht neben der Scholastik die Mystik auf. Weiche Gemüther, Freunde der Menschheit, ärgerten sich an der Streitsucht jener Theologen, und drangen dagegen auf ein thätiges Christenthum, auf eine demüthige Gesinnung und ein liebevolles Gefühl. Sie sprachen von stiller Versenkung der Seele in Gott, von Verläugnung der Welt, von frommer Ergebung in den göttlichen Willen und von unerschütterlichem Glauben. Johann Arndt, ein würdiger Mann (er starb 1621 als Generalsuperintendent in Celle), gewann durch sein Buch: „Vom wahren Christenthum," das unzählige Auflagen erlebte, am meisten die Gemüther für diese sanfte Gesinnung; und ein größerer als er, der berühmte Spener, (geb. 1635, † als Probst zu Berlin 1703), auf dessen ehrwürdigem Antlitz der Geist des Friedens selbst zu ruhen schien, begeisterte durch seine bezaubernde Persönlichkeit, wie durch seine zum Herzen redenden Schriften eine Menge junger Religionslehrer. In der Folge ist auch diese Erscheinung in der Menschheitsgeschichte durch Mißbrauch verunehrt worden, und die Nachfolger Speners entgingen unter dem Schimpfnamen Pietisten dem Gespötte nicht; aber es ist

doch seitdem nicht wieder ein ähnlicher Weg gefunden worden, auch in das Leben des großen Haufens einen poetischen Einschlag zu bringen.

Es erhöhte den schnellen Ruf der hallischen Universität, daß sie zuerst die öffentliche Freistatt der neuen Mystik wurde. Ein junger Geistlicher, August Hermann Franke (geb. zu Lübeck den 12. März 1663), den die Orthodoxen zuerst aus Leipzig, und späterhin aus Erfurt verjagt hatten, flüchtete nach Halle, und ward mit Thomasius zugleich bei der neuen Anstalt angesetzt. Wie nun Aufopferungen und Wohlthun ihm Bedürfniß waren, so machte er sich gleich mit den Armen der Stadt etwas zu schaffen, unterrichtete ihre Kinder unentgeltlich im Christenthum, und stellte eine Büchse für sie in seiner Kirche aus. Als sich in dieser einst eine Gabe von sieben Gulden fand, sagte der überraschte Franke: „das ist ein ehrlich Kapital! davon muß man etwas rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anlegen". Gesagt, gethan. Er bestellte einen armen Studenten wöchentlich für 6 Groschen zum Lehrer, kaufte von den fortgehenden Almosen Schulbücher, und unternahm beschwerliche Reisen, um auch an fremden Orten zum Besten seiner Anstalt zu sammeln. Ein festes Vertrauen auf den Beifall Gottes belebte die Seele des redlichen Mannes. Jedes Scherflein erpreßte ihm Freudenthränen. Um seines edlen

Eifers willen trug jedermann willig zu dem guten Werke bei. In kurzem sah sich Franke im Stande, ein Haus anzulegen, das sich allmälig durch immer fortwährende Beiträge dergestalt erweiterte, daß schon nach 10 Jahren 125 Waisenknaben und 75 arme Studenten darin ernährt, und 800 fremde Kinder unterrichtet werden konnten. Von dem immer steigenden Fonds legte er eine Apotheke, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei, ein Wittwenhaus, und ein Pädagogium für Kinder reicherer Eltern an, und entwickelte in der Organisation aller dieser Anstalten so helle pädagogische Einsichten, daß das hallische Waisenhaus lange Zeit ein Muster für alle auswärtige Schulanstalten gewesen ist. Auch die Lehrmethode war neu, und größtentheils nach Speners Ideen. Als er am 8. Jun. 1727 sein thatenreiches Leben beschloß, bestand das Pädagogium aus 152 Personen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waisenhause wurden 134 Waisenkinder, 255 Studenten und einige hundert arme Schüler gespeiset; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke wurden 53, und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht 29 Personen unterhalten. Der Umfang aller dazu gehörigen Gebäude ist so groß, daß der innere Hof, den sie umschließen, einer langen und breiten

Straße gleicht. Und das alles hat ein armer Mann gethan, der nichts als sei redliches Gemüth, hellen Verstand und festen Willen hatte. Möchte man sich nicht schämen, gelebt zu haben, wenn man sein Daseyn mit dem Leben und Wirken eines solchen Helden der Menschheit vergleicht!

Neben Frankens Namen verdient unter den edlen Enthusiasten jener Zeit keiner so sehr, genannt zu werden, als sein und Speners Freund, Hildebrand, Freiherr von Canstein, geboren 1667 zu Lindenberg unweit Storkow, gestorben 1719. Er setzte seine Religion darein, sein ganzes Vermögen zum Besten der Menschheit anzulegen. Damit die Bibel, dieser Urquell aller christlichen Religionserkenntniß, auch in die Hände der Aermsten gebracht werden könne, schaffte er soviel Typen und Pressen an, daß die ganze lutherische Uebersetzung in mancherlei Formaten immer gesetzt stehen bleiben, jeden Augenblick wieder abgedruckt, und mithin um einen sehr billigen Preis verkauft werden konnte. Er übertrug dem hallischen Waisenhause die Ausführung dieses gemeinnützigen Werkes. Der Anfang ward 1710 gemacht, und seitdem sind bis zu Ende des Jahrhunderts über 1,700,000 Bibeln und 900,000 neue Testamente in dieser Officin gedruckt worden. Außer dieser Wohlthat vermachte der wackere Mann dem hallischen Waisenhause sein Haus

in Berlin, seine Bibliothek, und seinen Antheil an einem Kupferbergwerke. Auch seine Asche ruhe sanft!

Das strahlende Kleinod an der neuen Universität war indessen der berühmte Philosoph Christian Wolf (geb. 1679), einer von den grossen Reformatoren im Reiche der Wissenschaften, von denen eine ganz neue Epoche des allgemeinen Denkens und Wissens anzurechnen ist. Er war der Sohn eines Gerbers in Breslau, hörte schon auf der Schule seiner Vaterstadt von Descartes und Leibnitz, und machte aus eignem sonderbarem Antriebe deren Schriften und die Mathematik zu seinen Lieblingsstudien. Nach vollendetem akademischen Cursus betrat er in Leipzig den philosophischen Lehrstuhl, und erwarb sich durch die Klarheit seines Vortrages und die Gründlichkeit seiner Untersuchungen in kurzem eine ungewöhnliche Achtung. Er unterwarf die bisherige Philosophie einer ganz neuen Prüfung, und versuchte die Strenge der mathematischen Methode auf ihre Beweise überzutragen. Er erhielt, 27 Jahre alt (1706), einen Ruf nach Halle als Professor der Mathematik und Naturlehre, und bildete hier 17 Jahre lang eine unglaubliche Menge Schüler, von denen viele, durch seine eigene Freimüthigkeit aufgemuntert, die Schärfe der neuen Philosophie gegen die Glaubenssätze der Theologen kehrten und dadurch besonders

mit den Pietisten in die heftigste Opposition geriethen. Dies brachte Wolfen selbst Gefahr. Doctor Lange, ein eifriger hallischer Theolog, reisete im Namen seiner Facultät in Person nach Berlin, um dem Nachfolger Friedrichs I. über die schädlichen Irrlehren seines Kollegen die Augen zu öffnen; und so erfolgte von dem Könige, der solcherlei Dinge freilich nicht beurtheilen konnte, der Befehl, Wolf solle „bei Strafe des Galgens" in 24 Stunden die Stadt verlassen (1723, Dec.). Er ging mit seiner Frau nach Merseburg, und erhielt hier in kurzer Zeit zwei Rufe, nach Leipzig und Marburg. Den letztern nahm er an. Friedrich der Zweite rief ihn 1740 wieder nach Halle zurück. Der Kaiser Karl VII. erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand. Er starb als Vicekanzler der Universität Halle 1754.

Die Stiftung der berliner Societät der Wissenschaften (1700) war zum Theil das Werk einer Frau, der schönen und geistreichen Gemahlin Friedrichs I., Sophie Charlotte, einer Tochter des ersten hannöverschen Kurfürsten Ernst August, die leider schon 1705, 1. Febr, im 37sten Jahre ihres Alters starb. Ihr zu Ehren ließ Friedrich I. das schöne Lustschloß bei Lützow erbauen, das seitdem nach ihr Charlottenburg heißt. Hier waren Künste und Wissenschaften und der Umgang mit kenntnißreichen Männern ihre liebste Beschäftigung. Zu den letztern gehörte besonders

der berühmte Leibnitz, den sie schon am Hofe ihres Vaters kennen gelernt hatte, wo er seit 1673 Hofrath und Bibliothekar war. Da dieser Mann zu den größten Geistern gehört, welche je gelebt haben, so ist es wohl billig, hier etwas mehr von ihm zu sagen.

Gottfried Wilhelm Leibnitz, geb. zu Leipzig den 23. Jun. a. St. 1646, war der Sohn eines Professors und einer vortrefflichen Mutter, die ihn, da er den Vater schon im 6ten Jahre verlor, zu allem Guten anhielt. Die Wißbegierde, die sich schon früh in dem Knaben äußerte, war durch nichts zu stillen noch zu ermüden. Schon als Knabe las er den Livius für sich allein, und den Virgil wußte er fast auswendig. Jakob Thomasius, der Vater des obenerwähnten, ward sein liebster Lehrer; beide wetteiferten, wer am längsten ausdauern könne, der Eine im Lehren, oder der Andere im Zuhören. Er las fast die ganze Bibliothek seines Vaters durch, machte lateinische Verse dazwischen, und war schon ein Wunder von Gelehrsamkeit, als er im 15ten Jahre die Akademie bezog. Er studirte in Leipzig und Jena, hörte die Mathematiker und Juristen, las die griechischen Philosophen für sich, behielt alles, durchdachte alles, interessirte sich für alles, und fühlte sich nie gesättigt. Im 18ten Jahre promovirte er unter Thomasius Vorsitz; im 20sten Jahre ward er in

Altdorf Doctor der Rechte, und als er von da durch Nürnberg reisete, wo eine geheimnißvolle Gesellschaft von Goldmachern sich aufhielt, las er in der Eil einige alchymistische Bücher, und schrieb in der Sprache dieser Grillenfänger einen Brief, der sie so neugierig machte, daß sie ihn freiwillig in ihre Gesellschaft aufnahmen, wo er sich dann von den Thorheiten dieser Leute zur Genüge unterrichtete. Um diese Zeit kam ein Herr von Boineburg, kurmainzischer Minister, nach Nürnberg. Dieser traf den jungen, lebhaften Doctor zufällig an der Gastwirthstafel, und erstaunte über die Klarheit und Gründlichkeit, mit welcher derselbe von den verschiedenartigsten Dingen zu sprechen wußte. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Leibnitz 1667 an den Hof des Kurfürsten von Mainz berufen ward, dem er im diplomatischen Fache die wichtigsten Dienste leistete. Aber während er mit den schwierigsten Staatsschriften beschäftigt war, hatte er noch immer Zeit für zwei oder drei Nebenarbeiten übrig. Bald erschien von ihm eine mathematische, bald eine philosophische, bald eine physikalische, bald eine historische Untersuchung. Keine war ohne neue Ideen, die wie aus einer unerschöpflichen Fülle nur so hingeworfen schienen, denn diesem Universalkopfe war es bestimmt, fast alle Wissenschaften mit neuen Entdeckungen zu bereichern. 1672 erhielt er Gelegenheit, nach

Paris,

Paris, und im folgenden Jahre nach London zu gehen. Huygens dort und Newton hier nahmen ihn mit der größten Achtung auf. Beide große Entdecker fanden in diesem jungen Deutschen einen Mann, der längst von selbst und für sich ihrer beider Wege gegangen war, wie denn Leibnitz in der That mit Newton zu gleicher Zeit, aber auf ganz verschiedenen Wegen, den Calcul des Unendlichen gefunden hat. An beiden Orten suchten die gelehrtesten Männer ihn festzuhalten und beider Akademien nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er aber kehrte 1676 über Holland nach Deutschland zurück, und trat in hannöverische Dienste, da unterdessen sowohl der Kurfürst von Mainz, als auch sein Gönner, der Herr von Boineburg gestorben waren. In Hannover setzte er seine Thätigkeit fort. Mit den staatsrechtlichen und historischen Deductionen, die er für seinen neuen Patron verfertigte, wechselten chemische, mathematische, ja sogar theologische Untersuchungen ab. Er machte neue Beobachtungen über den Phosphorus, that gründliche Vorschläge zur Verbesserung der Uhren, der Wagen, zur Wegschaffung des Grubenwassers in den Bergwerken, und gab Folianten von Urkunden zur Landesgeschichte aus den hannöverischen Archiven und der wolfenbüttelschen Bibliothek heraus. Er schrieb bald lateinisch, bald französisch, bald deutsch, und außerdem war ihm keine kulti-

virte Sprache fremd. Lateinische Verse machte er zur Erholung. Er schlief wenig, und arbeitete gewöhnlich bis um 2 Uhr nach Mitternacht. Zum Essen hatte er keine bestimmte Zeit, zum wenigsten unterbrach er deshalb nie eine Arbeit, sondern ließ erst dann auftragen, wenn er von Hunger erschöpft war. Um so wenig als möglich von seinem Magen gestört zu werden, fand er sich mit demselben am liebsten kurz vor dem Schlafengehen ab. Bei Arbeiten, die ihn sehr lebhaft beschäftigten, legte er sich gar nicht zu Bett, sondern schlief ein Paar Stunden im Lehnstuhl, und fuhr dann beim Erwachen sogleich wieder fort, so daß er zuweilen auf diesem Stuhle Monate lang fast ohne aufzustehen studirt hat. Das Feuer seines Geistes theilte seinem Körper die Kraft mit, dergleichen Unregelmäßigkeiten zu ertragen. Er las unglaublich viel, eignete sich alles an und verarbeitete es sogleich zu neuen Combinationen. Was ihm beim Lesen einfiel, zeichnete er kurz auf, allein sein ungeheures Gedächtniß überhob ihn der Mühe, es wieder anzusehen. Die Schnelligkeit und Tiefe seiner Penetration war gleich bewundernswürdig. Fast beim ersten Blick durchschaute er die verworrensten Materien, hielt sie fest, und setzte sie in größter Klarheit aus einander In den schwindelnden Höhen der Differentialrechnung wie in den spitzfindigsten Distinctionen der Philosophen war er

wie zu Hause, und in ganz fremden Wissenschaften war er in wenigen Wochen orientirt. Bei dem allen war er kein Pedant; seine Reisen hatten ihn auch für den Umgang gebildet, und die größten Fürsten seiner Zeit suchten ihre Ehre darin, ihn zu ehren. Auf einer Reise, die er auf Kosten seines Herrn 1688 und 89 durch Deutschland und Italien machte, um die Archive und Klosterbibliotheken zum Behuf seiner Geschichte des Hauses Braunschweig zu durchsuchen, ward er überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Sein Herzog Ernst August, nunmehriger Kurfürst, ernannte ihn 1696 zu seinem geheimen Justizrath und Historiographen, mit 1300 Thalern Gehalt, freier Equipage und Bedienten; der Herzog von Wolfenbüttel gab ihm jährlich 600 Thaler; der Zar Peter der Große, der ihn 1711 in Torgau kennen lernte, fand soviel Behagen an ihm, daß er ihn zu seinem geheimen Justizrath machte, und ihm ein Jahrgehalt von 1000 Albertsthalern aussetzte. Kaiser Karl der VI. wollte nicht zurückbleiben, er erhob ihn in eben dem Jahre auf Vorstellung des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel in den Reichsfreiherrnstand, und fügte ein Jahrgeld von 2000 Reichsgulden hinzu. Das Verdienst fand also hier einmal, auch in Deutschland, seine Würdigung.

Im J. 1700 war es, als Leibnitz sich nach Berlin begab, um dort, vermittelst der Königin

Sophie Charlotte, wie oben gesagt ist, die Societät der Wissenschaften einzurichten. Zum Fonds derselben schlug er die Einkünfte des Kalenderhandels vor, der seitdem ein Monopol derselben geworden ist. 1714 begab er sich nach Wien, um dort eine ähnliche Verbindung der Gelehrten zu stiften; allein die Jesuiten widersetzten sich dem aus aller Macht. Seine Entschädigung war die Ehre, die ihm der Kaiser selbst und noch mehr der Prinz Eugen bewies, der mit der Lernbegier eines jungen Schülers seine Unterhaltung suchte.

Von den unzähligen Schriften dieses großen Mannes zu reden, ist hier der Ort nicht. Erkennt man aber in seinen herrlichen Werken über das System der Gnade und der Natur den begeisterten Philosophen, so glänzt dagegen seine Gelehrsamkeit und philosophischer Scharfsinn in seiner Theodicee, einer Untersuchung über Gott, Freiheit und Weltregierung, womit er seine schriftstellerische Laufbahn 1650 schloß. Die Veranlassung dazu hatte ihm die Königin Sophie Charlotte gegeben. Dies Buch nöthigte ihm noch einige Streitschriften ab, in deren Abfassung ihn die Gicht empfindlich störte. Im Sommer 1716 suchte er zu Pyrmont gegen dieses Uebel Hülfe, wo er abermals mit dem Zar Peter zusammentraf. Er kehrte gestärkt zurück, reisete noch nach Halle, um sich mit Wolf über verschiedenes zu besprechen, erlag aber bald nach seiner Rückkehr nach Han-

nover der Uebermacht der Krankheit, deren Schmerzen er bis zum letzten Augenblick durch geistige Thätigkeit hatte zerstreuen wollen. Er starb in seinem alten Lehnstuhl, nachdem er so eben die Feder aus der Hand gelegt hatte, den 14. Nov. 1716, Abends um 10 Uhr, im 71sten Lebensjahre. — Dergleichen Charaktere sind es, die ein junger Mensch betrachten muß, wenn die Freude über sein Wissen und Thun ihn zu voreiligem Dünkel versuchen will.

2.

Friedrich Wilhelm I.

(1713—1740)

Friedrich I. starb am 25. Febr. 1713, 56 Jahre alt, nach einer 25jährigen Regierung, und überließ die Zügel derselben seinem 25jährigen kraftvollen Sohne, Friedrich Wilhelm I., der schon längst vor Begierde gebrannt hatte, die vielen Unordnungen abzustellen, die die Nachlässigkeit und Prunkliebe seines Vaters veranlaßt hatte. Dieser Regent verdient als der trefflichste Vorarbeiter seines großen Sohnes viel von dem Lobe, das der letztere ihm in seinen Schriften, aus einer lobenswürdigen Affectation, nur allzu reichlich ertheilt. Er besaß eine Heftigkeit des

Temperaments, die der Karls XII. und Peters des Großen sehr nahe kam, und der sein sonst so heller Verstand oft unterlag. Weder von der Feinheit seiner gebildeten Mutter, noch von der Prachtliebe seines Vaters war das Geringste auf ihn gekommen. Obgleich der letztere ihn zum Rector der Universitäten Frankfurt und Halle gemacht, und die hohe Schule zu Oxford ihm gar das Diplom eines Doctors der Rechte übersandt hatte, so konnte ihn doch dies alles nicht zur Achtung des gelehrten Standes bewegen. Er zog vielmehr die meisten Gehalte seiner Akademiker ein, machte seine Hofnarren zu Präsidenten der berliner Societät, und ließ das ganze Institut nur um der Kalender willen stehen. Ja es machte ihm Vergnügen, einmal bei seiner Anwesenheit in Frankfurt (1737) öffentlich den Satz vertheidigen zu lassen, daß alle klassischen Schriftsteller Roms und Griechenlands nur Saalbader und Narren gewesen seyen, und dazu alle Professoren der Universität durch seine Unterofficiere in den Hörsaal zu treiben. Die verachteten Wissenschaften rächten sich dafür durch eine Rohheit, die eines Vandalen würdig gewesen wäre, und die den Drang der Bewunderung mächtig hemmt, den dieser Monarch im Uebrigen durch die Energie seines Charakters und durch seine unermüdete und immer zweckmäßige Thätigkeit erweckt.

Ein wahrer Enthusiast für Ordnung und Sparsamkeit, war er zuerst darauf bedacht, alles was bloß zum Luxus gehört hatte, von seinem Hofe stracks zu verbannen. Von 100 Kammerherren, die sein Vater gehabt hatte, behielt er nur zwölfe, und so ging es mit allen Hofämtern. Viele Gehalte wurden eingezogen, viele herabgesetzt. Das kostbare Gold- und Silbergeräth in den Zimmern des Schlosses wurde verkauft, und von dem Gelde wurden die Schulden bezahlt. Friedrich Wilhelm trug keine andere Kleidung, als die Uniform seines Regiments, und litt auch an seiner Umgebung keinen prächtigen Aufwand. Sein Haushalt ward mit einer unglaublich geringen Summe bestritten; seine Lebensart war durchaus bürgerlich, seine Mahlzeiten Hausmannskost. Seiner Gemahlin erlaubte er auf Reisen nicht mehr Bedienung mitzunehmen, als eine einzige Kammerfrau; wünschte sie mehr, so ward noch eine und die andere unter Angst und Zittern in einen Packwagen versteckt. Seine Prinzen mußten schon als Knaben den Soldatendienst von unten auf lernen, und wurden in ihrem Taschengelde sehr kurz gehalten. Die einzigen Vergnügungen, die er sich erlaubte, waren die Jagd (in dem Gehölz bei Wusterhausen), das Spiel seiner Hautboisten, und ein sogenanntes Tabackskollegium, zu dem seine „guten Freunde" den Zutritt hatten, und in welchem gewöhnlich auf

Kosten einiger Einfältigen, die sich gutwillig aufziehen ließen, unfeiner Scherz getrieben ward.

Man kann denken, daß dieser König für seine Sparsamkeit von den Spöttern manches habe leiden müssen. Allein die gerechtere Nachwelt muß ihn dafür segnen, und seine helle Einsicht bewundern. Die Verschwendung seines Vaters hatte die Kräfte des Staats erschöpft; wollte er die Würde, ja die Existenz des kleinen Königreichs retten, so mußte er die innern Kräfte desselben verstärken; und wollte er in vorkommenden Fällen seinen mächtigern Nachbarn gewachsen seyn, so konnte er dies nur durch einen wohlgefüllten Schatz und durch ein furchtbares und gut abgerichtetes Heer erreichen. Er war aber billig genug, einzusehen, daß er zuvor erst recht viel für seine Unterthanen thun müsse, ehe er ihre gegenseitige Hülfe ansprechen dürfe. Zu dem Ende war er mit wahrer Vatersorge auf die Emporbringung des Nährstandes bedacht. Er erließ die drückendsten Auflagen, und brachte das ganze Steuerwesen auf einen neuen Fuß. Die Kriegs- und Domainenkammern und deren Haupt, das berliner Generaldirectorium; so wie es noch jetzt besteht, sind ganz sein Werk (1723). Sämmtliche adlige Güter, die vorher lauter steuerfreie Mannslehne waren, und nur im Kriege gewisse Verpflichtungen hatten, wurden jetzt mit Recht steuerpflichtig gemacht, aber auch dafür in freie

Erbgüter verwandelt. 1722 wurde die Einführung des Stempelpapiers im ganzen Lande befohlen. Viele durch große Brandschäden heruntergekommene Städte ließ er wieder aufbauen, die Stadt Potsdam, vorher ein elender sumpfiger Fischerflecken, verdankt ihm ihre ganze jetzige Gestalt, auch die von seinem Vater angefangene Friedrichsstadt zu Berlin hat er vollendet. Unter ihm stiftete sein rechtschaffener Finanzminister von Kraut das berlinische Lagerhaus (1713), durch welches gegen 5000 Menschen ernährt wurden, die so viele und so gute Tücher verfertigten, daß die ganze Armee davon gekleidet werden konnte. Schwertfeger und Büchsenschäfter aus Lüttich mußten in Spandau und Potsdam Gewehrfabriken anlegen, aus denen selbst auswärtige Heere mit Waffen versorgt wurden. Zum Besten der inländischen Leinweber und Wollenfabrikanten verbot er alle baumwollene Zeuge, und zwar mit solcher Strenge, daß er, wenn er irgendwo einen kattunenen Bettumhang in einem Hause fand, ihn verbrennen, und den gemeinen Weibern die kattunenen Wämser auf öffentlicher Straße vom Leibe reißen ließ. Zur Bevölkerung des durch die Pest ganz verödeten Litthauens nahm er eine Menge armer Kolonisten aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, Sachsen, Nassau und der Wetterau auf, die theils durch die Gräuel des Krieges, theils durch den sinnlosen Religions-

zwang ihrer Landesherren zum Auswandern genöthigt wurden. Er gab ihnen Reisegeld, wies ihnen Wohnplätze an, und ließ ihnen Baumaterialien, Geld und Ackergeräth reichen. Schon 1728 waren in Litthauen über 20,000 neue Familien angesetzt, zu denen in den folgenden Jahren noch 17,000 Salzburger kamen, die ihr unverständiger Landesherr, Anton Eleutherius, Baron von Firmian, Erzbischof von Salzburg, mit Hülfe östreichischer Soldaten zur katholischen Religion hatte zurückzwingen wollen. Auch einige hundert Böhmen von der Brüdergemeine, meistens fleißige Weber, flüchteten sich, der östreichischen Verfolgung zu entrinnen, in das Brandenburgische, und erhielten Quartiere in der Friedrichsstadt Berlins, wo ihre Nachkommen noch wohnen. Mit Freuden gab der sonst so sparsame Monarch Millionen zur Unterstützung dieser Kolonisten her *). Eben so bereitwillig ließ er neue Landschulen anlegen. 1722 ward das große pots-

*) Einige Räthe von der preußischen Kammer glaubten von diesen Geldern etwas für sich behalten zu können, allein ihre Unredlichkeit ward entdeckt, und sie kamen auf die Festung. Der ergrimmte F. W. sprach sogar vom Galgen. Einer der Eben, ein Herr von Schlubhut, fand seinen Adel dadurch beleidigt, und widersprach. Dafür ward er auf öffentlicher Straße, dem Generaldirectorium gegenüber, andern zur Warnung, aufgehängt.

damsche Waisenhaus für 2500 arme Soldatenkinder erbaut, 1717 das berliner Kadettenhaus. 1734 gab er allein zu Schulstiftungen in Preußen 150,000 Thaler. 1727 entstand die Charité in Berlin, dies so wohlthätige Armenhaus, das sich außer seiner eigentlichen Bestimmung auch noch dadurch verdient machte, daß es die ersten Versuche mit dem Bau der, damals noch fremden, Kartoffeln anstellte. Endlich setzte Friedrich Wilhelm I. seine vier Hauptfestungen, Wesel, Magdeburg, Stettin und Memel in den besten Stand, kaufte für 2 Millionen Landgüter für die Prinzen seines Hauses, und für 5 Millionen neue Domainen zur Erhöhung der Staatseinkünfte, und wandte große Summen auf die Vermehrung und Unterhaltung seiner Kriegesmacht.

Auch wenn man, wie oben geschehen ist, die Klugheit dieser Maaßregel zugesteht, so darf man doch nebenbei wohl sagen, daß zugleich eine besondere Liebhaberei des Königs dabei im Spiele gewesen sey. Er wollte nicht bloß Soldaten haben, es sollten auch lauter schöne und große Leute seyn. Sein Leibregiment zu Potsdam, nachher Garde genannt, bestand aus Riesen, die aus allern Ländern Europas mühsam zusammengesucht waren, von denen mancher über tausend Thaler gekostet hatte, und täglich eine Löhnung von zwei Thalern (der Geringste von einem Gulden) bekam. Der Flügelmann, Homann, hatte eine

solche Höhe, daß August II., König von Polen, der doch auch nicht klein war, ihm nicht mit der ausgestreckten Hand an den Kopf reichen konnte. Die Ungerechtigkeiten, mit welchen die preußischen Werber im Ein- und Auslande allen großen Mannspersonen nachstellten, und die in wahre Menschendieberei ausarteten, haben diesem Könige einen bösen Namen gemacht. In den Häusern, ja in den Betten wurden die Menschen überfallen; Löwensche Studenten, italiänische Edelleute, polnische Priester wurden nach Berlin und Potsdam geschleppt, und ohne Umstände eingekleidet. Vom Könige von Polen tauschte er 600 Dragoner gegen 12 Gefäße von japanischem Porcellan ein. Peter der Große schickte ihm zum Geschenke verschiedene Russen: nsporte. Um in die Rekrutenlieferungen aus seinem eigenen Lande ein gewisses System zu bringen, verfiel der König 1733 auf die Kantonverfassung, die mit wenigen Abänderungen noch jetzt besteht. Die Dressur dieser Menschen übernahm der kürzlich durch Schadows Kunst verewigte Fürst Leopold von Dessau, Großvater des jetztregierenden vortrefflichen Fürsten dieses glücklichen Ländchens, am meisten unter dem Namen des alten Dessauers bekannt *) (geb. 1676, † 1747). Anstatt sein

*) Eugen, der ihn bei Höchstädt, Turin und Malplaquet kennen gelernt hatte, nannte ihn wegen seiner wilden

Land im Frieden zu regieren, trieb ihn sein wilder, unruhiger Geist, sich für andere Fürsten zu schlagen, und im Frieden ihre Soldaten zu exerciren. Er ist der Erfinder der eisernen Ladestöcke und der maschinenmäßigen Dressur, wegen welcher das preußische Militär noch jetzt bewundert wird, und schon damals andere Staaten zur Nachahmung reizte. Denn vermöge dieser ungeheuren Uebung feuerte ein preußisches Bataillon dreimal geschwinder als andere, und auf einen Ruf war eine ganze Schlachtordnung formirt. Die fürchterliche Strenge der Subordinationsgesetze bewirkte diese Wunder; aber fürchterlicher als jene Gesetze war die Unmenschlichkeit der Chefs, die im Vertrauen auf dieselben dem ungelenken Rekruten keine andere Behandlung für zuträglich hielten, als die mit Stockschlägen, Fauststößen und Fußtritten; eine Theorie, die man sich

Tapferkeit den Bullenbeißer; unter den preußischen Prinzen hieß er der alte Routier. Friedrich II. sagt von ihm: „Er war die Seele aller kriegerischen Veranstaltungen; ein Mann von einem heftigen und eigensinnigen Charakter, lebhaft aber vorsichtig in seinen Unternehmungen, und besaß neben der Tapferkeit eines Helden die Erfahrung der schönsten Feldzüge Eugens. Er war von wilden Sitten, einem übermäßigen Ehrgeiz, in der Belagerungskunst geschickt, ein glücklicher Krieger, aber ein schlimmer Bürger, aller Unternehmungen eines Marius und Sylla fähig".

leider aus der Praxis des alten Dessauers und des leidenschaftlichen Königs selbst abstrahirte *).

Dieser hatte die Freude, seine Armee von etwa 40,000 Mann, die ihm sein Vater hinterlassen, gegen das Ende seines Lebens auf 76,000 erhöht zu sehen, die alle reinlich und nett montirt, und trefflich exercirt waren. Er forderte für diesen Stand soviel Respect von den übrigen, daß unter andern einmal ein Gesetz ausging, welches jeden zu hundert Dukaten Strafe verurtheilte, der die ihm verächtlich klingende Benennung Miliz davon gebrauchen würde. Doch ist er nie in die Nothwendigkeit gerathen, von seiner Kriegsmacht einen ernsthaften Gebrauch zu

*) Es ist uns gebildetern Menschen fast unbegreiflich, wie man damals es natürlich finden konnte, einen Diener, der aus Unwissenheit oder Ungeschick nicht ganz genau den Willen seines Herrn befolgte, anstatt ihn ruhig zurecht zu weisen, mit wüthenden Mißhandlungen zu überhäufen. Indessen, Herr und Diener waren daran gewöhnt, und der Geist der Zeit brachte es so mit sich. Strenge Herren oder Väter pflegten, wenn sie einmal allgemeine Abprügelung hielten, auch die Unschuldigen mitzunehmen, damit diese, wenn sie lange nichts bekommen hätten, nicht allzu sicher werden möchten. Noch an seinem Todestage, als Fr. W. durch das Fenster bemerkte, daß die Stallknechte einigen Pferden nicht die rechten Sättel aufgelegt hatten, rief er: „Ach, wenn ich nur gesund wäre, ich wollte die Schurken derb abprügeln! Geh doch einer hinunter, und haue sie tüchtig zusammen".

machen, und seine Länder haben während seiner ganzen Regierung eines glücklichen Friedens genossen. Seine ungemeine Thätigkeit und der solide Zustand seiner Staatskräfte erweckten ihm dagegen bei allen Nachbaren, und besonders bei Oestreich, den feindseligsten Neid. Er hatte Ansprüche auf die Herzogthümer Jülich und Berg, dem Reste der ehemaligen großen jülichschen Erbschaft, deren damaliger Besitzer, der Kurfürst von Pfalz Neuburg, schon wieder der letzte seines Stammes war. Um auf den Sterbefall gewiß berücksichtigt zu werden, schmeichelte Friedrich Wilhelm dem Kaiserhause auf alle Weise, und dieses wußte ihn durch einen schlauen Gesandten, einen Grafen von Seckendorf, so künstlich hinzuhalten, daß er gar nicht merkte, wie fein man ihn betrügen wolle. Die mächtigern Fürsten machten sich ein rechtes Geschäft daraus, ihn geringschätzig zu behandeln. Vor dem Tode Augusts II. schlossen mehrere große Mächte ein Bündniß, in welches sie auch ihn mit aufnahmen, und welches die Absicht hatte, einem portugiesischen Prinzen die Thronfolge in Polen zu verschaffen. Als aber nachher die Dinge eine andere Wendung nahmen, bewaffneten sich Rußland und Oestreich für den Sohn des letzten Königs, und setzten ihn auf den Thron, ohne Friedrich Wilhelmen ein Wort davon zu sagen. Eben so schloß bald darauf der Kaiser einen Frie-

den mit Frankreich, ohne sich mit Preußen, das doch sein Bundesgenoß gewesen war, im mindesten zu besprechen. Der König schwieg auch dazu noch, um nicht durch einen unzeitigen Zwist mit dem Kaiser seine Hoffnungen auf die Jülich'sche Erbfolge Preis zu geben, wiewohl er zuletzt hinreichend merkte daß er mit des Kaisers Willen doch wohl nie zu dieser Erwerbschaft kommen werde. Mit vieler Mühe gelang es ihm noch, aus den Trümmern, in welche Karls XII. Macht zerfiel, den kleinen Strich von Vorpommern, welcher Stettin mit einschließt, an sich zu bringen; allein auch diese Acquisition kostete ihm soviel, daß sie mehr ein Kauf, als eine Eroberung zu nennen war, nämlich gegen siebenteehalb Millionen Thaler.

Diese Ausgabe, nebst den vielen andern, die er auf die Verbesserung seiner Staaten verwendete, erlaubten ihm nicht sogleich, große Summen für künftige Unternehmungen in den Schatz zurückzulegen. Erst späterhin konnte er daran denken, und nun sammelte er nicht bloß baares Geld, sondern er verwandelte auch große Summen in Silberarbeiten, die dem Nachfolger nicht gleich so angreifbar seyn möchten, als baare Münze, aber doch im höchsten Nothfall Dienste thun könnten. Man sah in dem sogenannten weißen Saale des Schlosses silberne Tische, Spiegel, Gefäße und Kronleuchter, ja eine ganze Gallerie

von

von gediegenem Silber für die Musiker. Unter den massiven Kronleuchtern hatte der größte sechzehn Fuß im Durchmesser und drei Reihen Arme über einander; ihn zu halten war eine eigene Winde im Hängewerk des Daches angebracht. Der baare Schatz, den der Nachfolger vorfand, betrug 8,700,000 Rthlr., und die jährlichen Einkünfte beliefen sich auf 7,400,000 Reichsthaler.

Sollte noch etwas von diesem würdigen Vorläufer eines großen Nachfolgers gerühmt werden, so wäre es der scharfe Sporn, mit dem er ein von Natur träges Volk zur raschen Befolgung kräftiger Gebote gewöhnt hat. Sein hitziges Temperament und sein unermüdlicher Hang zur Thätigkeit trieb ihn, alles selbst zu sehen, selbst zu machen, selbst zu lesen. Jeder Bescheid mußte ihm zur Unterschrift vorgelegt werden, und den Sitzungen der Kammern wohnte er oft persönlich bei. Auf der Straße ging man ihm gern aus dem Wege, weil er oft Leute anredete und scharf ausfragte. Er hielt auf seine Autorität so eifrig, daß ein direkter Widerspruch ihn bis zu Thätlichkeiten aufbringen konnte; ja seine älteste Tochter, die einmal eine Gegenrede wagte, war in Gefahr erstochen zu werden. Ihm galt kein Ansehen der Person. Ein „Räsonnir' Er nicht!" in einem abschreckenden Ton fast unverständlich durch die Nase geschnarrt, schnitt alle

Einwendungen ab. Seine prompte Justiz ist bekannt. Hausdiebe wurden vor der Thür des Hauses, in dem sie gestohlen hatten, aufgehängt. Seinen eigenen Stock und seine Fäuste hat mancher gefühlt. Mit einem Worte, sein bloßer Name erregte schon, wie einst der des Sixtus in Rom, Schrecken und Schweigen.

Podagra und Gicht untergruben früh seinen schönen und starken Körper, der nur in den letztern Jahren durch eine unförmliche Dicke entstellt ward. Aber seine Thätigkeit erlosch erst mit seinem Leben. Da er nicht mehr ausgehen konnte, mußte man ihm allerlei Arbeitszeug an seinen Stuhl bringen, und nun fing er an zu malen, zu drechseln, und Kästchen von Lindenholz zu verfertigen, wobei er ein solches Geräusch machte, daß man es auf der Straße hören konnte. Den Frühling 1740 wollte er in Potsdam zubringen, aber der schöne May erheiterte ihn nicht. Am 27sten ließ die Königin den Kronprinzen aus Rheinsberg rufen. Er fand seinen Vater im Garten in einem Rollstuhle, und stürzte ihm in die Arme. Alle Mißhelligkeiten, die bis dahin zwischen beiden obgewaltet hatten, waren vergessen; Friedrich Wilhelm nannte den Prinzen seinen lieben Fritz, und unterhielt sich an diesem und dem folgenden Tage mit ihm mehrere Stunden lang ohne Zeugen. Zwei Geistliche bereiteten ihn zum letzten Abschiede vor. Er starb mit

der Ruhe eines Weisen, Dienstags den 31. May Nachmittags um 2 Uhr.

3.

Friedrichs II. Jugendjahre.

(1712 — 1740.)

Ehe wir seinen großen Nachfolger auf den Thron begleiten, ist es nöthig, einige Jahrzehende zurückzugehen, und bei dessen Bildungsgeschichte einige Augenblicke zu verweilen, um so mehr, da sie ganz besonders dazu geeignet ist, jungen Gemüthern die nie genug zu beherzigende Erfahrung einzuprägen, daß jeder große Mann nur durch frühe Anstrengung aller Kräfte groß geworden ist.

Friedrich II. (eigentlich in der Taufe Karl Friedrich genannt) war der dritte Sohn Friedrich Wilhelms I., und am 24. Jan. 1712 zu Berlin geboren. Schon als Knabe machte ihn sein Anstand, seine glückliche Gesichtsbildung, seine lebhafte Wißbegierde und seine Geistesgegenwart interessant *). In seinem Charakter vereinigte er des Vaters festen Sinn und feuriges Tempe-

*) Hilmar Curas, sein Schreibmeister, schrieb 1722, also in dessen zehntem Jahre, in dem seiner Universalge-

rament mit dem zarten, innigen Gefühl seine Mutter Sophie Dorothee, einer Schwester König Georgs II. von England. Seine erste Kindheit verlebte er unter den Augen einer ehrwürdigen Matrone, der verwittweten Oberstin von Rocoules, die auch schon seines Vaters Gouvernante gewesen war. Es spricht sehr für den Charakter dieser Frau, daß sie nicht nur beide so lebhafte königliche Knaben während ihres Oberhofmeisteramts mit Liebe an sich zu fesseln gewußt, sondern auch noch Friedrichs, des Mannes, Achtung bis an ihr Ende behalten hat († 1741). Von ihr empfing er die Vorliebe für die französische Sprache, die überhaupt damals, obgleich von Friedrich Wilhelm gehaßt, die Sprache des Hofes und aller Gebildeten war. Im siebenten Jahre kam er in männliche Hände. Zwei hohe Militärpersonen führten die spezielle Aufsicht über ihn, ein Major von Senning unterwies ihn in der Feldmeß- und Kriegsbaukunst, ein Cadet in den Waffenübungen. Fecht-, Reit- und Tanzmeister bearbeiteten ihn zu gleicher Zeit. Ein eigenes kleines Zeughaus ward zu seinem Spielplatz eingerichtet. Der lebhafte Prinz fand

schichte beigefügten genealogischen Anhange so von ihm: „Friedrich, jetziger Cron-Prinz, welchen Gott mit ungemeinen schönen Gaben des Verstandes gezieret, und mit allen vortrefflichen Tugenden seiner Durchlauchtigsten Vor-Eltern begabet hat".

an allem Vergnügen; doch als er, etwas weiter ins Knabenalter vorgerückt, durch einen geistreichen Franzosen, dû Han de Jandûn, seinen Lehrer in den schönen Wissenschaften, mit den historischen und poetischen Werken der Franzosen bekannt wurde, gewann der Geschmack an den Büchern in ihm so sehr die Oberhand über alle andere Beschäftigungen, daß der Vater sich schon mit bitterem Verdruß, anstatt eines unternehmenden Kriegers, einen gelehrten französischen Gecken zum Nachfolger prophezeihte.

Er erhielt indessen früh eine Hauptmannsstelle bei den Kadetten, und einige Zeit darauf eine Kompagnie bei dem potsdammer Leibregiment. Aus seines geliebten dû Hans Unterricht kam er nun in die Hände eines orthodoxen Hofpredigers, der ihm den ganzen schweren Wust der reformirten Dogmatik in sein auch wider Willen treues Gedächtniß pfropfte *), und ein Organist unterwies ihn im Klavierspiel. Die Neigung zu diesem Instrumente verschwand jedoch in ihm, als er im May 1728 bei einem Besuche Augusts II. in Berlin zum ersten Male dessen berühmten Musiker Quanz auf der Flöte hörte. Durch der Mutter geheime Vermittelung wurde es veranstaltet, daß dieser die Erlaubniß von sei-

*) Als er das erste Mal kommunicirte, wurde er öffentlich vor der ganzen Gemeine im Dom examinirt, und legte eben so auch das Glaubensbekenntniß ab.

nem Hofe erhielt, zweimal im Jahre nach Berlin reisen zu dürfen, um den lernbegierigen Kronprinzen zu unterrichten. Schon bei seinem ersten Aufenthalte daselbst mußte der Anfang gemacht werden, und selten ward der Lehrer unter drei Stunden fortgelassen. Über diese Lectionen mußten vor dem Könige sehr geheim gehalten werden, der gewiß außer sich gerathen wäre, wenn er seinen Sohn mit der Flöte getroffen hätte. Es ist übrigens bekannt, daß dieser in der Folge einer der größten Virtuosen auf diesem Instrumente geworden ist, und zwar ohne jemals eine Pflicht, oder andere nöthige Studien über dieser Liebhaberei versäumt zu haben.

In eben dem Jahre 1728 ward er Oberstlieutenant bei dem Leibregiment, und bekam nun vollauf zu exerciren. War dies schon an sich ein lästiges Geschäft, so mußte es ihm durch die unmenschliche Härte noch widerlicher werden, mit welcher den armen Soldaten dabei von seinem Vater und dem Fürsten von Dessau begegnet ward, und von der er täglich Zeuge seyn mußte. Der Vater im Gegentheil war mit des Sohnes mißbilligenden Mienen und Aeußerungen (z. B. auch über die Jagd, die er für ein brutales Vergnügen hielt), mit dessen Ernst, wenn er lachte, und mit dem kurzen Tone seiner Antworten nicht minder unzufrieden. Mit einem Worte, beide stießen einander zurück, und der Vater, der seine

Autorität am wenigsten von seinen eigenen Kindern gekränkt sehen konnte, griff zu den härtesten Mitteln. Der Prinz ward sehr kurz gehalten, saß oft Schulden halber in der Wache, und mußte täglich die Vormittage auf dem Exercierplatze zubringen. Nur die Nachmittage konnte er dem Studiren und seiner lieben Flöte widmen. Allein auch bei diesen Beschäftigungen überraschte ihn der lauernde Vater einst, ehe er noch die modische Frisur zerstören konnte, die er so gern mit dem steifen Soldatenzopf vertauschte. Sein schöner Schlafrock von Goldbrokat, der hinter den Tapeten entdeckt ward, flog ins Feuer, die Bücher mußte der Buchhändler zurücknehmen, und wohl eine Stunde lang währte die drohende Strafpredigt, von der der zitternde Quanz, der sich noch zeitig genug in einen nahen Schlupfwinkel versteckt hatte, ein unsichtbarer Zuhörer war. Ein andermal mußte der Hofchirurgus dem Prinzen in des Königs Gegenwart seine schönen langen Seitenhaare abschneiden, und wie sehr ihn auch des Prinzen schwer verhaltene Thränen rührten, so konnte er doch nur einen Theil derselben durch List retten.

Je mehr sich der königliche Jüngling fühlen lernte, desto unerträglicher ward ihm des Vaters Tyrannei. Er hatte damals noch nicht die Ueberzeugung, daß Schweigen und Dulden in solchen

Verhältnissen die einzig anständige Partei eines edeln Sohnes sei, und so kam es dann zu harten Reibungen. Der König verlangte zuletzt sogar von ihm, er solle der Thronfolge entsagen, und dieselbe seinem Bruder August Wilhelm abtreten, der mehr von dem väterlichen Blute habe, als er. Friedrich erklärte dagegen, er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als in dies Begehren willigen. Die Spannung erreichte den höchsten Grad im Sommer 1730, als von einer Vermählung des Kronprinzen die Rede war. Es war ein Lieblingsproject der Mutter, ihre beiden ältesten Kinder mit denen ihres Bruders zu verbinden, wodurch die geistreiche Prinzessin Wilhelmine in der Folge Königin von England, Friedrich II. hingegen der Gemahl der schönen englischen Prinzessin Amalie *) geworden wäre, die er schon im Bilde und aus den Erzählungen seiner Mutter liebgewonnen hatte. Aber Friedrich Wilhelm verwarf diese Idee aus Haß gegen seinen Schwager Georg II., und ließ sich in der Wahl seiner Schwiegerkinder lieber von dem schlauen östreichischen Gesandten Seckendorf leiten, der dabei natürlich nur das Interesse seines Hauses zu Rathe zog. Der Gedanke, so von fremden

*) Sie war ein Jahr älter als Friedrich, und ist ein Jahr nach ihm im jungfräulichen Stande gestorben. Man sagt, sie habe bis an ihr Ende sein Bildniß auf der Brust getragen.

Leuten an Fremde verhandelt zu werden, empörte den hochherzigen Jüngling bis zu dem kühnen Entschlusse, sich durch eine heimliche Flucht nach England der väterlichen Gewalt zu entziehen, und dort in dem Lande der Freiheit und unter dem Schutze seines Oheims eine veränderte Zukunft abzuwarten.

Einige junge Officiere, vertraute Freunde des Kronprinzen, dessen älteste Schwester Wilhelmine, und vermuthlich auch die Königin selbst wußten um dieses Project. Ausgeführt werden sollte es auf einer Reise, die der Vater im Julius 1730 mit dem Sohne und jenem verhaßten Seckendorf durch Sachsen, Franken, Schwaben und zurück durch die Rheinländer machen wollte. Die Abreise von Wesel sollte der Moment der Flucht seyn, indem der Prinz, während die andern Wagen voran führen, zurückbleiben, und sich rasch nach Holland wenden wollte. Zu diesem Ende hatte der Lieutenant von Keith, einer jener Vertrauten, in Wesel schon die besten Anstalten getroffen. Allein ein Brief des Prinzen an einen zweiten Mitwisser, den Lieutenant von Katte in Berlin, den der längst mißtrauische, immer spähende Seckendorf von der Frankfurter Post wegzufangen gewußt hatte, entdeckte das ganze Complott, und der Prinz ward verhaftet, sobald man in Wesel angekommen war (12. August). Kaum hatte er noch Zeit genug, seinem Freunde

Keith die mit Bleistift geschriebenen Worte zu schicken: Ssuvez Vous, tout est découvert! worauf dieser schnell entfloh. Ein Kourier vom Könige brachte sofort den geheimen Befehl, Katten zu verhaften, nach Berlin (16. Aug.). Die Sorge für des Prinzen sichere Fortschaffung konnte keinem bessern, als Seckendorfen, übertragen werden. Dieser brachte ihn durch einen Umweg nach Mittenwalde, 3 Meilen von Berlin, wo er streng bewacht und von einer Militärkommission verhört ward. Empört durch die unziemliche Autorität, die sein Feind, der Feldmarschall und Minister von Grumkow bei diesem Verhör geltend machen wollte, antwortete er nur wenig und in den stärksten Ausdrücken. Die Folge davon war, daß er immer härter behandelt, und nach Küstrin auf die Festung gebracht ward, wo er bei magerer Kost, die er auf hölzernem Schemel ohne Messer und Gabel verzehren mußte, volle Muße hatte, sich aus dem Charakter seines Vaters und dessen früheren Projekten die schrecklichste Zukunft zu auguriren. Dennoch blieb er ungebeugt, und der Officier, der am ersten Abend um 8 Uhr auf Befehl hereintrat, um sein Licht auszulöschen, erhielt eine derbe Ohrfeige.

Friedrich Wilhelm wüthete unterdessen in Berlin und Potsdam gegen alles, was seinem Sohne nur nahe gekommen war, mit ungezähm-

ter Leidenschaftlichkeit. Ein Minister erhielt seinen Abschied; einige Herren und Damen vom Hofe wurden verhaftet oder weggejagt; ein Küster, Friedrichs Bücherspediteur, verlor seinen Dienst; der erste Kammerdiener kam nach Spandau an die Karre; die wirklich unschuldige Tochter des Rectors in Potsdam, die nur ein Geschenk von dem Prinzen angenommen hatte, erhielt öffentlich in ihrer Vaterstadt den Staupbesen von Henkers Hand, und kam dann nach Spandau ins Zuchthaus, während ihre unglücklichen Eltern mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt wurden. Dem Lieutenant Katte, der ihm gleich nach seiner Ankunft in Berlin in einem leinenen Gensdarmenkittel vorgeführt ward, riß er das Ordenskreuz vom Halse, und trat ihn mit Füßen. Seine eigene Prinzessin Wilhelmine, nachherige Markgräfin von Baireuth, erhielt, als Friedrichs Mitverschworne, Faustschläge ins Gesicht, und wurde nur durch eine beherzte Kammerfrau vor noch härteren Mißhandlungen gerettet. Der großbrittanische Gesandte erhielt den Auftrag, seinem Hofe zu melden, daß an keine Heirathsverbindung mit demselben jemals wieder zu denken sey; ein Schritt, der die erschrockene Königin von Preußen völlig niederbeugte.

Der Prinz hatte unterdessen in seinem öden Gefängnisse zu Küstrin immer mehr Ursach, eine

traurige Katastrophe zu fürchten. Der König berief seinetwegen ein Kriegsgericht, in welchem er selbst präsidirte, und zuerst mit Heftigkeit behauptete, sein Sohn habe den Tod verdient. Er fügte hinzu, er wolle ihn nicht als Prinz, sondern als Oberstlieutenant gerichtet wissen, und als solchen sprachen ihm die Kriegsgesetze für seine Desertion allerdings das Leben ab. Friedrich Wilhelm hatte das noch ganz frische Beispiel seines Freundes Peter I. für sich, zudem brachte ihn die Durchsetzung der blutigen Maaßregel an das Ziel seiner liebsten Wünsche in Betreff seines zweiten Sohnes. Der trotzige Widerstand des Gefangenen reizte seinen Zorn noch mehr. Und wirklich fehlte es in jenem Kriegsgerichte nicht an Feindlichgesinnten, die der Meinung des Königs beizutreten geneigt waren. Aber dafür sprach auch der ehrwürdige Feldmarschall von Natzmer mit edler Wärme gegen diesen grausamen Anschlag, und der Generalmajor von Buddenbrock sagte unerschrocken, indem er seine Weste aufriß: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines: Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!“ Fast auf dieselbe Art sprach auch der Fürst von Dessau, der dem Könige schon mehr als ein anderer sagen durfte; worauf dieser in Nachdenken verfiel, und hernach viel gelinder sprach. Auch mehrere auswärtige Höfe verwendeten sich bittweise

für das Leben des Prinzen. Friedrich selbst faßte in seiner Melancholie zuletzt den Entschluß, durch freiwillige Unterwerfung und durch die so heiß gewünschte Resignation auf den Thron seinen Vater zu versöhnen, und sein Leben zu retten. Zum Glück für die Welt redete ihm der küstrinische Kammerpräsident von Münchow, der sich einen geheimen Zugang zu ihm zu verschaffen gewußt, diesen Gedanken wieder aus, und ermunterte ihn dagegen, sich mit Beseitigung alles unzeitigen Stolzes seinem Vater mit Reue und Ergebung zu nähern. Der Prinz folgte diesem guten Rathe, ohne jedoch vor der Hand eine Wirkung davon zu erfahren.

Vielmehr stand ihm noch ein schmerzlicher Schlag bevor. Sein Freund Katte, dem jenes Kriegsgericht Cassation und Festungsarrest zuerkannt hatte, sollte nach Küstrin gebracht, und dort vor Friedrichs Augen mit dem Schwert gerichtet werden. So gebot des Königs Machtspruch, und kein Fußfall des Vaters und Großvaters des Unglücklichen (Generallieutenant von Katte und Feldmarschall von Wartensleben) konnte den Unerbittlichen auf mildere Gedanken bringen. Er blieb dabei, daß dem Verbrecher noch Gnade widerfahre, der für sein Vergehen glühende Zangen und den Galgen verdient habe. So ward er dann am 5. Nov. (1730) in einer Kutsche in Gesellschaft eines Predigers und von einem De-

taschement Gensdarmen begleitet, nach Küstrin abgeführt. Am andern Morgen, zwischen 7 und 8 Uhr geschah die Exekution auf dem Walle hinter dem Schlosse. Der Prinz stand am Fenster, als der Unglückliche vorübergeführt ward. „Mein lieber Katte, rief er ihm weinend zu, vergeben Sie mir, daß ich Sie in dieses Unglück gestürzt habe!" — „Dessen bedarfs nicht, gnädiger Herr," antwortete Katte. „Wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte, so wollte ich sie willig für Sie hingeben!" Angekommen am Sandhügel, und eingeschlossen in den Kreis der Gensdarmen, hörte der junge Mann das Todesurtheil noch einmal mit Standhaftigkeit an, entkleidete sich gelassen, kniete nieder, warf noch mit einer Hand einen Kuß nach dem Fenster des Prinzen hin, zog mit der andern die Mütze über die Augen, und empfing in demselben Augenblick den Todesstreich. Daß Friedrich bis zu diesem letzten schrecklichen Moment am Fenster stehen geblieben sey, ist schon an sich nicht wahrscheinlich. Von der Humanität der Begleiter Katte's ist überdies zu erwarten, daß sie den Befehl: „unter den Fenstern des Prinzen," nicht wörtlich erfüllt, wohl aber die wörtliche Erfüllung ausgesprengt haben werden *). Und hieraus ließe sich

*) Eben daher bedient sich auch der Prediger Müller in seinen Berichten an den König zweimal weislich.

dann der Widerspruch der gewöhnlichen Erzählung mit einer neueren Nachricht erklären, der zufolge der Ort der Hinrichtung aus dem Fenster des Prinzen gar nicht habe gesehen werden können.

Dessen ungeachtet brachte der Kronprinz einen Theil des Vormittags in heftigen Ohnmachten zu. Als er sich wieder etwas gesammelt hatte, empfing er einen Besuch von dem Feldprediger Müller, der den Abgeschiedenen zum Tode bereitet hatte. Dieser wackere Mann überbrachte ihm die letzten Aufträge seines für ihn gestorbenen Freundes, in denen sich ein vom Schicksal gebeugtes und von der Religion wieder beruhigtes und veredeltes Gemüth offenbarte. „Er solle diese traurige Begebenheit nicht als Zufall, noch als Folge eigener Unvorsichtigkeit, sondern als eine Veranstaltung Gottes zu seiner Besserung ansehen, sich seinem Vater unterwerfen, einen festen Glauben an einen heiligen Weltregierer zur Richtschnur seines Lebens machen, und sich nie bösen Schmeichlern hingeben". Der ganz zerknirschte Prinz fand soviel Labsal in dem

wie ich glaube, des Ausdrucks: „vor den Augen des Prinzen". In der obigen Erzählung bin ich den Gesandtenberichten in der berl. Monatsschrift 1803, May, gefolgt. Die neuere Nachricht steht in Gallus brand. Gesch. Theil v. am Ende.

Zuspruche dieses Mannes, daß er denselben nicht wieder mit dem Detaschement nach Berlin zurückgehen lassen wollte, sondern ihn noch 14 Tage bei sich behielt, in welcher Zeit er täglich mit ihm über religiöse Materien disputirte. Dies traf mit den Wünschen des Königs so gut zusammen, daß dieser selbst mit dem Prediger in einen Briefwechsel trat, und ihm auftrug, dem Prinzen sein Unrecht vorzustellen, ihm seinen schädlichen Glauben an eine blinde Nothwendigkeit aus dem Kopfe zu bringen, ihn selbst, den König, aber täglich von dem allmäligen Erfolg seiner Bemühungen zu unterrichten. Sobald aber der Prinz etwas von diesen königlichen Aufträgen erfuhr, entstand die Besorgniß in ihm, daß der Prediger vielleicht auch ihn zum Tode bereiten solle. In diesem schmerzlichen Gefühle gab er den Lehren der Kirche willig nach, las mit dem Prediger in der Bibel, und unterdrückte allmälig seine früheren Ideen. Er äußerte auch Reue über seinen im Verhör bewiesenen Trotz, versicherte aber, daß er ganz anders geantwortet haben würde, wenn man ihm beweglich und ohne harte Drohungen zugeredet hätte. Die Nachrichten des Predigers über diese Sinnesänderung gefielen dem Vater so gut, daß er beschloß, der Angst des Sohnes ein Ende zu machen. Er versprach ihm Begnadigung, wenn er einen Eid schwören wolle, sich nie an irgend jemandem

wegen

wegen dieses Vorfalls zu rächen, künftig stets ein gehorsamer Sohn zu seyn, und besonders sich nie ohne Wissen und Willen des Vaters zu verheirathen. Friedrich legte diesen Eid am 25. Nov. (1730) deutlich und ohne Rückhalt und Tücke vor einer Kommission von Ministern und Generalen ab, und erhielt nun Orden und Degen zurück. Am folgenden Tage mußte er dem Gottesdienst in der reformirten Kirche beiwohnen, und dies war sein erster Ausgang. Als sich der Feldprediger Müller hierauf bei ihm beurlaubte, um nach Wusterhausen zum Könige zurückzugehen, trug er demselben auf, Se. Maj. auch um die Zurückgabe des Portepee's zu bitten. „Was?" schrie der König laut, als er die Bitte hörte; „ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun das ist ja gut!"

Zur gänzlichen Versöhnung wollte es der König indessen noch nicht so schnell kommen lassen. Vielmehr hielt er zur völligen Dämpfung eines so hochfahrenden Sinnes noch eine kleine Nachkur nöthig. Deshalb verordnete er, der Prinz solle einige Jahre in Küstrin bleiben, ein Haus in der Stadt beziehen, in Civilkleidern gehen, nicht aus den Stadtthoren kommen, und bei der Domainenkammer als wirklicher Kriegsrath arbeiten. Er that dies mit größter Application, und es ist kein Zweifel, daß er in dieser trefflichen Schule einen schätzbaren Vorrath ökonomi-

scher und finanzistischer Kenntnisse eingesammelt habe. Sein Schloßgefängniß verließ er mit herzlichem Danke gegen die Familie des Präsidenten von Münchow, die alle ersinnliche List aufgeboten hatte, ihm, trotz den strengen Befehlen, die seine Wächter hatten, seinen traurigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Auf die Frage des Herrn von Münchow, wie er sich einst als König gegen seine gegenwärtigen Feinde zu verhalten gedenke, antwortete er: „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln". Und er hat Wort gehalten, so wie er die Familie Katte's und den zurückberufenen Keith gleich nach seiner Thronbesteigung mit ausgezeichneten Gnadenbezeugungen überhäuft hat.

Fast das ganze folgende Jahr (1731) verstrich, ohne daß es den Fürsprechern des Prinzen gelang, ihn von dem langen Stadtarreste loszubitten. Unterdessen brachte Friedrich Wilhelm eine Heirath seiner ältesten Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth, leider auch durch Zwang, zu Stande, und da er sich sehr auf das Vermählungsfest freute, so wagte man es, ihm vorzustellen, daß die Freude seiner Gemahlin an diesem Feste ohne die Gegenwart ihres Lieblings nur unvollkommen seyn würde. Er ließ ihn zu dem Ende heimlich aus Küstrin nach Berlin kommen, und hielt ihn an dem festlichen Tage (23. Nov.

1731), an welchem er bei ungewöhnlich guter Laune war, bis gegen das Ende der Tafel verſteckt. Dann trat er, gegen 7 Uhr, unerwartet mit ihm in den Saal, und führte ihn zur Königin mit den Worten: „Sehet Ihr, Madam, da iſt nun der Fritz wieder". Mutter und Sohn und die zärtliche Schweſter, die ſo vieles um ihn erduldet, überließen ſich den ſchönſten Ausbrüchen der Liebe und Freude. Man erkannte den Prinzen kaum, da er in Civilkleidern war. Vier Tage nachher (27 Nov.) begaben ſich alle in Berlin befindlichen Generale und Oberſten unter Anführung des Fürſten von Deſſau zum König, und baten ihn einmüthig, den Prinzen wieder in den Militärdienſt aufzunehmen. Der König bewilligte die Bitte, und umarmte ihn unter väterlichen Ermahnungen. Aber zu Ende des Decembers ſandte er ihn doch wieder nach Küſtrin zurück, um ihn noch ein Jahr lang bei der Kammer fortarbeiten zu laſſen.

Als auch dieſe Prüfungszeit vollendet war, hatte aller Groll ein Ende. Friedrich ſuchte eine Ehre darin, ſeinem Vater von Herzen ergeben zu ſcheinen, und erfüllte beſonders ſeine militäriſchen Dienſtpflichten mit äußerſter Pünctlichkeit. Der Vater ſuchte jetzt auch eine Braut für ihn, und wählte dazu die junge und liebenswürdige Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine

von Braunschweig-Bevern *). Das Beilager geschah am 12. Jun. 1733 auf dem Schlosse Salzdahlen. Der berühmte Mosheim verrichtete die Trauung. Obgleich eigentlich das Haus Oestreich durch den verhaßten Seckendorf diese Wahl geleitet hatte, und Friedrichs Neigung gar nicht einmal befragt worden war, so fügte sich dieser doch gehorsam in den väterlichen Willen, und begegnete seiner Braut sogar mit lebhafter Zärtlichkeit. Sein großer Geist war aber nicht für die engen Schranken eines häuslichen Zirkels gemacht; er befreite sich daher sehr bald aus denselben, sah seine Gemahlin selten, und erklärte gleich nach seiner Thronbesteigung seinen ältesten Bruder für den Erben des Thrones. Sein Vater gab ihm 1734 die Herrschaft Ruppin zum Leibgedinge, kaufte für ihn das Lustschloß Rheinsberg, und übergab ihm das schöne ruppinische Infanterieregiment, das er bei seiner Thronbesteigung zur Garde erhob.

Jetzt von allen lästigen Fesseln befreit, und fern von der drückenden Nähe des Vaters, überließ sich der kraftvolle, feurige Jüngling allen den schönen Phantasien, die in diesem glücklichen Zeitraum des Lebens die Welt zu einem Paradiese

*) Bevern war eine Nebenlinie des Hauses Wolfenbüttel, welche in die Regierung eintrat, als die Hauptlinie 1735 ausstarb.

gestalten, und die Zukunft mit Idealen füllen, die das Herz mit Flammenliebe umfaßt. Die Begierde nach Ruhm, der frühe Bürge künftiger Thaten und die Leidenschaft aller großen Seelen, durchzuckte sein Inneres mit heißer Ungeduld. Die Helden des Alterthums und der neuern Zeit, mit deren Thaten ihn sein Lehrer du Han früh bekannt gemacht hatte, regten seine innigste Sehnsucht auf. Aber fast noch höher als Heldenruhm dünkte ihm das Glück, als der Urheber klassischer Geisteswerke im Munde der Mitwelt und Nachwelt zu leben. Die Arten des Ruhms in sich zu vereinigen, schien ihm das höchste Ideal menschlicher Größe. Damals war Voltaire der gelesenste aller Schriftsteller. Eine seltene Vielseitigkeit und Geschmeidigkeit des Geistes machte es diesem Manne möglich, bei solchen, die nach Gründlichkeit nicht viel fragten, für ein Universalgenie zu gelten. Als ein solches erschien er dem jugendlichen Friedrich. Alles dünkte diesem an ihm bewundernswerth: die fließende Sprache, der leichte Scherz, die feine Satire, der funkelnde Witz, die Präcision des Ausdrucks, die Fülle der artigen Gedanken, die Zartheit der Empfindung, das Edle der Gesinnungen. Die Henriade, eine französische Epopöe nach dem Muster der Aeneide, hielt er für das erste Geistesproduct in der Welt, und ein einziger Gedanke darin wog nach seiner Meinung die ganze Iliade

auf *). Außerdem las er die übrigen berühmten Schriftsteller Frankreichs, und fast alle poetischen und historischen Werke der Griechen und Römer in französischen Uebersetzungen, die, so elend sie auch waren, ihn doch den erhabenen Geist des Alterthums ahnen ließen, und seine Begeisterung für das Große und Unsterbliche nährten. Es fehlte damals am Hofe zu Berlin nicht an geistreichen Männer, die, theils selbst Franzosen, theils von Franzosen gebildet, Friedrichs Interesse für die Wissenschaften theilten. Diese wußte er bald herauszufinden, und aus ihnen bildete er seinen vertrauteren Hof in Ruppin und Rheinsberg. Dietrich, Freiherr von Kaiserling **), von seinem fürstlichen Freunde scherzweise Cäsarion genannt: Jordan, ehemaliger französischer Prediger in Prenzlau ***): der treffliche Baukünstler, Freiherr von Knobelsdorf; der alte biedere Oberstwachtmeister von Senning; der Ritter von Chasot, ein trefflicher französischer

*) Hinterl. W. VI, S. 159.

**) Er starb 1745, 13. Aug. als Oberst und Generaladjutant, zu Berlin, im 48sten Lebensjahre. Ein Mann von der feinsten Bildung, mannigfaltigen Kenntnissen, und liebenswürdigen gesellschaftlichen Talenten.

***) Starb zu Berlin 1745, 23. May, im 45sten Lebensjahre, als geheimer Rath und Vicepräsident der Akad. d. Wiss.

Officier, den der Prinz am Rheine kennen lernte; der Hofprediger des Champs; die Maler Pesne und du Buisson; die beiden musikalischen Brüder Graun; der nicht minder berühmte Violinist Benda, und die geistreichsten Officiere von seinem Regimente — das waren die Gesellschafter des Prinzen. Ihre Gespräche waren die schönste Würze seiner Tafel und seine Erholung nach den Stunden der Arbeit. Witz und Scherz wechselten mit lehrreichem Ernste, und auf wissenschaftliche Dispüte folgten die entzückendsten musikalischen Unterhaltungen. Friedrich, jetzt ein Meister auf der Flöte, unterhielt seine Freunde nicht selten mit selbst gesetzten Concerten, oder las ihnen mit seiner edlen, reinen Tenorstimme ein schönes Gedicht, oder übte ihren Witz durch seine eigene unerschöpfliche Laune. Auch das süße desipere in loco ward nicht verschmäht, und mancher noch nicht aus dem öffentlichen Gedächtniß verwischte Jugendstreich des großen Mannes bezeugt, daß eine große Kraft auch in den Spielen des Muthwillens gern weiter geht, als ein kalter oder kranker Moralist begreifen kann.

Doch dergleichen Scherze gehören unter die Nebendinge. Das Verlangen des Jünglings nach der edelsten Ausbildung und der würdigsten Beschäftigung verrathen seine Freundschaften mit den besten Männern an seines Vaters Hofe, selbst

wenn sie ihm an Jahren noch so weit überlegen waren. Der würdige Oberst Camas und der sächsische Gesandte Suhm hatten ihn lediglich durch ihre tiefen Einsichten, jener in die Kriegskunst, dieser in die Philosophie, so an sich gefesselt, daß er, auch getrennt von ihnen, fast wöchentlich mit ihnen Briefe wechseln mußte. Aus den Briefen an Suhm sieht man, daß er sich mit diesem trefflichen Manne oft bis tief in die Nacht über metaphysische Gegenstände unterhalten habe, und daß dieser Mann ausdrücklich für ihn Wolfs damals erschienene Methaphysik ins Französische übersetzen müssen. Merkwürdig ist dabei, daß Suhm bei diesem Geschäft oft Anlaß fand, sich bei dem Prinzen zu beklagen, die französische Sprache sei viel zu arm für die so vielfach und scharf getheilten Begriffe des deutschen Philosophen, daß aber Friedrich schon damals zu sehr gegen die Deutsche Sprache eingenommen war, als daß selbst dieser wichtige Umstand ihn hätte bewegen können, das Buch im Original zu lesen.

Während seiner Beschäftigung mit den Wissenschaften vergaß er jedoch das Hauptstudium eines künftigen Helden, die Kriegskunst, keineswegs. Er studirte die Feldzüge der berühmtesten Feldherren, und benutzte jede Gelegenheit, auch im Gespräch mit Kennern und Erfahrnen sich in diesem Fache gründlich zu unterrichten.

Noch mehr, der jugendliche Enthusiasmus gab ihm die romantische Idee ein, unter seinen militärischen Freuden einen ritterlichen Orden zu stiften, dessen Schutzpatron der berühmte Bayard seyn sollte. Außer ihm selbst waren seine beiden ältern Brüder, desgleichen der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Herzog Wilhelm von Bevern, der Major von Fouqué, und einige andere Officiere von gleich heroischem Geiste, Mitglieder. Das Sinnbild dieses Bayardordens war ein auf einem Lorbeerkranze liegender Degen mit der Umschrift: Sans peur et sans reproche. Fouqué, als ein bereits erfahrner Krieger und ein Mann von ausgezeichneter Rechtschaffenheit, ward zum Großmeister erwählt. Von ihm nahm selbst Friedrich den Ritterschlag an. Jeder hatte nach alter Sitte einen Ordensnamen; Friedrich hieß le Constant, Fouqué le Chaste, Herzog Ferdinand le Sobre, Herzog von Bevern le Gaillard, oder auch der Ritter vom goldenen Köcher, u. s. w. Sie schrieben sich Briefe im altfranzösischen Style, wovon sich noch einer, von der Hand des talentvollen Herzogs von Bevern, erhalten hat, den man nicht ohne Interesse betrachten kann *).

Den Vater ganz zu befriedigen, erschien das Kronprinzliche Regiment auf den Revüen als eins der bestexercirten und rekrutirten in der Armee,

*) Er ist der Lebensbeschreibung Fouqué's angehängt.

und aus der Holländerei und dem Garten zu Rheinsberg lief manch willkommenes Geschenk, ein Paar schöne Kälber oder Truthähne, Melonen, früher Spargel, Blumenkohl ꝛc. in der berliner Schloßküche ein. Gehorsam begleitete der Sohn den Vater auf seinen Revüereisen, und vor allen Dingen 1734 in das östreichische Lager, wo er noch den Schatten des weiland großen Eugen betrachtete. Er erhielt von hier aus die Erlaubniß, auch das französische Lager besehen zu dürfen. Allenthalben zeigte er soviel Wohlgefallen an diesen Schauplätzen des Krieges, daß Friedrich Wilhelm nun völlig von seinem Irrthum zurückkam. Die Lebhaftigkeit seines Geistes zog aller Augen auf ihn. Ob er gleich nur weniges Schlafes bedurfte, so beschwerte er sich doch oft darüber, daß dies lästige Bedürfniß dem Menschen einen so großen Theil seines ohnehin so kurzen Lebens raube, und wollte den Versuch machen, ob man nicht, vermittelst immerwährender Beschäftigung, diese Schwäche ganz überwinden und so das Leben verdoppeln könne. Mit Hülfe starken Kaffees gelang es ihm, vier Tage lang munter zu bleiben, aber dann verlangte die Natur desto stärker ihren Zoll; er schlief über Tische ein, und das unnatürlich erhitzte Blut erinnerte ihn, künftig ähnliche Ueberspannungen zu vermeiden. In demselben Jahre machte er auch noch mit dem Fürsten von Dessau eine Reise

nach Stettin, um die Festungswerke dieser Stadt zu besehen; und im folgenden Jahre besuchte er den geflüchteten König Stanislaw zu Königsberg, mit dem er bis an dessen Ende einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten hat.

Die Begierde, sich einen Namen zu machen, tobte indessen immer heftiger in seiner Brust. „Schon drei und zwanzig Jahre, hätte er mit Don Karlos sagen können, und eines Königs Sohn, und nichts gebaut und nichts zerstört auf dieser weiten Erde!" Nur große Seelen werden ihm diesen Zustand quälender Sehnsucht nachempfinden können. Er ergriff die Feder; er schrieb an Voltaire, an Wolf, an den Geschichtschreiber Rollin, an die Mathematiker Gravesande und Maupertuis, an den geistvollen Italiäner Algarotti, um ihnen zu sagen, wie sehr er sie schätze und bewundere. Er wollte, daß die Berühmtesten und Besten von ihm sprächen, und daß die Welt aus der Gesellschaft, die er sich erwählt, auf ihn selbst den ehrenvollen Schluß machen sollte. Die schmeichelhaftesten Antworten blieben nicht aus, und um sich diesen Genuß wiederholt zu verschaffen, schmeichelte er wieder; ja er ließ sich herab, Voltaires Maitresse zu beschenken, ihre zudringlichen Briefe zu beantworten, und sie mit den größten Geistern in eine Klasse zu setzen *),

*) Sie pfuschte in die Physik, und hatte einige seichte

obwohl er sie im Herzen verachtete (H. W. VIII., 76). Voltairen selbst nennt er den ersten Mann seines Jahrhunderts, einen Mann, der allein mehr werth sei, als seine ganze Nation, dessen Beifall ihm höher gelte als der des halben menschlichen Geschlechts; er sagt ihm, es gebe nur einen Gott und einen Voltaire; er verspricht ihm, seine Werke eben so köstlich aufzubewahren, wie Alexander die Werke des Homer; ja er ging wirklich damit um, die ganze Henriade von dem Engländer Pine in Kupfer stechen zu lassen; ein Unternehmen, zu dem sich der Künstler sieben Jahre Zeit ausbat. Er schreibt (1736): „Sehen Sie meine Handlungen künftig als die Früchte Ihrer Lehren an. Durch diese ist mein Herz gerührt worden, und ich habe es mir zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen". Was auch in diesen Huldigungen übertrieben seyn mag, so fliessen sie doch alle aus einer schönen Quelle. Der jugendliche Geist will so gern enthusiastisch bewundern, und möchte sich blindlings dem Ideal zu Füßen werfen; ja nach einem Naturgesetz bestehen eben die ersten Aeußerungen des aufkeimenden Genies darin, daß es von dem vollendeten Genie ent-

Abhandlungen geschrieben. Friedrich nennt sie gewöhnlich die göttliche Emilie, und Hint. W. IX., 32 heißt es gar: Descartes, Leibnitz, Newton und Emilie.

flammt wird. Und Voltaire stand ihm damals noch fern genug, um ihm für ein Ideal gelten zu können. Gewiß ohne die mindeste Affectation sagt er in einem jener Briefe (H. W. VIII., 246): „Ich habe geringes Verdienst und wenige Kenntnisse, aber viel guten Willen, und eine unerschöpfliche Quelle von Achtung und Liebe für Personen von ausgezeichneter Tugend". Und an einem andern Orte (VIII., 302): „Ich wünschte sehr in einem temperirten Klima leben zu können, Freunde von Ihrer Art zu verdienen, und von rechtschaffenen Leuten geachtet zu werden. Gern entsagte ich dem Hauptgegenstande der menschlichen Habsucht und Ehrbegierde, aber ich fühle nur zu stark, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich sehr wenig seyn würde. Sie werden um ihrer bloßen Verdienste willen hochgeachtet, beneidet und bewundert, doch ich brauche Titel, Rang und beträchtliche Einkünfte, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen."

In der That scheint Friedrich damals, als er noch nicht wissen konnte, ob Gelegenheit und Glück ihn jemals auf die Heldenbahn führen würden *), nach der seine Seele dürstete, nur von

*) Man nehme an, daß Friedrich Wilhelm I., der seinem Alter nach noch lange hätte leben können, nur ein Jahr später gestorben wäre, so war die ganze Gelegenheit, Schlesien zu erobern, vorüber; und es ist

schriftstellerischen Werken den einzigen ihm erreichbaren Ruhm erwartet zu haben. Und war dies wirklich sein Gedanke, so läßt sich der Kleinmuth, der aus manchen seiner dameligen Aeußerungen hervorblickt, um so eher erklären. Denn ein Gelehrter war er freilich nicht, und um es zu der Tiefe eines Descartes, Locke, Leibnitz, Newton, Bayle (seines Lieblingsautors) zu bringen, hatte er noch einen weiten Weg vor sich. Ein Voltaire wäre wohl eher zu erreichen gewesen, und wirklich lockte ihn auch der Dichterruhm am meisten, aber bei aller Fruchtbarkeit seiner Dichterader mußte er sich doch selbst gestehen, daß seine schönsten Stellen nur Reminiscenzen schönerer waren; ja es fehlte ihm so sehr an der Geduld, die zur Ausfeilung eines Werks gehört, und an der nöthigen Sorgfalt für die Kleinigkeiten, daß er keine Zeile abschicken konnte, die nicht erst ein Sprachkundiger durchgesehen hatte, wie er denn wirklich bis an sein Ende nicht mit der Orthographie aufs Reine gekommen ist. Indessen — er schrieb, schrieb unverdrossen, und Brüder, Schwestern, Verwandte und Freunde wurden mit langen poetischen Episteln überhäuft, die nicht schlechter waren, als das gewöhnliche

nicht abzusehen, welchen andern Anlaß zu einem so glänzenden Kriege Friedrich nachher hätte finden wollen.

französische Poetengut, so höhnisch auch der Herr von Voltaire von ihnen spricht. Sie athmen eine durchaus edle, moralische Gesinnung, herzliche Liebe für seine Freunde, und ein feines, oft erhabenes Gefühl. Der Redseligkeit, die er auch mit seinem gefeierten Alexander, wie manches andere, gemein hat, wird man auch in seinen Gedichten wiederfinden.

Aber die eigentliche Tendenz seines großen Geistes offenbart sich erst in seinen politischen und historischen Schriften. Seine „Bemerkungen über den Zustand des europäischen Staatensystems im Jahre 1736" und seine späterhin geschriebenen historischen Werke zeigen ihn in seinem wahren Elemente. Die Geschichte überhaupt war seine Stärke, und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit wußte er die entlegensten Facta aus seinem Gedächtniß hervorzurufen und zu kombiniren. Um aber der Welt einen recht glänzenden Beweis von dem Adel seiner Gesinnungen zu geben, schrieb er seinen Anti-Machiavell, in welchem er die Politik der Moral unterwerfen wollte; ein übereiltes Beginnen, mit dem er gleich im ersten Jahre seiner Regierung in Widerspruch gerieth, weshalb er das Werk auch wieder zurücknehmen wollte. Allein Voltaire, der das Manuscript an einen holländischen Buchhändler verhandelt hatte, war nicht gesonnen, diesem das erhaltene ansehnliche Honorar dafür zurückzuzah-

len, und schrieb dem König, der „eigennützige Buchhändler" verlange eine ungeheure Entschädigungssumme. Diese dem „eigennützigen Voltaire" auszuzahlen bedachte sich Friedrich mit Recht, und so ward das Buch gedruckt *).

Zum Schlusse dieser Einleitung in die Regierungsgeschichte Friedrichs II. mögen hier einige Züge aus dem Gemälde stehen, welches der Herr von Suhm im Jahre 1739 von ihm, und zwar nicht für das Publikum, entworfen hat. „Ich glaube," sagt dieser seine Beobachter, „daß seine größte Leidenschaft die für den Ruhm ist, der nach seiner Meinung darin besteht, immer der strengsten Vernunft gemäß zu handeln, und sich von keinem Vorurtheil beherrschen zu lassen. Er ist unerschütterlich in den Entschlüssen, die er nach reifer Ueberlegung gefaßt hat. Er ist gut, groß-

*) Bei dieser Gelegenheit mag der Leser eine Probe sehen, wie dieser boshafte Mensch aus niedriger Rachsucht in seiner vie privée de Frederic II. jeden Zug in dem Charakter seines königlichen Wohlthäters verschwärzt. Er sagt nicht nur nichts davon, daß ihm Fr. das Mspt. geschenkt habe, sondern erzählt auch das Obige so: J'allai en Hollande, uniquement pour lui rendre ce petit service; mais le libraire demanda tant d'argent, que le roi, qui d'ailleurs n'étoit pas fâché dans le fond du coeur, d'être imprimé, aima mieux l'être pour rien, que de payer pour ne l'être pas.

großmüthig, freigebig, und gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empören ihn. In seiner frühen Jugend machte es ihm Vergnügen, die Fehler und das Lächerliche an andern aufzusuchen, aber in der Folge habe ich ihn in diesem Stück sehr verändert gefunden, und er ist der erste, diejenigen zu tadeln, die von diesem Geschmacke sind; über alles aber verabscheut er die Verläumdung. Ich sagte ihm einmal, er habe sich ein Ziel gesetzt, das er nie erreichen werde, nämlich die Vollkommenheit. Hierauf erwiederte er, es sey damit wie mit dem Stein der Weisen; wer ihn suche, werde doch immer durch etwas Gutes belohnt, das er auf dem Wege finde. Und als ich hinzufügte, daß, wofern er nur die Hälfte der großen Gesinnungen behielte, die ich an ihm kennete, er immer ein großer König seyn würde, antwortete er mir, er werde zwar hoffentlich nie seine gegenwärtige Art zu denken ändern, aber das beweise noch nichts für meine Prophezeihung, denn — hier citirte er mir bescheiden den voltärischen Vers: Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier. — — Er ist stolz auf seine Festigkeit in der Freundschaft. Als er mir einmal weitläuftig die Ursachen seines Bruches mit einer gewissen Standesperson erzählt hatte, fügte er ausdrücklich hinzu, er sey mir dies Detail schuldig, um keinen Argwohn über die Festigkeit sei-

ner Freundschaft in mir zurückzulassen. — — Nie läßt er in seine Unterhaltungen etwas von Staatsangelegenheiten einfließen, gleich als ob diese Dinge ihn noch nichts angingen. — — Einmal an der Tafel des Feldmarschalls von Grumbkow, als des jungen kürzlich verstorbenen Prinzen Eugen erwähnt ward, warf jemand die Frage auf, ob derselbe wohl jemals ein großer Mann geworden seyn würde. Der Kronprinz entschied: nein, denn er würde sich nie einen Freund erworben haben, der es gewagt hätte, ihm die Wahrheit vorzustellen".

4.

Friedrichs II. Regierungsantritt.

(1740, 31. May.)

So erfüllte denn der Hintritt Friedrich Wilhelms I. ganz Europa mit den gespanntesten Erwartungen, die Unterthanen des preußischen Staats aber mit Freude und Hoffnung. Wohl wissend, daß der erste Auftritt alles entscheide, bemühte sich der junge Monarch, diesen mit der größten Würde zu thun. Der Scherz war auf lange Zeit von seinen Lippen verbannt; einem ehemaligen lustigen Tischgenossen, der die gewohnten Vertraulichkeiten fortsetzen wollte, erklärte er

kurz, die Zeit der Possen sey jetzt vorüber. Mit kindlicher Ehrfurcht erfüllte er des Vaters letzten Aufträge, und seine Mutter setzte er in eine glänzendere Lage, als sie jemals bei Lebzeiten ihres Gemahls gehabt hatte. Die Minister und Generale seines Vaters empfing er mit einer Anrede, die sie mit Achtung und Bewunderung erfüllte. Seine Thätigkeit überstieg noch die seines Vorgängers; die Raschheit seiner Befehle, seiner Fragen und Antworten, selbst seines Ganges und aller seiner Bewegungen *) setzte seine Leute fast außer Athem. „Um Ew. Excellenz einem richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben," heißt es in einen Gesandtenbericht aus jener Zeit, „muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings alles selbst thut, und daß, ausgenommen von dem Finanzminister Boden, der die Sparsamkeit predigt, Se. Maj. keinen Rath von irgend einem Minister leiden, so daß Herr von Podewils nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Kabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas befragt wird . . . Unglücklicher Weise (!) ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Ver-

*) Seine Reisen im Wagen mit 8 Pferden waren Flüge; zu Pferde gings meistens Galopp und Carriere. Zu einem Ritt von Berlin nach Potsdam, auf untergelegten Pferden, brauchte er noch im höhern Alter nie mehr als eine Stunde.

trauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen, daher ein Gesandter hier mehr desorientirt ist, als an jedem andern Hofe".

Die ersten Gnadenbezeugungen, mit denen ein neuer Regent gewöhnlich seine Laufbahn eröffnet, wurden von ihm eben so zweckmäßig gewählt als würdig vertheilt. Da der vorige berühmte Winter die Noth im Lande sehr groß gemacht hatte, so ließ er auf der Stelle seine Magazine öffnen, und überall Korn zu wohlfeilen Preisen verkaufen. Sein Vater hatte einige Jahre vor seinem Tode, zu großer Unzufriedenheit des Volks, den Geistlichen die Chorhemden und die Lichter bei der Kommunion untersagt: er ließ ihnen alles wieder frei, und erklärte, daß er in Religionssachen die größte Toleranz beobachtet wissen wolle. Um aber nicht gleichgültig dagegen zu scheinen, besuchte er gleich am ersten Pfingsttage (5 Jun.) zweimal den Gottesdienst, Vormittags im alten Dom, Nachmittags in der Petrikirche. Der Philosoph Wolf ward aus Marburg zurückberufen, den Mathematiker Maupertuis lud er selbst in einem höflichen Schreiben ein, Paris mit Berlin zu vertauschen, und als Präsident der hiesigen Akademie der Wissenschaften diese ganz verfallene Anstalt neu zu organisiren. Er stiftete einen neuen Orden für das Verdienst, eine höhere Art von A..., nur durch persönliche

Würdigkeit erreichbar. Das potsdamsche Leibregiment von lauter Riesen, das seinem Vater so außerordentliche Summen gekostet hatte, ließ er aus einander gehen. Nur ein Bataillon der größten und schönsten ward zum Andenken an seinen Vater zur Garde geschlagen, die übrigen wurden unter andere Regimenter vertheilt. Die Tortur und das Säcken der Kindermörderinnen (Ersäufen in einem Sacke, den sie selber nähen mußten) hob er gänzlich auf. Die vormals übliche entehrende Strafe gefallener Jungfrauen, während des Gottesdienstes vor allen Leuten am Altare zu knien, hatte schon sein Vater abgeschafft.

Im Julius trat der neue König seine Huldigungsreise nach Preußen an, und im August eine andere nach seinen westphälischen Provinzen *). Auf dieser Reise wollte er mehrere Zwecke vereinigen. Zuerst besuchte er seine geliebten Schwestern in Baireuth und Anspach,

*) In Berlin empfing er die Huldigung am 2 August. Das Volk rief dreimal aus freudiger Seele: Es lebe der König! „Gegen die Gewohnheit und Etikette — erzählt der oben angeführte Gesandtenbericht — blieb der König nach der Ceremonie noch eine halbe Stunde auf dem Balcon, mit festem, aufmerksamem Blick auf die unermeßliche Menge vor dem Schlosse hinabschauend. Er schien in tiefe Betrachtung verloren. Warum konnte man nicht seine Gedanken errathen? Sie waren sicherlich seiner würdig".

dann ging er incognito nach Strasburg, dessen Festungswerke er genau besah; und vielleicht hätte er sich noch etwas tiefer in Frankreich umgesehen, wenn man ihn dort nicht erkannt hätte. Von Strasburg ging er über Frankfurt am Main den Rhein hinunter nach Wesel, wo er Voltairen zu sich kommen ließ, dem er schon vorher seine Thronbesteigung in den humansten Ausdrücken gemeldet, auch ein Geschenk von Ungarwein übersandt hatte, das aber diesem geldsüchtigen Menschen, nach seinem eigenem Geständniß, viel zu gering war. Mit jener Zusammenkunft waren übrigens beide Theile gleich sehr zufrieden. Der König schrieb seinem Freunde Jordan davon (H. W. VIII., 75): „Ich habe Voltairen gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war. Er ist so beredt als Cicero, so angenehm als Plinius, und so weise als Agrippa; ja ich glaube, er vereinigt in sich die Tugenden und Talente der größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, und jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Er hat uns *) sein herrliches Trauerspiel Mahomet vordeklamirt: wir waren entzückt davon, ich konnte bloß bewundern und schweigen. Die Marquise du Cha-

*) Algarotti, Kaiserling und Maupertuis waren in des Königs Gesellschaft.

telet ist glücklich, daß sie ihn besitzt; denn aus den vortrefflichen Sachen, die ihm entfallen, könnte auch eine Person, die gar nicht zum Denken geschaffen wäre, und bloß Gedächtniß hätte, ein vortreffliches Werk zusammensetzen". — Voltaire selbst, der seine Geschichte freilich in einer andern Stimmung aufsetzte, sagt von dieser Zusammenkunft, er habe einen „kleinen Mann*) in einem Schlafrock von blauem Tuch gefunden, und kann des Königs Umgebung nicht ärmlich genug beschreiben. — Am 23. Sept. traf der letztere zu Potsdam wieder ein.

5.

Der erste schlesische Krieg.

(1740—1742)

Der junge Monarch ward den fremden Gesandten, die ihn mit Falkenaugen beobachteten, immer räthselhafter. „Alle, die von Rheinsberg kommen," schrieb einer derselben, „sagen einstimmig, daß der König den ganzen Tag hindurch mit einer Emsigkeit, die einzig ist, arbeitet, und dann den Abend sich den Vergnügungen der Gesellschaft hingiebt, mit einer Munterkeit und geist-

*) Friedrich maß doch 5 Fuß, 6 Zoll.

vollen Laune, die diese Abendgesellschaften entzückend macht. Denn es ist die allgemeine Meinung, daß er unwiderstehlich ist, wenn er sichs vorgesetzt hat, jemanden zu fesseln. Will er verreisen, so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat". Die kriegerischen Uebungen seines Vaters wurden nicht eingestellt, sondern vermehrt, ja es wurden noch mehrere neue Regimenter dazu errichtet. Man trug sich in Berlin und außerhalb mit einer Menge von Vermuthungen, und die unruhigen Erwartungen erreichten ihre höchste Spannung, als die Nachricht einlief, Kaiser Karl VI. sey (20. Oct. 1740) gestorben. (Man erinnere sich jetzt, daß dieser Kaiser nur eine Tochter, Maria Theresia, hinterließ, zu deren Gunsten er mit so mancher Aufopferung die pragmatische Sanction errichtet hatte. S. oben S. 267.)

Außerordentliche Rüstungen wurden jetzt mit gewaltiger Schnelligkeit und noch größerer Verschwiegenheit betrieben. Alles war in dumpfer Bewegung und voll unruhiger Neugier. Sonst gingen doch großen Unternehmungen Bündnisse mit fremden Mächten voran; Friedrich sprach mit keinem Gesandten. Dies vermehrte die Furcht

vor seinen Planen, denn man wußte, daß er einen Schatz und Truppen besitze, wie kein Monarch in Europa. Und in der That hatte ihm sein Vater 8,700,000 Thaler und 76,000 Mann der geübtesten Truppen hinterlassen, Summen, die das Gerücht, wie gewöhnlich, noch um vieles vergrößerte. Mit solchen Hülfsmitteln glaubte man ihn allerdings fähig, ohne alle Bundesgenossen einen großen Streich auszuführen. Im November setzten sich die Truppen in Bewegung, und aus den Magazinen, die in Frankfurt und Krossen angelegt wurden, schloß man, daß es Schlesien gelte. Der König, der jetzt nach Berlin gekommen war, nahm unterdessen an allen Maskenbällen Theil, mit denen der Hof die Winterlustbarkeiten feierte, tanzte mit allen Damen, und verließ plötzlich am 13 Dec. die Hauptstadt, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, die den 16ten bereits auf schlesischem Boden stand.

Der geheime Zusammenhang aller dieser Begebenheiten war folgender: Als Kronprinz schon hatte Friedrich mit bitterm Unmuth die Geringschätzung ertragen, mit der die größern Mächte Europens den kleinen König von Preußen behandelten. Zweimal, wie oben erzählt ist (S. 351), hatte man ihn in wichtigen Angelegenheiten ganz übergangen: es war sogar an andern Höfen Ton, verächtlich von ihm zu sprechen. Man spottete über seine Soldatenliebe, und sagte, er spanne

seine Waffen beständig, drücke aber nie los. Georg II. von England hatte ihn immer nur seinen Bruder den Unterofficier und des heiligen römischen Reichs Erzsandstreuer genannt. Und in der That hatte das kleine preußische Gebiet noch mehr von der Natur des Kurfürstenthums als des Königreichs an sich. Sollte es seinen Titel mit Würde führen, so mußte es eine angemessene Macht zu erlangen suchen; widrigenfalls war es bei der ersten unglücklichen Gelegenheit einer schimpflichen Reduction bloß gestellt. Friedrich Wilhelm I. hatte zu dem Ende nach Jülich und Berg getrachtet, allein der trügerische Kaiser hatte die Anwartschaft auf diese Länder außer ihm zugleich zweien andern gegeben. Und wie schwer war die Eroberung, wie unsicher die Behauptung so entfernt liegender Provinzen! Weit bequemer lagen dagegen die Fürstenthümer Niederschlesiens, damals kaiserliches Land, auf welche sich aus alten Acten allenfalls wohl Ansprüche darthun ließen, wie sie für ein Manifest hinreichend waren. Es war freilich eine Reünion nach Ludwigs XIV. Muster, indessen mag derjenige, welcher deswegen den Kopf dazu schüttelt, bedenken, daß die ganze Geschichte kein einziges Reich aufstellt, das sich nach Rechtsgrundsätzen construirt hätte. Friedrich spürte etwas von Alexanders Geist in sich; er fühlte sich für einen größern Kreis als sein Kurfürstenthum geboren;

ihn drückte der verächtliche Blick der stolzen Nachbaren: und so beschloß er, gleich zu Anfang mit Würde aufzutreten, und durch Beweise von Stärke und Entschlossenheit seine Nation eine Stufe höher in der Achtung der Welt zu heben.

Zuerst mußte jedoch ein preußischer Gesandter, Graf Gotter, nach Wien gehen, und der jungen Königin von Ungarn den Vorschlag thun, ob sie nicht etwa in Güte dem Könige von Preußen die in Anspruch genommenen Fürstenthümer herausgeben, und ihn dafür zum Freunde, und bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Kurstimme für ihren Gemahl (Franz Stephan von Toscana) haben wolle. Da man indessen ihre Antwort schon hatte vorhersehen können, so war das Heer bereits mit dem Gesandten zu gleicher Zeit abgegangen, und rückte, wie schon gesagt ist, am 16. Dec. 1740 in Schlesien ein.

Ein Manifest machte die Gründe dieser Besitznehmung bekannt, ermahnte die Einwohner zur Furchtlosigkeit und Ruhe, und versprach ihnen ungekränkten Besitz ihres Eigenthums, und ungestörte Religionsübung. Das letztere gewann den Preußen Aller Herzen, denn die östreichische Jesuitenregierung hatte die evangelischen Schlesier unter einem grausamen Druck gehalten. Ausserdem war die Mannszucht musterhaft, jeder Soldat bezahlte seine Bedürfnisse, aber die treuherzigen Schlesier gaben vieles umsonst.

Die Eroberung eines unvertheidigten Landes war freilich kein Heldenstück. Nur drei Festungen waren eines ernsthaften Widerstandes fähig, Glogau, Brieg und Neiße. Während der Erbprinz Leopold von Anhalt die erstere eingeschlossen hielt, ging der König mit dem größern Theile des Heeres vorwärts nach Breslau. Diese große Handelsstadt genoß fast die Privilegien einer freien Reichsstadt, und war sowohl von kaiserlicher Besatzung als von Rekrutenlieferungen frei. Friedrich, der sie sich zum Freunde machen wollte, versprach ihr strenge Neutralität, und ersuchte sie bloß, ihm den Dom zu Anlegung eines Magazins einzuräumen. Dies geschah. Der König ging hierauf nach Ohlau, welches am 9. Jan. (1741) von der schwachen Besatzung geräumt ward. General Jeez war unterdessen über die Oder gegangen, und hatte Namslau besetzt. Der Feldmarschall Schwerin war nach Otmachau vorausgezogen, und hatte die dortige kleine Besatzung aufgefordert. Sie ergab sich, als der König am 12. Jan. mit dem schweren Geschütz nachkam. Der König war über so rasche Erfolge lauter Entzücken. „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan" — schrieb er am 14. Jan. von Otmachau — „ich melde deiner Heiterkeit, daß Schle-

sien so gut als erobert ist, und daß Neiße schon bombardirt wird. Ich bereite dich auf sehr wichtige Projecte vor, und kündige dir das größte Glück an, das Fortunens Schooß je geboren hat. Das muß für dich jetzt genug seyn. Sey mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich dein Cäsar sein. Leb wohl. Du weißt selbst, ob ich nicht mit der herzlichsten Liebe dein treuer Freund bin".

Von Olmachau gingen General Kleist und Feldm. Schwerin nach Oppeln und Troppau. Brieg und Neiße (18. Jan.) wurden vergeblich aufgefordert. Man beschoß die letztere drei Tage lang, aber nachdem man 1200 Bomben und 3000 glühende Kugeln vergebens hineingeworfen hatte, mußte man sich begnügen, sie so wie Glogau und Brieg zu blockiren, worauf die Truppen auf kurze Zeit in die Winterquartiere gelegt wurden. Friedrich ging unterdessen nach Berlin zurück, um neue Anstalten für den nächsten Feldzug zu treffen (26. Jan.).

Die Königin von Ungarn hatte bisher den raschen Unternehmungen ihres Feindes fast unthätig zusehen müssen. Sie war so überrascht worden; die meisten kaiserlichen Truppen standen seit dem letzten Türkenkriege noch in Ungarn, und der Feldmarschall Browne, der zwar schnell nach Mähren geschickt worden war, hatte doch kaum 3000 Mann zusammenbringen können. Aber

mit dem Anfang des Jahres 1741 traf sie bessere Anstalten. Der Feldmarschall von Neuperg, ein erfahrner Feldherr aus Eugens Schule, zog bei Olmütz ein ansehnliches Heer zusammen, und rückte damit im März in Oberschlesien ein. Aber auch Friedrich war am 19. Febr. schon wieder von Berlin abgegangen. Jetzt sollte sichs zeigen, ob er die ohne Widerstand weggenommene Provinz auch gegen eine Armee würde behaupten können, die damals zu den kriegerfahrensten in der Welt gehörte, und gegen den Neid der Nachbaren, die über seine unerhörte Verwegenheit ein lautes Geschrei erhoben hatten. Um gegen die Sachsen und Hannoveraner gedeckt zu seyn, mußte der alte Fürst Leopold von Dessau im Magdeburgischen ein Corps zusammenziehen. Die Hoffnung des Heeres beruhte auf dem geübten Feldmarschall von Schwerin *), der den Winter über in Oberschlesien stehen geblieben war, um gleich in der Nähe zu seyn. Friedrich fand bei seiner Ankunft in Schlesien die Truppen voller Muth und Ungeduld. Der Erbprinz von Dessau legte ihm einen Plan vor, das noch immer blockirte Glogau mit Sturm zu erobern, und der König genehmigte denselben. Am 9. März in der Nacht wurden die Festungswerke an 5 Orten zugleich

*) Kurt Christoph, Graf von Schwerin, geboren 1684 im Mecklenburgischen, hatte in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough seine Schule gemacht.

berennt. Um Mitternacht waren die ersten Palisaden erstiegen, und um 1 Uhr waren die Preußen in der Stadt. Auch hier empfahlen sie sich durch ihre seltene Mannszucht. Kein Haus ward geplündert, kein Bürger gekränkt. Friedrich, vergnügt über diese glückliche Eröffnung des Feldzuges, ließ unter die Sieger eine ansehnliche Summe austheilen, und schrieb seinem Freunde Jordan in Berlin Briefe voll der muthwilligsten Laune und der jugendlichsten Offenherzigkeit. Ueber die tadelnden Urtheile, die viele Berliner selbst über sein Unternehmen fällten, schreibt er sehr ehrlich (H. W. VIII., S. 85): „Du wirst finden, daß ich ein besserer Philosoph bin, als man denkt. Ich bin es immer gewesen, das eine Mal mehr das andere weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst (um dir nichts zu verhelen) Neugierde, und endlich ein geheimer Instinct, haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrissen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen, auch künftig wohl in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt".

Da man erfuhr, daß sich der Feind über Zuckmantel und Ziegenhain heraufziehe, um Neiße zu entsetzen, so eilte der König seine Mannschaft zusammenzuziehen, und sich mit dem Feldmarschall Schwerin in Neustadt bei Jägerndorf zu vereinigen. Die Belagerung von Brieg mußte

aufgehoben werden, denn man brauchte die Truppen zur Verstärkung des Hauptheers. Am 5. April marschirte man auf Steinau. Man erhielt so unsichere Nachrichten vom Feinde, daß man den Marsch unaufhörlich verändern mußte. Den 8. April ging das Heer bei Michelau über die Neiße, um, im stärksten Schneegestöber, auf Grotkau zu marschiren. Da plötzlich stieß man auf feindliche Husaren. Ein Scharmützel begann, man machte etwa 40 Gefangene. Von diesen hörte man, daß die östreichische Armee unlängst in Grotkau angekommen sei, und am folgenden Tage nach Ohlau gehen wolle, um das preußische Hauptmagazin und die starke Artillerie wegzunehmen, die der König dorthin geschafft hatte. Dies machte eine Schlacht immer nothwendiger. Aber am folgenden Tage (9. April) fiel der Schnee so stark, daß man nur wenig Schritte um sich sehen konnte. Man erfuhr indeß, daß der Feind sich Brieg genähert habe. Am 10. April war endlich der Morgen klar und heiter. Schon früh um 5 Uhr zog sich die Armee bei dem Dorfe Pogrel zusammen, und rückte in 5 Kolonnen in der Richtung auf die Ohlausche Straße vor. Einige Gefangene sagten aus, daß das feindliche Heer in den Dörfern Mollwitz, Grüningen und Hünern kantonnire. Sobald die Kolonnen sich Mollwitz auf 2000 Schritt genähert hatten, breitete sich die Armee aus einander, um sich in

Schlacht-

Schlachtordnung zu stellen, ohne daß man einen Feind im Felde erscheinen sah. Man hätte die östreichischen Corps einzeln in den Dörfern umzingeln können, so unerwartet war ihnen die Nähe der Preußen; aber Friedrich war noch zu sehr Anfänger, um gleich das erste mal die rechten Maßregeln zu treffen. So ließ man ihnen dann Zeit, sich ordentlich zu stellen; und nun begann, erst Nachmittags um 2 Uhr, die förmliche Schlacht. Sie war so blutig, und blieb so lange zweifelhaft, daß der junge Monarch, der hier zum ersten male Ehre und Glück auf dem Spiele stehen sah, die Fassung schon verlor, und den Ausgang der fürchterlichen Scene seinem braven Feldmarschall von Schwerin überließ, der überhaupt bei dieser Schlacht sein Führer gewesen war. Die östreichische Reiterei hatte schrecklich unter der Preußischen Infanterie gewüthet, und das feindliche Kanonenfeuer hatte ganze Lagen braver Preußen niedergestreckt *). Der linke Flügel der Preußen hatte schon 5 Stunden lang im Feuer gestanden, und sich ganz verschossen. Man sah den Augenblick voraus, wo diese herrlichen Truppen ohne Pulvervorrath sich dem Feinde würden ergeben müssen. In dieser Krisis rieth der

*) Eigentlich hatten die Oestreicher nur 16 Kanonen, die Preußen 60: aber die feindliche Kavallerie hieb die Kanoniere nieder, und nahm viele Kanonen weg, die nun auf die Preußen selbst gerichtet wurden.

alte Schwerin dem Könige, sich für den schlimmsten Fall zum Herzog von Holstein-Beck zu begeben, der mit 7 Bataillonen und 7 Schwadronen bei Strehlen stand. Er, der Feldmarschall, wollte unterdessen das Seinige thun, die Schlacht noch zu gewinnen. Gelänge dies aber nicht, so würde der Rückzug über die Oder höchst mißlich seyn, der König dagegen könne denselben mit dem holsteinischen Corps trefflich unterstützen, und zugleich noch Ohlau decken. Dem König gefiel dieser Vorschlag nicht. Er ritt wieder nach dem ganz geworfenen rechten Flügel zurück. Es fing an dunkel zu werden, und der König wurde immer unruhiger. Endlich gab er den wiederholten Vorstellungen des kommandirenden Generals nach, und beschloß, nach Oppeln, wegen der dortigen Brücke über die Oder, zu reiten. Eine Schwadron Gensdarmen folgten ihm ohne seinen Willen, vermuthlich auf Befehl des Erbprinzen von Dessau; aber er ritt mit seinem Gefolge so scharf, daß sie mit ihren ermüdeten Pferden nicht folgen konnten; sie blieben daher in dem Städtchen Löwen. Der König kam dagegen mit seinem Gefolge mitten in der Nacht an das äußere Thor von Oppeln. Hier vermuthete er preußische Besatzung, und war daher verwundert, als auf die Ankündigung: „Preußen!" mit Flintenschüssen durch das Gatterthor geantwortet ward. Es waren Oestreicher, die sich den Tag vorher hier

eingefunden hatten, und die den König hätten gefangen nehmen können, wenn sie ihn still eingelassen hätten. Aber durch ihre Schüsse gewarnt, kehrte die Gesellschaft schnell wieder nach Löwen zurück, wo sie mit Tagesanbruch ankam und die frohe Nachricht vernahm, daß die Schlacht gewonnen sei. Welch ein Labsal für so viel Angst! Der König begab sich sogleich nach Mollwitz zurück, nicht ohne Scham und Unzufriedenheit mit sich selbst, daß er dem Feldmarschall nachgegeben. Er fand den alten Mann von zwei Schüssen verwundet. Der Erbprinz Leopold von Dessau hatte die Schlacht beendigt. Auch zehn Schwadronen aus Ohlau, die zu spät gekommen waren, hatten durch ihr plötzliches Erscheinen den östreichischen Feldherrn zum Rückzug bestimmt. Der König ritt auf dem Schlachtfelde umher, von dem man die Todten und Verwundeten wegzubringen beschäftigt war. Unter den letztern erblickte er einen seiner Lieblinge, einen Hauptmann von Fitzgerald von der Garde, dem beide Beine weggeschossen waren. Er schlug die Hände zusammen, wofür der Sterbende ihm zurief: „Ich danke Ew. Majestät. Leben Sie glücklich und wohl! Mit mir ists vorbei!“ — „Aber Fitzgerald,“ sagte der König, „welch ein Unglück hat Sie treffen müssen!“ Man zählte von preußischer Seite 2500 Todte und 3000 Verwundete. Das schöne erste Bataillon Garde, auf welches

der Hauptangriff des Feindes gefallen war, hatte die Hälfte seiner Officiere verloren, und von den 800 Mann, aus denen es bestanden, blieben nur 180 in dienstfähigem Zustande übrig.

Dieser Sieg, freilich theuer erkauft, entschied dafür auch alles für Friedrichs Sache. Ganz Europa ward aufmerksam auf den jungen Monarchen; der Kardinal Fleury, damaliger Regierer Frankreichs, trat in Briefwechsel mit ihm, und sandte ihm den Marschall von Belleisle ins Lager bei Mollwitz mit Vorschlägen zu einer geheimen Allianz. Denn obgleich Frankreich dem verstorbenen Kaiser Karl VI. die pragmatische Sanktion verbürgt hatte, so fand man doch leicht einen Vorwand, dies Wort zu brechen, denn die Gelegenheit, die Kaiserwürde vom Hause Oestreich wegzunehmen, mußte man doch wohl benutzen. Und da der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern (Sohn jenes Maximilian Emanuel) damals mit Friedrich II. um die Wette Anstalt machte, seine Ansprüche auf einen Theil der kaiserlichen Erblande mit gewaffneter Hand durchzusetzen, so war nun Fleury's Plan der, diesem Kurfürsten- zur Kaiserwürde zu helfen, und ihn mit französischen und preußischen Armeen kräftig zu unterstützen. Friedrich trat diesem Plane mit Freuden bei, verlangte aber vor der Hand noch strenge Verschwiegenheit.

Neuperg hatte sich nach der Schlacht bei

Mollwitz hinter Neiße zurückgezogen, und lag dort eine Zeitlang still. Dann plötzlich machte er sich auf, den König zu umgehen, und Breslau wegzunehmen, aber Friedrich war auf seiner Hut, und kam ihm zuvor. Halb mit List, halb mit Gewalt drängten sich 3 preußische Bataillone und 5 Schwadronen in die Thore dieser Stadt (10. Aug.). Die Nothwendigkeit hob den vorher geschlossenen Neutralitätsvertrag auf, die Bürgerschaft mußte dem Könige huldigen, und alle Personen in kaiserlichen Aemtern wurden abgesetzt. Man wollte hierauf die östreichische Armee noch einmal angreifen, um sie, wo möglich, ganz aus Schlesien herauszuschlagen; allein Neuperg nahm in jenen Berggegenden immer so gute Stellungen, daß man ihm nicht beikommen konnte. Nur der kleine Krieg ward mit abwechselndem Glücke fortgeführt, wobei besonders der berühmte Zieten sich hervorthat, der in diesem Feldzuge innerhalb drei Wochen vom Oberstwachtmeister bis zum Obersten und Chef eines Husarenregiments stieg. Der König füllte die Muße des Lagers mit Lesen, Flötenspiel, Dichten und Briefschreiben, besonders an seinen lieben Jordan, aus, bei dem er sich mit unersättlicher Neugier nach allem erkundigte, was in Berlin gethan und gesprochen würde.

Das Glück, das diesem Monarchen von Anfang an so wohlgewollt hatte, führte seiner Un-

ternehmung auch eine Katastrophe herbei, die er sich wohl kaum zu hoffen getraut hatte. Es war dem Marschall von Belleisle geglückt, auch den Kurfürsten von Sachsen August III. mit in das Bündniß gegen Maria Theresia zu ziehen, zu dem sich endlich auch noch Spanien drängte. Dies Bündniß war jetzt in der That groß genug, um einer Frau bange zu machen. Der vollständige Zweck der Coalition war kein geringerer, als dem Kurfürsten von Baiern Oberöstreich, Böhmen, Tyrol, Breisgau und die Kaiserwürde, dem König von Preußen Niederschlesien, dem Kurfürsten von Sachsen Mähren und Oberschlesien, und dem König von Spanien Parma und Piacenza zu verschaffen. Alle diese Fürsten garantirten sich nicht nur feierlichst die ihnen zugetheilten Länder, sondern erhielten auch von Frankreich die kräftigsten Versprechungen, wie denn auch wirklich noch in demselben Sommer (1741) zwei französische Heere über den Rhein anrückten. Damit endlich auch Rußland sich nicht in diese Angelegenheiten zu Gunsten Oestreichs mischen könne, mußte Schweden, durch französisches Geld unterstützt, dieser Macht den Krieg erklären.

So schien denn die bedrängte Königin von Ungarn ohne Rettung verloren, und der Tag nahe, da das einst so mächtige habsburgische Kaiserhaus in eine Menge kleiner Theile aufgelöset

werden sollte. Frankreich triumphirte, und um vor einer Diversion aus England sicher zu seyn, mußte sich eine französische Armee unter dem Marschall von Maillebois den hannöverschen Gränzen nähern. Dies bewog den friedliebenden König Georg II. sogleich zur Schließung eines Neutralitätsvergleichs; und so war also auch dieser Freund für die Königin von Ungarn verloren.

Die zweite französische Armee unter dem Commando des Marschalls von Belleisle vereinigte sich im August 1741 mit der baierschen, und ging gerade auf Oestreich los. Schon am 3. Sept. hielt der Kurfürst von Baiern in Linz seinen Einzug, ließ sich als künftigen Erzherzog von Oestreich huldigen, brandschatzte das Land und setzte die Hauptstadt in Schrecken. Der Hof flüchtete mit dem Archiv und den Kostbarkeiten nach Presburg. Außer Neupergs Armee, die mit den Preußen in Schlesien genug zu thun hatte, konnte man den vielen Feinden fast nichts entgegenstellen.

In dieser Noth boten sich die englischen Gesandten am Wiener Hofe als Vermittler dar. Sie riethen der Königin zu dem alten Kunstgriff, unter ihre Feinde Zwietracht zu säen, und den gefährlichsten derselben durch einige Aufopferungen zu einem Separatfrieden zu bewegen. In dieser Absicht begab sich Lord Hindford in

das preußische Lager bei Steinau. Der König, der Lord, und die beiden östreichischen Generale Neuperg und Lentulus, hatten hierauf eine geheime Zusammenkunft zu Klein-Schnellendorf (9. Oct.), in welcher mündlich verabredet ward, es solle bis zum Schlusse des Friedens zwischen den Oestreichern und Preußen ein geheimer Waffenstillstand seyn, und im künftigen Frieden solle ganz Schlesien, bis auf Troppau und Jägerndorf, an Preußen abgetreten werden. Der König fügte jedoch vor allem die Bedingung der heiligsten Verschwiegenheit hinzu. Zum Schein ließen sich also die Oestreicher aus Schlesien vertreiben, und zum Schein stieß der König mit einem Theil seiner Truppen zu dem alliirten Heere in Böhmen. Die Politik rechtfertigt dies Verfahren, weil es das klügste war. Der moralische Sinn des Königs ward sehr dadurch beunruhigt. allein die Könige sind nun einmal nicht so glücklich, gegen ihres Gleichen moralisch handeln zu können.

Die übrigen Bundesgenossen schienen sich indessen das Wort gegeben zu haben, lauter Thorheiten und Fehler zu begehen. Der Kurfürst von Baiern, der nur noch zwei Tagemärsche von Wien entfernt gewesen war, kehrte plötzlich um, und wollte lieber erst Böhmen erobern, weil er fürchtete, Sachsen möchte ihm sonst darin zuvor kommen. Auch die Franzosen bestärkten ihn in

dem Vorsatze, weil sie hinwiederum besorgten, er möchte durch die Eroberung Wiens zu mächtig werden. So kam er dann im November 1741 vor Prag an, eroberte es in der Nacht vom 26 zum 27sten fast ohne Widerstand, ließ sich am 7. Dec. zum König von Böhmen ausrufen und am 19. von den versammelten Ständen huldigen. Hierauf begab er sich nach Manheim, um dort seine Wahl zum deutschen Kaiser abzuwarten. Böhmen blieb unterdessen voller Truppen, die alle nichts gegen und mit einander zu unternehmen wagten, weil der östreichische Hof durch die Entdeckung des geheimen Vertrags von Klein-Schnellendorf den Samen des Mißtrauens unter sie alle geworfen hatte.

Friedrich, aufgebracht über diesen Verrath seines Verraths, beschloß nun, sich an jenen Vertrag nicht weiter zu binden, sondern im nächsten Feldzuge wieder mit Ernst auf Oestreich loszugehen. Zu dem Ende begab er sich, nach kurzer Winterruhe in Berlin, nach Dresden (19. Jan. 1742), um August III. (König von Polen) oder vielmehr seinen Minister Brühl zur lebhaftesten Unterstützung aufzufordern. Da man ihm aber nicht mehr traute, so speisete man ihn bloß mit höflichen Worten ab. Von Dresden ging er nach Prag (21. Jan.), um auch mit den dortigen französisch-baierschen Generalen den Plan zum bevorstehenden Feldzuge zu verabreden, und hier-

auf bereisete, er seine böhmischen und schlesischen Standquartiere bis Olmütz hin, welches sein Feldmarschall Schwerin am 26 Dec. besetzt hatte. Hier erhielt er die Nachricht, daß der Kurfürst von Baiern am 24. Jan. zu Frankfurt zum Kaiser gewählt worden sey.

Die Königin von Ungarn war unterdessen auch nicht unthätig gewesen. Sie hatte im vorigen Herbst einen Reichstag in Presburg zusammenberufen (11. Sept. 1741), auf welchem sie, ihr Söhnchen auf dem Arme — den nachmaligen Kaiser Joseph II. — durch ihr einnehmendes Wesen und die dringende Vorstellung ihrer Noth, die Ungarn fast für sich begeistert hatte. 15000 Edelleute führten einen ganzen Schwarm von Kroaten, Panduren und Wallachen nach Deutschland, und auch aus Tyrol und Breisgau sammelte sich ein wackeres Heer. Das Erste war, daß man die Baiern und Franzosen aus Oestreich hinausschlug. Die Unfähigkeit der französischen Anführer erleichterte dies Unternehmen. Am 23. Jan. 1742 räumten 15000 Franzosen die Festung Linz vor eben so vielen Oestreichern, und an dem Tage, wo der neue Kaiser Karl VII. in Frankfurt gekrönt ward (12. Febr.), nahm der östreichische General Bärenklau seine Hauptstadt München ein.

Nach Mähren, wo das vereinigte preußisch-sächsische Heer stand und Brünn belagerte, woll-

ten die Feinde aus Achtung für den geheimen Waffenstillstand lange nicht gehen; allein da sie sahen, daß preußische Reiter sogar in Ungarn einfielen und den dort sich versammelnden Heerbann auseinander trieben, ja daß die Zietenschen Husaren sogar bis Stockerau, eine Station von Wien, streiften, und Lebensmittel wegnahmen, so konnten sie sich ihrerseits auch nicht länger für gebunden halten. Vielmehr erhielt der Prinz Karl Alexander von Lothringen Befehl, Brünn zu entsetzen, und den Preußen und Sachsen eine Schlacht zu liefern. Friedrich schlug hierauf dem sächsischen General vor, jenen in einem festen Lager bei Bohorlitz zu erwarten, aber dieser machte viele Einwendungen, und schützte die Schwäche seines Heeres vor. Bald darauf forderte der französische General Broglio die sächsischen Truppen zu seiner Verstärkung, und der König, der nicht Lust hatte, Mähren für den König von Polen allein zu erobern, zog sich nun ganz daraus zurück. Es war eine Coalition!

Fest entschlossen, künftig keine andere Truppen mehr anzuführen, als solche, über die er frei gebieten könnte, verstärkte sich Friedrich mit dem jetzt bei Magdeburg unnützen Heere des alten Fürsten von Dessau, und theilte seine ganze Macht in zwei Hälften. Mit der einen mußten Prinz Dietrich von Anhalt und der Feldm. Schwerin ein festes Lager bei Olmütz beziehen,

die andere verlegte er zwischen die Elbe und Sassawa im Chrudimer Kreise in Böhmen (17. April). Vier Wochen hatten die Truppen in diesen Quartieren geruht, als die Nachricht einlief, der Prinz von Lothringen sei über Deutschbrod und Zwittau im Anmarsche, und mache Miene, die preußischen Magazine in Podiebrad und Nimburg wegzunehmen. Dies zu verhindern, setzte sich der König am 15. May mit einer zahlreichen Vorhut in Bewegung, und befahl dem Prinzen Leopold, ihm mit dem Hauptheer langsam zu folgen. Kaum war er aber in Kuttenberg angekommen, so wendete sich der Prinz von Lothringen rechts, und ging gerade auf den Prinzen Leopold los, der nun in möglichster Geschwindigkeit seinen Plan machen mußte, ihn zu empfangen. Noch in der Nacht ward der König zurückgerufen. Er kam um 8 Uhr Morgens mit seinem Vortrab an, und fand beide Heere schon in Schlachtordnung und eben im Begriff, das Treffen anzufangen (17. May). Die 82 Kanonen, welche die Preußen bei sich führten, gaben ihnen über den mit Artillerie schlecht versehenen Feind ein Uebergewicht, das keine Tapferkeit aufheben konnte. Auch war der Prinz von Lothringen kein Eugen, sonst hätten den Preußen dennoch wohl alle ihre Kanonen nichts geholfen. Denn alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß die Verwirrung bei den letz-

tern ziemlich groß gewesen, daß die tapfere östreichische Kavallerie schon das preußische Lager geplündert, und daß am Ende, nach dreistündigem Gefechte, nicht die Thätigkeit, Klugheit und Besonnenheit der Anführer, sondern eine von jenen Schickungen, die sich kein Mensch erklären kann, den Ausschlag gegeben habe. Und, seltsam genug, von der preußischen Infanterie waren nur 4 Regimenter zum Schusse gekommen. Die Oestreicher verließen in großer Unordnung, und mit Zurücklassung von 18 Kanonen, das Schlachtfeld. Gegen tausend wurden noch beim Nachsetzen zu Gefangenen gemacht. Die Zahl der Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten fast gleich, ungefähr 4000.

So wenig Friedrich, nach seinem eigenen Geständnisse, Ursach hatte, sich dieser Schacht zu rühmen, so war sie doch die letzte Bewirkerin des Friedens. Maria Theresia war nicht Willens, gegen einen jungen, kühnen Monarchen, den das Glück so ausgezeichnet begünstigte, noch eine Schlacht zu wagen, sondern ging jetzt williger als je in die Vorschläge der englischen Vermittler ein. Lord Hindford ward zum zweiten Male an den König abgesandt. Dieser bevollmächtigte seinen Minister, Grafen von Podewils, in Breslau mit demselben zu unterhandeln. Schon am 11. Jun. (1742) unterzeichneten beide daselbst die Friedenspräliminarien. Der völlige Friedensschluß kam

erst am 28. Jul. zu Berlin zu Stande, wo der König am 12ten unter großem Jubel der Einwohner angekommen war.

Die Hauptpuncte dieses Friedens waren: 1) Die Königin von Ungarn tritt dem König von Preußen ab: Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das jenseits der Oppa gelegene hohe Gebirge. 2) Die Preußen sollen gehalten seyn, den Engländern 1,700,000 Rthlr. abzuzahlen, welche pfandweise auf Schlesien geliehen sind. — Die Truppen des Königs räumten gleich nach Unterzeichnung der Präliminarien die kaiserlichen Staaten, und hinterließen in jeder Hinsicht daselbst ein ehrenvolles Gerücht. Nur ein Beispiel: Der brave Major von Retzow, der 1758 als Generallieutenant starb, hatte das Geschäft gehabt, während der Winterquartiere 1742 die Beitreibung der Contributionen und Lebensmittel für das Heer im feindlichen Lande zu besorgen. Da er nun am Ende dieses Geschäfts beim Abschluß seiner Rechnungen einen Ueberschuß von 17,000 Gulden in seiner Kasse fand, so gab er diesen auf der Stelle den böhmischen Ständen zurück; eine ächtdeutsche Handlung, wohl würdig, mit Friedrichs Thaten zugleich auf die Nachwelt zu kommen.

Das Geschrei der verbündeten Mächte über die Treulosigkeit der Preußen kann man sich den-

ken. Der alte Politiker Fleury besonders konnte es nicht verschmerzen, daß ein junger Anfänger, den er bloß zum Werkzeuge seiner Plane gegen Oestreich gebrauchen wollen, ihn überlistet hatte. Er schrieb, als könne er die Sache gar nicht glauben: „Ich kenne Ewr. Maj. gerade und edle Denkungsart zu sehr, um den geringsten Verdacht zu hegen, daß Höchstdieselben uns verlassen könnten". Und in der That zeigen des Königs freundschaftliche Briefe aus dieser Periode, daß er wegen dieses Schrittes mit seinem Gewissen harte Kämpfe gehabt habe. Dies rettet seine Menschlichkeit in den Augen aller billigen Richter. Der weitern Rechtfertigungen, die er an mehreren Orten selbst versucht hat, bedurfte es nicht. Wo es zwischen Betrügen und Betrogenwerden kein Drittes giebt, da ist nur eine Wahl. Wohl uns Nichtpolitikern, die wir unter dem Schutze von Gesetzen, die auf Sittlichkeit gegründet sind, nie fürchten dürfen, in eine solche Alternative zu gerathen!

Mit Recht hätte wohl Friedrich, wie Servius und Timoleon, für diesen Krieg der Glücksgöttin einen Tempel bauen können. Schon das war ein glücklicher Umstand, daß derselbe nicht länger dauerte, als der Schatz Friedrich Wilhelms vorhielt. Nur 150,000 Rthlr. waren von den acht Millionen noch übrig. Die Unterthanen waren ungedrückt geblieben. Gern fügten sich die neu

hinzugekommenen in die preußischen Gesetze; die liberale Behandlung und die Religionsfreiheit belebten Handel und Gewerbe. Friedrich ließ 5 schlesische Plätze ganz neu befestigen, und vermehrte sein Heer um 18 000 Mann. Durch die größte Sparsamkeit gelang es ihm noch außerdem, eine Summe für künftige Bedürfnisse zurückzulegen. Denn er konnte wohl voraussehen, daß der eben geendigte Krieg nicht sein letzter gewesen seyn würde, und — die Wahrheit zu sagen — er wünschte es auch nicht.

Von seiner frohen, muthwilligen Laune in dieser Periode seines Lebens mag folgende Stelle aus einem Briefe zeugen, den er am 27. Sept. 1742 von Breslau an seinen Hephästion Jordan schrieb (H. W. VIII., 165): „Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als die Commissionen des Hauses Oestreich in acht Jahren, und beinahe alles ist mir glücklich von Statten gegangen. In meinem Kopfe ist jetzt weiter nichts als Rechnungen und Zahlen; aber bei meiner Zurückkunft werde ich das alles herausschaffen, um etwas Besseres hinein zu bringen. — Ich habe Verse gemacht, und habe sie verloren; ein Buch zu lesen angefangen, und man hat es verbrannt; auf einem Klavier gespielt, und es ist zerbrochen; ein Pferd geritten, und es ist lahm gewor-

geworden. Nun dürftest Du noch meine Freundschaft mit Undank bezahlen, so hängte ich mich auf!"

6.

Fortgang des östreichischen Erbfolgekrieges.

(1742 — 1744.)

Der Abtritt Preußens von der großen Allianz gegen Oestreich war für dies letztere Haus der Anfang einer Reihe glücklicher Ereignisse. Die Sachsen waren mit Preußen zugleich vom Kriegsschauplatz abgetreten, und die Franzosen, die den Feldzug in einem fremden Lande auf die Länge sehr beschwerlich fanden, fingen an sehr lau zu werden. Ihr Hauptheer stand noch in Böhmen unter den Marschällen von Belleisle und von Broglio. Diese wußten dem Andringen des überlegenen Prinzen von Lothringen nicht anders auszuweichen, als indem sie sich in die Hauptstadt warfen (Jun. 1742). Aufgefordert, die Stadt zu übergeben, bedingten sie sich freien Abzug aus. Vergebens; man wollte die ganze Armee sammt beiden Marschällen kriegsgefangen nach Oestreich führen. In dieser Noth sollte der Herr von Maillebois helfen, der mit einer andern Schaar Franzosen in Westphalen stand. Er kam im Octo-

ber nach Böhmen, und machte dem Prinzen von Lothringen in so fern eine Diversion, als er ihn nöthigte, ihm nach Baiern zu folgen; aber die Prager Besatzung ward dadurch doch nicht gerettet, denn der Prinz ließ den Fürsten von Lobkowitz mit 10,000 Mann zur Beobachtung derselben zurück. Das Elend der Einwohner erreichte eine fürchterliche Höhe. Nachdem man alle Pferde und Hausthiere geschlachtet hatte, und nichts mehr da war, was den Hunger stillen konnte, jagten die Franzosen ganze Schaaren von Männern, Weibern und Kindern aus der Stadt, die aber von den Belagerern mit Kanonenschüssen wieder zurückgetrieben wurden. Der herannahende Winter machte die Aussichten der Besatzung immer hoffnungsloser. Zuletzt beschloß Belleisle, ehe er seine Mannschaft dem Hungertode oder den Feinden Preis gäbe, lieber noch das Aeußerste zu versuchen. Er nahm die Gesundesten, etwa 14,000 Mann, zusammen, verließ in der Nacht vom 17. Dec. (1742) die Stadt in größter Stille, und zog nach Eger, wo er nach 11 Tagen ankam. Ein jammervoller Zug! Die Kälte war fürchterlich, die Gegend den Franzosen unbekannt, der Weg ging über steile Gebirge und durch tiefe verschneite Schluchten, und des Feindes leichte Reiterei fiel die armen ausgehungerten und an Händen und Füßen erstarrten Wanderer aus tausend Schlupfwinkeln an. Vier-

tausend Menschen kamen auf diesem kurzen Marsche um, eine Menge anderer fiel krank daniedeer, sobald man Eger erreicht hatte. Auch der Marschall von Maillebois hatte auf seinem Zuge vom Niederrhein nach Böhmen und Baiern, größtentheis aus Mangel an Proviant, 11,700 Mann verloren, die Menge der Pferde nicht zu rechnen, deren unmenschliche Behandlung in Kriegeszeiten ein fühlendes Herz fast noch mehr empört, als das Leiden der Menschen. Die Stadt Prag, der Mittelpunct des Elends, glich halb einem Lazareth, halb einem Kirchhofe. Den Verlust an Geld und Gütern, den sie während der Belagerung erlitten hatte, berechnete man auf 7 Millionen Thaler.

Die Nothwendigkeit, Böhmen von den Franzosen zu reinigen, hatte die östreichischen Generale gezwungen, Baiern wieder Preis zu geben; und so war es dem Kurfürsten, nunmehrigem Kaiser Karl VII., gelungen, sein Land im October 1742 wieder zu erobern. Aber die Freude dauerte nicht lange. Kaum war der Prinz von Lothringen in Böhmen fertig, so wendete er sich (im Frühjahr 1743) nach Baiern, schlug eine Abtheilung des baierschen Heeres bei Simpach (9. May), und ging über die Iser und Donau auf München los. Karl VII., der erst im April seinen Einzug in diese seine Hauptstadt gehalten hatte, mußte sie am 8. Jun. schon wieder ver-

lassen, worauf sie zum zweiten Male seiner Feindin in die Hände fiel, die bald darauf mit dem baierschen General Seckendorf einen Evacuationstractat schloß, eine östreichische Landesregierung in dem Kurfürstenthum einrichtete, und — trotz den Protestationen des flüchtigen Kaisers von Frankfurt aus — die Interminshuldigung von den Ständen annahm (Sept. 1743). Die Franzosen, anstatt ihren Bundesgenossen beizustehen, sahen dem Unglück derselben, ganz in der Nähe, ruhig zu, und zogen sich zuletzt an den Rhein zurück. Die Eifersucht der Anführer wirkte hier wie bei allen Coalitionen. Jeder wollte dem andern das Schwerste aufbürden, keiner wollte von dem andern Befehle anzunehmen scheinen, und jedem war des andern Unglück eine herzliche Freude.

Bisher hatte England nur durch Unterhandlungen und Subsidien an dem Kriege Theil genommen, aber seit 1742, da der Minister Walpole dem kriegerischgesinnten Carteret weichen mußte, mischte es sich ernstlicher darein. Es war ja die schönste Gelegenheit, Frankreich, das jetzt mit Oestreich soviel zu thun hatte, zur See noch mehr zu beschränken, dessen Kolonien zu zerstören, und sich selbst im Besitz des Welthandels immer fester zu setzen. Im Sommer 1743 schlug man los. Während die englischen Flotten die französischen Handelsschiffe wegnahmen und die

Kolonien eroberten, rückte Georg II. in Person mit einem aus Engländern, Hannoveranern, Hessen und Oestreichern zusammengesetzten Heere in das Mainzer Gebiet, und schlug die Franzosen unter dem Marschall von Noailles bei Dettingen (27 Jun. 1743), worauf sie sich über den Rhein zurückziehen mußten.

Soviel Unfälle bewogen den König von Frankreich und vor allen den armen Kaiser Karl VII., der ganz still in seinem Exil zu Frankfurt von französischen Gnadengeldern lebte, dem Hofe zu Wien Friedensanerbietungen zu machen. Aber so geschwinde aufzuhören waren die Engländer nicht Willens, und Maria Theresia, eingedenk der großen Verluste, die ihre Vorfahren seit dem dreißigjährigen Kriege unaufhörlich erlitten hatten, glaubte jetzt das Glück ihrer Waffen, die Schwäche Frankreichs und die günstige Verbindung mit England benutzen zu müssen, um, wo möglich, Elsaß oder Lothringen bei dieser Gelegenheit wieder an sich zu bringen, und Karln VII. zur Abtretung der Kaiserkrone zu zwingen. So ward also die nachdrücklichste Fortsetzung des Krieges beschlossen, und von allen Seiten neue Hülfe herbeigeschafft. Holland mußte mit Geld und Mannschaft aushelfen, und um in Italien gegen die Franzosen und Spanier sicher zu seyn, schloß man auch mit dem König von Sardinien ein Bündniß (zu Worms, 13. Sept. 1743), dem

man ein Stück von Piacenza und Mailand abzutreten, und jährlich 200,000 Pfund Sterling Kriegsgelder zu zahlen versprach. Endlich zog das Kabinet zu Wien auch den sächsischen Minister Brühl auf seine Seite, und es kam ein Vertrag zu Stande (20. Dec. 1743), kraft dessen sich Oestreich und Sachsen gegenseitig ihre Erbländer garantiren.

So wurden denn Frankreich und Deutschland zu gleicher Zeit bedroht, von Oestreich und England zerfleischt zu werden. Auch Friedrich dem Zweiten war bei diesen Aussichten nicht wohl zu Muthe. Das Bündniß mit Sachsen ließ ihn fürchten, Maria Theresia werde sich bei nächster Muße Schlesien zurückfordern wollen. Außerdem hielt er es seiner würdig, den Untergang des Kaisers, dem er selbst seine Stimme gegeben, nicht in träger Ruhe mit anzusehen, sondern sich durch eine nachdrückliche Einmischung in den allgemeinen Krieg eine geachtete Stimme im Rathe der Häupter Europens zu verschaffen. So fand der Hülfe bittende Kaiser bald bei ihm Gehör. Nur ein Umstand machte dem Vorsichtigen Sorge, die ungewisse Gesinnung Rußlands, das damals von einer Frau (der Kaiserin Elisabeth) regiert wurde, die sich leidenschaftlichen und bestechlichen Ministern überließ, und aus diesem Grunde den Engländern mehr als jedem andern Volke geneigt war. Friedrich suchte sich

jedoch dadurch eine Partei an jenem Hofe zu machen, daß er eine Vermählung des Großfürsten Peter mit der Prinzessin Katharine von Anhalt-Zerbst (der nachmals so berühmten Kaiserin) zu Stande brachte, deren Vater General in preußischen Diensten, und ihm sehr ergeben war. Als er sich so von oben her ziemlich gesichert glaubte, fing er mit Frankreich zu unterhandeln an, und erbot sich, der Königin von Ungarn eine Diversion in Böhmen zu machen, wenn die französischen Heere sie dagegen zu gleicher Zeit in Westphalen und Baiern beschäftigen wollten. Ein Hauptbündniß schloß er ferner mit Karl VII. und dem König von Schweden als Landgrafen von Hessen zu Frankfurt, dessen erster Zweck die Wiederherstellung der Ruhe im Reiche und die Einsetzung und Entschädigung des Kaisers, der zweite, geheime, aber die Eroberung Böhmens für den Kaiser und Preußen seyn sollte. Man sieht, das Glück hatte den jungen Helden kühn gemacht, und gewiß trieb ihn nicht minder das Verlangen, den Ruf, den er bisher nur diesem Glück verdankte, von jetzt an durch eigenes Verdienst in wahren Ruhm zu verwandeln.

7.

Der zweite schlesische Krieg.

(1744—45.)

So brach er dann, nach langen geheimen Zurüstungen, mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit auf (15. Aug. 1744), und rückte mit 100,000 Mann „kaiserlicher Hülfsvölker," wie es in dem Manifeste hieß, in drei Kolonnen in Böhmen ein. Die ganze Macht vereinigte sich am 2. Sept. vor Prag; Schwerin und der Prinz Leopold mußten sogleich die Stadt berennen, und nach einem heftigen Bombardement ergab sich am 16ten die ganze Besatzung. Jetzt rückte das Heer ohne Verzug den östreichischen Gränzen entgegen, und die Plätze Tabor, Budweis und Frauenberg wurden noch im September ohne große Mühe eingenommen.

Maria Thersia, in gerechter Furcht, zum zweiten male ihre Residenz verlassen zu müssen, rief eiligst den Prinzen von Lothringen vom Rheine herbei, und mit ihm vereinigten sich 22,000 Sachsen und ein großer Haufe leichter ungrischer Reiterei, zusammen eine Menschenzahl, mit der das preußische Heer sich bei weitem nicht messen konnte. Friedrich sah die Unmöglichkeit ein, Prag zu vertheidigen und zugleich ins Oestreichische zu marschiren. Er stand einige Tage

still, und überlegte mit seinen Generalen, was zu thun sey. Die dringendste Noth rieth zum Rückzuge. Das böhmische Landvolk haßte die Preußen, und entzog ihnen alle Lebensmittel. Die streifenden Uhlanen und Panduren fingen alle Depeschen des Königs und alle Zufuhr auf. Die Truppen murrten; alle Tage wurden Deserteurs vermißt. Mit großem Verluste und unter unaufhörlichen Angriffen der Feinde, die ein entscheidendes Treffen sorgfältig vermieden, mußte man sich bei Kollin und Kuttenberg über die Elbe zurückziehen. Ein schönes Magazin in Pardubitz ward von den herumstreifenden ungrischen Reitern verbrannt. Das östreichische Hauptheer, von dem trefflichen Feldmarschall von Traun angeführt, der unter dem Prinzen von Lothringen befehligte, folgte dem Könige immer nach, wußte sich aber immer durch meisterhafte Stellungen unangreifbar zu machen. So ward der König im November bis nach Schlesien zurückgedrängt, wo er in der traurigsten Verfassung ankam. Und selbst in den Winterquartieren beunruhigten ihn die unaufhörlich streifenden leichten Reiterschaaren, die nach ihrer bekannten Sitte in Schlesien auf dem platten Lande sengten und brennten, und Menschen und Vieh todtschlugen oder wegführten. Die Prager Besatzung hatte alles preußische schwere Geschütz den Feinden zurücklassen müssen. Das war der Anfang eines

Krieges, in welchem der junge Held Böhmen hatte erobern und das deutsche Reich retten wollen! Er selbst vergleicht diesen Feldzug mit Philipps des Zweiten unüberwindlicher Flotte, nennt aber doch denselben seine Schule, und den Feldmarschall von Traun seinen Lehrer.

Nimmt man hinzu, daß diese so ganz fruchtlose und schimpflich vereitelte Unternehmung seinen Schatz so erschöpft hatte, daß er zur Bestreitung neuer Kriegsbedürfnisse seines Vaters massives Silbergeräth aus dem berliner Schlosse in die Münze schicken mußte, so muß man seine damalige Lage doppelt mißlich finden. Die Franzosen hatten sich diesmal auch als treulose Bundesgenossen gezeigt, und, was ein besonders unheildrohender Umstand schien, der Kaiser Karl VII. starb plötzlich (20. Jan. 1745) in seiner Residenz München, die seine Truppen im vorigen Herbste den Oestreichern wieder abgenommen hatten, die aber bald darauf zum dritten male in der Letztern Hände fiel. Nun war wohl nicht zu hoffen, daß die Franzosen den beschwerlichen Krieg in Deutschland noch lange fortsetzen würden, und unter allen Kurfürsten war keiner, der dem Gemahl der Königin von Ungarn die Kaiserwürde streitig machen konnte. Der Triumph dieser Fürstin schien also vollendet, und was Friedrich II. jetzt von ihr zu fürchten hatte, konnte man daraus abnehmen, daß sie sich in einem War-

schauer Vertrage (8. Jan. 1745) mit England, Sachsen und Holland aufs neue seng verband, und ein Manifest ausgehen ließ, in welchem sie Schlesien für dem Hause Oestreich heimgefallen erklärte, weil der König von Preußen den Breslauer Frieden gebrochen habe.

Wirklich wurde auch dies Land mit der größten Lebhaftigkeit angegriffen. Die Kroaten besetzten Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg, und trieben überall starke Brandschatzungen ein. Am 27. Mai fiel auch die Festung Kosel in feindliche Hände, und ganz Oberschlesien ward mit Oestreichern überschwemmt. Dies gab jedoch einzelnen preußischen Helden schöne Gelegenheiten, tapfere und kluge Unternehmungen auszuführen. Der alte Schwerin, der Markgraf Karl und die berühmten Generale Winterfeld und Zieten, vollendeten hier mit einzelnen kühnen Reiterschwärmen ihre glänzendsten Thaten, und kehrten gewöhnlich mit großen Schaaren gefangener Feinde zurück. Hier war es unter andern, wo dem letztern sein berühmter Meisterstreich gelang. Der König stand bei Frankenstein, und war vom Markgrafen Karl, der 9000 Mann in Jägerndorf kommandirte, durch 20,000 Oestreicher abgeschnitten, die jede Gemeinschaft mit ihm unmöglich machten. Da aber der König seines Beistands schlechterdings bedurfte, so befahl er dem kühnen Zieten, mit seinem ganzen Regimente sich

durchzuschlagen, und die Ordre an den Markgrafen jedem Einzelnen mitzutheilen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Befehl doch an die Behörde gelangte. Zieten, der es nicht über das Herz bringen konnte, seine braven Husaren so grausam, und vielleicht dennoch zwecklos, aufzuopfern, befahl denselben, die neu angekommenen blauen Pelze anzuziehen, in denen sie den Oestreichern noch nicht bekannt waren, ja die ihnen sogar eine Aehnlichkeit mit einem kaiserlichen Regiment gaben. Dieser List vertrauend, ritt er ganz ruhig fort, lauerte eine Gelegenheit ab, wo er sich an einen feindlichen Trupp, der von Neustadt abzog, anschließen konnte, und zog so am hellen Tage mitten durch ein großes mit Feinden bedecktes Feld. Erst gegen das Ende erkannte man ihn, aber nun schlug er sich glücklich durch, und kam nicht nur mit geringen Verlust sondern selbst mit einigen gefangenen feindlichen Officieren in Jägerndorf an.

Während der König bei Frankenstein sein Heer zusammenzog, erfuhr er, daß der Prinz von Lothringen sich bei Trautenau in Böhmen mit den 22,000 Sachsen vereinigt habe, und über Schatzlar vorrücke, entschlossen, den Besitz von Schlesien so bald als möglich durch eine Schlacht zu entscheiden. Friedrich konnte ihm den Eintritt in dies Land nicht mehr wehren, er stellte sich daher, als zöge er sich furchtsam zurück, und

lockte ihn dadurch in die Falle. Am 1. Jun. bezog er ein Lager zwischen Schweidnitz und Striegau, das wegen der vielen Anhöhen jener Gegend dem Auge des Feindes fast verborgen blieb. Dieser rückte immer näher heran, und zeigte sich am 5. Jun. in den Dörfern an der Landstraße von Jauer nach Landshut, unter denen der Name Hohenfriedberg seitdem verewigt worden ist. Hier überließ er sich einer sträflichen Sorglosigkeit, auf welche bald Schrecken und Bangigkeit folgten. Denn am folgenden Tage (4. Jun. 1745), da kaum der Morgen graute, erschien die preußische Armee in schönster Schlachtordnung auf den Anhöhen von Striegau, und ehe die Oestreicher sich noch völlig gesammelt hatten, erdonnerte schon, früh um 4 Uhr, das Gebirge umher vom fürchterlichen Widerhall der preußischen Kanonen. Die Kavallerie hieb wüthend ein, und vom Anfang an war der Vortheil des Kampfes auf preußischer Seite. Alle Soldaten hatten sich auf diesen Tag gefreut, und man hat es als eine beispiellose Merkwürdigkeit aufbehalten, daß in der Nacht vor diesem Treffen kein einziger Mann desertirt ist. Der rechte Flügel mußte durch Sümpfe und Wasser waten, und fiel den Feind mit gefälltem Bajonette an. Um 9 Uhr war alles entschieden. Fünftausend Feinde lagen auf dem Schlachtfelde, 7000 waren gefangen, und eine ungeheure Menge von Ueberläufern vermehr-

ten das preußische Heer. Sechs und sechzig Kanonen, 8 Paar Pauken, 7 Standarten und über 70 Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Von den letztern hatte das Dragonerregiment Baireuth, unter der Anführung des Generals Geßler, allein 66 erbeutet. Der König ließ zur Dankbarkeit diesem braven Regimente noch auf der Wahlstatt ein Belobungsschreiben wegen seiner an diesem Tage bewiesenen Tapferkeit ausstellen, das auf ewige Zeiten bei demselben aufgehoben werden sollte, und in welchem die Namen aller dabei zugegen gewesenen Officiere verewigt wurden. Seinem Jugendfreunde Chazot aber, der als Major bei diesem Regimente stand, veränderte er das Wappen, indem er viele Fahnen und dazu die Zahl 66 und den Namen Hohenfriedberg hineinsetzen ließ. Ja er meldete der Mutter dieses tapfern Officiers die Nachricht von dem rühmlichen Verhalten ihres Sohnes in einem eigenhändigen Schreiben, das er mit einer kostbaren Dose begleitete. So liebenswürdig begeistert hatte ihn dieser Sieg, in der That auch einer der glorreichsten, die er je gewonnen, und von dem er mit Recht einen großen Theil des Ruhmes sich selbst zueignen konnte.

Der überwundene Feind mußte sich nach Böhmen zurückziehen. Friedrich, sein eignes Land zu erleichtern, folgte ihm dahin. Bei Landshut trat ihn ein Schwarm von einigen tausend Bauern

an, mit der Frage, ob sie ihre katholischen Nachbaren todtschlagen sollten, zur Vergeltung dafür, daß man ehemals sie, die Evangelischen, so hart gedrückt habe. Der König erinnerte sie daran, daß das Gebot des Evangeliums sey, seine Feinde zu lieben. Sie gaben ihm Recht, und gingen ruhig nach Hause.

Der Prinz von Lothringen bezog ein festes Lager bei Königingrätz. Die Preußen lagen ihm immer gegenüber, zuerst bei Chlum, nachher bei Jaromirs. Beide begnügten sich ein Vierteljahr damit, einander zu beobachten, und im kleinen Kriege, besonders mit der Reiterei, Vortheile zu gewinnen. Friedrich wollte theils darum nichts Großes wagen, weil er sich durch starke Detaschements (von denen eines unter andern die Feinde aus Oberschlesien vertrieb, und am 6. Sept. Kosel wieder wegnahm) sehr geschwächt hatte, theils deshalb, weil er so eben mit England in Unterhandlungen begriffen war, die vielleicht zum Frieden führen konnten. Der König Georg II. nämlich, der starken Subsidien müde, und schon mit Frankreich hinreichend beschäftigt, wünschte die deutschen Händel beendigt zu sehen; und da Friedrich nun seit des Kaisers Absterben durchaus keine neue Eroberung mehr bezweckte, und herzlich gern den Großherzog Franz zum Kaiser anerkennen wollte, so schloß Georg II. mit ihm unter dem 26. August 1745 zu

Hannover einen Vertrag, kraft dessen England die Königin von Ungarn zum Frieden zu bewegen, für sich selbst von dem Bündnisse gegen Friedrich zurückzutreten, und dem letztern die Gewährleistung aller übrigen Mächte über den Besitz Schlesiens auszuwirken versprach.

Eine erfreuliche Aussicht! Aber von kurzer Dauer. So wohlfeil sollte der junge Held den Frieden nicht erkaufen. Maria Theresia, die unterdessen die Wahl ihres Gemahls zum römischen Kaiser (13 Sept. 1745) mit Ausschluß der brandenburgischen Stimme, durchgesetzt hatte, wollte von der hannöverischen Konvention nichts wissen, sondern äußerte mit größter Lebhaftigkeit, eher wolle sie den Rock vom Leibe, als Schlesien missen. Sie schickte sogar dem Prinzen von Lothringen Verstärkung, und befahl ihm eine Schlacht zu versuchen. Und in der That, bequemer konnte der Zeitpunct dazu nicht gewählt werden. Der Prinz war jetzt fast 40,000 Mann stark, und Friedrich hatte nicht viel über 18,000 bei sich. Dazu beging der letztere die Unvorsichtigkeit, am 18. Sept. ein Lager bei Staudenz zu beziehen, das auf der einen Seite durch nichts geschützt war. Eben an dem Tage (30. Sept.), da er die Zelte abbrechen lassen wollte erhielt er, ganz früh um 4 Uhr die Nachricht, der Feind rücke in voller Schlachtordnung an. Nur ein so braves Heer als das preußische konnte einer so über-

überlegenen Anzahl ohne Furcht entgegengeführt werden, und nur ein Feldherr von Friedrichs Besonnenheit konnte in solcher Ueberraschung einen Plan zur Vertheidigung entwerfen. Die Armee mußte sich in der Geschwindigkeit mitten unter den feindlichen Kanonenschüssen stellen, und die ersten Angriffe auf die östreichischen Batterien, die nichts als Kartätschen sprühten, kosteten eine große Menge tapferer Krieger. Aber die Schnelligkeit der preußischen Reiterei stürzte dafür ganze Schaaren der verwirrten Feinde auf einander; den braven Grenadieren glückte es, eine der fürchterlichsten Batterien wegzunehmen, und der nachmals so berühmt gewordene Herzog Ferdinand von Braunschweig gewann eine sehr wichtige Anhöhe, von der er — seltsam genug! — seinen eignen Bruder Ludwig vertrieb, der im östreichischen Heere diente. Beträchtliche Fehler des feindlichen Feldherrn während der Schlacht erleichterte den Preußen den Sieg, und nach einer Arbeit von 5 Stunden floh der Feind in das Gebirge. Das war die berühmte Schlacht bei Sorr, von der Friedrich selbst gesteht, daß er ihre Gewinnung einzig dem Glück und der Tapferkeit seiner braven Truppen verdankt habe. Theure Leichen wurden freilich auch hier begraben. Auch einen Theil des Lagers hatten die Kroaten während des Treffens geplündert, und selbst des Königs Feldgeräth hatten sie mit sich

genommen. Allein der preußische Gewinn bestand dafür in 22 Kanonen, 10 Fahnen und 1700 Gefangenen, und vor allen Dingen in der freudigen, heroischen Stimmung, die eine gewonnene Schlacht dem siegreichen Heere mittheilt.

Die Gegend bei Sorr und Staudenz war indessen ausfuragirt, und die in den böhmischen Gebirgsschluchten versteckten ungrischen Reiter machten das Futterholen so beschwerlich, daß man fast um jedes Bund Stroh erst kämpfen mußte. Der König beschloß daher, sich, nachdem er Ehren halber fünf Tage auf dem Schlachtfelde stehen geblieben war, nach Schlesien zurückzuziehen. Dieser Rückzug war besonders wegen der engen Pässe bei Schatzlar sehr beschwerlich (16. Oct.). Aus allen Büschen feuerten Panduren auf die Vorüberziehenden, die sich in den tiefen Hohlwegen nicht wehren konnten, und viele verbluteten ungerächt; auch ein Theil des Gepäckes ging verloren. Der König vertheilte darauf sein Heer zwischen Schweidnitz und Striegau, und ging am 28. Oct. nach Berlin, um dort die Unterhandlungen fortzusetzen.

Aber eben, indem er den sehnlich gewünschten Frieden vorzubereiten strebte, erhielt er eine neue Schreckensbotschaft. Man entdeckte ihm (8. Nov.), der Feind habe die Absicht, sich mit den Sachsen und einem vom Rhein herbeigerufenen Corps des Generals Grüne von 10,000

Mann zu vereinigen, geraden Weges, und noch in diesem Winter, nach Berlin zu marschiren, und den König auf die Bedingungen zum Frieden zu zwingen, daß er Schlesien an Oestreich, und das Herzogthum Magdeburg sammt dem Gebiet von Kottbus und Peiz an Sachsen abtrete. Der Plan war von dem sächsischen Minister Brühl entworfen und im Wiener Kabinett genehmigt. General Grüne setzte sich schon in Marsch, und der Prinz von Lothringen rückte in die Lausitz (20. Nov.), um ihn daselbst zu erwarten.

Aber mit Sturmes Eile raffte sich Friedrich auf, dem verwegenen Anschlag zuvorzukommen. Am 14 Nov. reisete er schon wieder nach Schlesien ab, zog seine Truppen geschwind zusammen, besetzte alle Pässe nach Böhmen und die Lausitz, damit keine Kundschaft von ihm zu den Feinden kommen könne, ging am 23 Nov. ganz still bei Naumburg über die Queis, und rückte auf Görlitz los. Den ersten feindlichen Posten traf er bey Katholisch-Hennersdorf. Es waren vier sächsische Regimenter, die ganz erstaunt waren, die Preußen zu erblicken, die sie tief in Schlesien geglaubt hatten. Zietens tapferer Angriff, von den Kürassieren unterstützt, schlug sie bald in die Flucht; die braven Husaren nahmen ihnen 4 Kanonen, 2 Paar Pauken, 3 Fahnen, 3 Standarten, 1000 Gefangene und das ganze

Feldgeräth ab. Die Nachricht von diesem Gefechte verbreitete durch ganz Sachsen Furcht und Schrecken, und bewog den General Grüne, der sich schon den brandenburgischen Gränzen genähert hatte, umzukehren, und sich mit der sächsischen Hauptarmee, die unter den Befehlen des Grafen Rutowsky bei Dresden stand, zu vereinigen.

Am 25. Nov. rückte Friedrich in Görlitz ein, wo er ein treffliches feindliches Magazin fand. Der Prinz von Lothringen zog sich nach Böhmen zurück, General Winterfeld erreichte seinen Nachtrupp bei Zittau, und nahm ihm Bagage und Gefangene ab. Oberst Brandeis nahm den Sachsen in Guben ein anderes Magazin weg, und schaffte es auf 138 Wagen nach Bauzen. Von Görlitz aus befahl der König dem alten Fürsten von Dessau, mit seinem bei Halle versammelten Heere von oben her in das Kurfürstenthum einzufallen, und die Sachsen bei Dresden anzugreifen. Fürst Leopold nahm hierauf am 29. Nov. Leipzig mit Kapitulation ein, rückte — nicht mit Friedrichs Schnelligkeit — über Torgau nach Meißen, wo sich der General Lehwald aus der Lausitz mit ihm vereinigte (13. Dec.), weil die Sachsen die Meißener Elbbrücke abzubrechen versäumt hatten, und ging dann auf die Hauptstadt los. August III. war nach Prag geflohen, aber in solcher Verwir-

rung, daß die jüngsten Prinzen zurückgeblieben waren. Friedrich rückte am 15. Dec. nach Meißen, um hier mit der Hauptarmee das Schicksal des Fürsten von Dessau abzuwarten.

Gleich bei seiner Ankunft in Meißen erhielt er von dem englischen Gesandten am Dresdener Hofe die Nachricht, daß August III., der bisher alle Friedenseröffnungen von sich gewiesen, jetzt dieselben anzunehmen bereit sei. Er hatte kaum den Brief zu Ende gelesen, als draußen ein Geschrei entstand, der ganze Horizont in der Gegend von Dresden stehe in Feuer, und man höre das ferne Krachen einer entsetzlichen Kanonade. Spät am Abend brachte ein Officier die Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Kesselsdorf (15. Dec.). Der alte Dessauer hatte das sächsische Heer sammt dem Grüneschen Corps auf den Anhöhen dieses Dorfes in einer trefflichen Stellung gefunden, aber dennoch (um 2 Uhr Nachmittags) den Angriff gewagt. Fürchterlich hatten die Kartätschen aus dem Dorfe unter die preußischen Grenadiere gewüthet, aber ein allzu muthiger Ausfall der Sachsen aus demselben hatte ihnen den Verlust dieser unersetzlichen Verschanzung zugezogen. Am linken Flügel hatte des Feldherrn wackerer Sohn, Prinz Moritz von Anhalt, zum Erstaunen der Feinde, 9 Bataillone durch das eisige Wasser eines nur halb zugefrorenen Grabens geführt. Allenthalben waren die

Preußen, gleich Gemsen, steile mit Schnee und schlüpfrigem Eise bedeckte Berge hinangeklimmt, und hatten die Sachsen mit gefällten Bajonettern zurückgetrieben. Die Dunkelheit hatte dem wüthenden Gefecht ein Ende gemacht, das übrigens für die Sieger nicht minder blutig als für die Besiegten ausgefallen war, weil die äußerst ungünstige Stellung der erstern sie dem feindlichen Feuer gar zu lange ausgesetzt hatte. Ueber 8000 Todte und Verwundete von beiden Seiten bedeckten den Wahlplatz, die Preußen machten 5000 Gefangene und erbeuteten 48 Kanonen. Der Prinz von Lothringen hatte gar keinen Antheil an der Schlacht genommen, sondern im Plauenschen Grunde still gelegen, und ging nachher, da er die Bundesgenossen geschlagen sah, über Pirna nach Böhmen zurück. Die Sachsen hatten sich als brave Männer vertheidigt, und man konnte sie nur beklagen, daß sie, als freundliche Nachbaren der Brandenburger, bloß durch den Ehrgeiz eines leidenschaftlichen Ministers in solches Unglück gerathen waren.

Friedrich stieß gleich am folgenden Tage (16. Dec.) mit seinem Heere zu dem des Fürsten von Dessau, und ließ sich von diesem das Schlachtfeld zeigen. Am 18ten hielt er in Dresden seinen Einzug, besuchte den zurückgebliebenen Theil der königlichen Familie, tröstete alle auf das höflichste, und ließ ihnen alle gewohnte Ehre

erweisen. Den Ministern legte er seinen ursprünglichen Friedensplan nochmals vor, ohne den geringsten Zusatz in seinen Forderungen zu machen. Aus Wien erschien Graf Harrach mit Vollmachten: nun endlich war der Stolz der Kaiserin Königin gebeugt. Man war verwundert, den Sieger nichts weiter verlangen zu hören, als die Vollziehung der hannöverschen Convention. Allein er selbst war erschöpft, und eilte, mit seinen Feinden abzuschließen, ehe Rußland, das schon längst gedroht, sich zu ihnen gesellte. So ward dann schon am 25 Dec. zu Dresden der Friede unterzeichnet. Oestreich that zum zweitenmale auf Schlesien Verzicht, und der König von Polen versprach, nie wieder einem Feinde Preußens den Durchzug durch seine Staaten zu erlauben. Nächstdem bezahlte er noch den Preußen eine Million Thaler für rückständige Kriegsschatzungen, worauf die letztern seine Staaten sofort räumten, überall den guten Ruf zurücklassend, sich wie Freunde betragen und die strengste Mannszucht beobachtet zu haben.

Unter dem Jubelgeschrei seiner Unterthanen kam Friedrich am 28. Dec. 1745 zu Berlin an. Man holte ihn prachtvoll ein, erleuchtete die Stadt, und überließ sich ganz dem Rausche der Freude. Er selbst, in diesen festlichen Tagen zu jeder Handlung reiner Menschlichkeit begeistert, fuhr noch am nämlichen Abend zu seinem ster-

benden Lehrer du Han de Jandün, dessen Krankheit man ihm gemeldet hatte, und erheiterte durch diesen Besuch noch die letzten Tage dieses würdigen Mannes. Wohin er sich wandte, tönten ihm Lobsprüche, Bewunderung und Dank entgegen. Die Größe der Gefahr, und die Schnelligkeit, mit der er sie abgewandt, hatten die Gemüther gleich stark erschüttert.

Die Kosten dieses Krieges berechnet er selbst auf acht Millionen. In seiner Kasse fanden sich nur noch 15,000 Rthlr. Den Sachsen hatte ihr Bündniß fünf Millionen gekostet. Friedrich machte von den vielen Gefangenen, die preußische Dienste nehmen wollten, seine Regimenter vollzählig, und legte sogleich Hand ans Werk, um den Schaden wieder gut zu machen, den der Krieg in seinem Lande angerichtet hatte.

Er selber nennt diesen Krieg unnütz, und wahrscheinlich hätte er ihn auch vermeiden können. Allein wenn das Ansehen, in welches er sich durch denselben bei allen Nationen gesetzt, der begeisterungsvolle Aufschwung, den er seinem eigenen Volke dadurch gegeben, und die innige, vertrauenvolle Anhänglichkeit und Ehrfurcht für ihn, die er seitdem sein ganzes Leben hindurch behalten hat, und die noch jetzt jedes braven Preußen Herz beim bloßen Namen Friedrich erhebt — wenn diese Dinge einen Werth haben, so kann man auch nicht sagen, daß das Blut

mit welchem sie erkämpft worden, unnütz vergossen sey.

8.

Beschluß des östreichischen Erbfolgekrieges.

(1746 — 48.)

Nach dem Tode Karls VII. (20. Jan. 1745) war das unglückliche Baierland zum dritten Male in die Hände der Oestreicher gefallen. Sich dasselbe zuzueignen wagte Maria Theresia nicht. Sie war schon zufrieden, es durch Brandschatzungen erschöpft zu haben, und in dem Nachfolger ihres verstorbenen Gegners keinen sehr kühnen Rächer fürchten zu dürfen. Sie schloß daher mit dem jungen Kurfürsten Maximilian Joseph einen friedlichen Vertrag zu Füssen (22. Apr. 1745), in welchem derselbe unter der Bedingung in seine Staaten eingesetzt ward, daß er für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die östreichischen Erblande entsagte, und dem Großherzog von Toskana seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben versprach. Das Heer, welches Maria Theresia durch diesen Frieden gewann, konnte sie nun gegen die Preußen und gegen die Franzosen brauchen.

Die letztern setzten, seitdem der Marschall

von Sachsen sie befehligte, den östreichischen Truppen in den Niederlanden hart zu, brachten ihnen noch im Jahre 1745 zwei große Niederlagen bei (bei Fontenoi, 11. May. und bei Raucoux 11. Oct., und eroberten die östreichischen Niederlande bis auf Luxemburg und Limburg. In Italien hatten die Kaiserlichen zwar mehr Glück, allein ein Zug des Generals Browne in die Provence im Dec. 1746 lief eben so traurig ab, als alle bisherigen Versuche, die Franzosen in ihrem eigenen Lande zu bekriegen. Im Jahre 1747 eroberten die Marschälle von Sachsen und von Löwendahl das ganze holländische Flandern, und drohten die ganze Republik zu überschwemmen, die dadurch um Oestreichs willen gerade in dieselbe Noth gerieth, in welcher Sachsen im Jahre 1745, gleichfalls wegen seiner östreichischen Allianz, gewesen war. Die Folgen dieser Noth waren auch genau dieselben. Holland streckte flehend die Hände nach dem Frieden aus, und Oestreich durfte sich nun Ehren halber seinen Bundsgenossen nicht entziehen. Zu Aachen ward im April 1748 ein Kongreß eröffnet. Der große Eifer der holländischen und englischen Gesandten beschleunigte die Verhandlungen. Schon am 30. April kamen die Präliminarien zu Stande, und am 18. Oct. ward der Hauptfriede unterzeichnet. Alles eroberte ward wieder herausgegeben, bis auf Parma, Piacenza, Guastalla und

ein Stück von Mailand, welches Oestreich an Don Philipp, den jüngsten Sohn des Königs von Spanien, abtrat. England, Frankreich und Holland hatten in dem langen Kriege ihr Geld und ihre Unterthanen vergebens aufgeopfert, und ihre Staatsschulden beträchtlich erhöht. Am Rheine und in den Niederlanden war das Land verödet und verarmt, die Festungen zerstört. Das Haus Oestreich hingegen, auf dessen Zertrümmerung es bei dem ganzen Kriege angesehen gewesen war, hatte alle Stürme, den von Norden ausgenommen, glücklich abgewehrt, und sogar die Kaiserwürde gerettet.

9.

Friedrichs II. Privatleben.

(1746 — 1756.)

Auf Friedrichs Charakter hatten die glücklichen Erfolge seiner ersten Unternehmungen den günstigsten Einfluß. Sie stärkten sein Vertrauen zu sich selbst, und befestigten jenen edeln Stolz in ihm, nicht einen Augenblick den König zu vergessen, sondern durchaus selbst alles zu thun und zu sehen, und auch in dem friedlichen Theile seiner Regierung dieselbe Einsicht und Kraft zu zeigen, durch die er im Kriege so Großes vollführt

hatte. Als der erste Mann in seinem Staate wollte er auch der thätigste seyn, wenn man anders seinem Willen das zuschreiben kann, wozu Natur und Temperament ihn hinrissen. Denn er kannte die Trägheit gar nicht. „Du hast Recht," schreibt er einmal an Jordan, „wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang" (H. W. VIII., 182). Über seinen Arbeiten war nicht eine verworrene, planlose Geschäftigkeit. Der Geist der Ordnung, ohne welchen alles Genie sich fruchtlos abarbeitet, waltete über seinen kleinsten Beschäftigungen. Der früh entworfene Plan seines Lebens blieb bis an sein Ende unverändert. Fast jede Stunde hatte ihre genaueste Bestimmung. Nichts aufschieben, war sein fester Grundsatz, von dem weder Müdigkeit, noch übles Wetter, noch eine Lieblingsneigung ihn abbringen konnte. Schon um 4 Uhr des Morgens stand er im Sommer auf, ja zur Berliner Musterung war er um diese Zeit schon auf dem Pferde. Von dem Augenblick an, da er das Bett verließ, bis zu dem, da er sich wieder niederlegte, war er gestiefelt. Zum An- und Auskleiden, ja selbst zum Frisiren bediente er sich keiner fremden Hülfe. Sein erster Gang war an den Schreibtisch, auf welchem er die in der Nacht eingegangenen Briefe fand. Die interessanteren las er selbst, von den

übrigen mußte ein Kabinetsrath einen kurzen Auszug machen. Dann hörte er den Rapport der Officiere an, gab Befehle, trank Kaffee, und griff zu seiner Flöte. Wohl zwei Stunden lang spazierte er blasend aus einem Zimmer in das andere, und oft hat er erzählt, wie ihm mitten unter diesen Phantasien unmerklich eine Menge ernster Gedanken und neuer Entschlüsse über die wichtigsten Gegenstände durch den Kopf gegangen seyen. Wenn er die Flöte weglegte, traten die Kabinetsräthe mit ihren Excerpten herein. Er sagte ihnen hierauf, was auf jeden Brief oder auf jede Eingabe eines Ministers geantwortet werden solle, schrieb auch oft ein Paar lakonische Worte an den Rand. So sehr er die deutsche Sprache verachtete, so verlangte er doch nie ausdrücklich französische Berichte, und auf alles deutsch Eingereichte gab er eine deutsche Antwort. Er las alles selbst, und ließ selbst unschickliche Eingaben selten unbeantwortet. Alles ward mit Promptheit und Kürze abgemacht. Nach der Beendigung der Kabinetsgeschäfte zog er die Uniform an, nahm ein Buch zur Hand, oder schrieb Briefe. Das Lesen geschah laut, und mit reiner, deutlicher Stimme. Mit dem Schlag 12 Uhr ging er zur Tafel, die mit den raffinirtesten Leckerbissen seiner französischen Köche besetzt war, deren Küchenzettel er sich schon Morgens früh zur Correctur hatte bringen lassen. Diese Art des

sinnlichen Genusses erlaubte er sich um so billiger, da er denselben jedesmal durch die reizendsten geistigen Genüsse veredelte. Seine Tischgesellschaften sind berühmt. Er wählte dazu nicht bloß die geistreichsten und gebildetsten unter seinen Officieren, sondern verschrieb sich auch mehrere ausgezeichnete Humoristen, besonders aus Frankreich, um durch ihre Gespräche seine Tischstunden zu verschönern. Am liebsten führte er, wie Alexander, die Unterhaltung selbst. Er sprach schnell und fließend, und sein ungeheures Gedächtniß, seine Erfahrung, seine Belesenheit und sein Witz ließen es nie an Stoff fehlen. Wer nicht geläufig Französisch sprach, hörte bloß zu; von andern hörte er gern Einwendungen, und er haßte die Zuhörer, die nur alles trocken bejahten. Nach der Tafel blies er wieder eine halbe Stunde auf der Flöte; dann unterzeichnete er die unterdessen im Kabinett abgefaßten Briefe, trank Kaffee, und besah seine Anlagen. Die Stunden von 4 bis 6 waren gewöhnlich seinen schriftstellerischen Arbeiten aufgesetzt. Von 6 bis 7 dauerte das Konzert, in welchem er gewöhnlich drei Soloe spielte, auch wohl von Quanz oder einem andern Künstler eins hörte, wobei aber kein Nichtmusiker zugelassen ward. Nach diesem ging die Abendmahlzeit an, die in so geistreicher Gesellschaft oft bis Mitternacht währte, und in welcher ein witziger Einfall den andern jagte. Voltaire

selbst gesteht, daß diese Abendmahlzeiten wahre sokratische Gastmähler gewesen seyen. Seit dem siebenjährigen Kriege versagte er sich aus diätetischen Gründen das Essen zu Nacht, und dann verwandelten sich die Tischstunden in Lesestunden, in denen er sich mit einem zu sich gerufenen Gelehrten über das Gelesene unterhielt.

In der Eintheilung des Jahres machten die festgesetzten militärischen Geschäfte die Hauptabschnitte. Hier blieb fast alles bei der von Friedrich Wilhelm I. eingeführten Ordnung. Bestimmt am 17. und 18. May war bei Potsdam die Truppenmusterung, am 21. — 23sten bei Berlin, am 26. — 28sten bei Magdeburg, am 2. Jun. bei Küstrin, am 3ten und 4ten bei Stargard, am 8. — 10ten in Preußen. Nach einer Brunnenkur in Sanssouci, seinem Sommeraufenthalte, trat er am 14. August die Revüereise nach Schlesien an. In der ersten Hälfte des September besah er das Artilleriekorps, und vom 21. — 23sten war wieder in Potsdam Herbstmanöver. Gegen das Ende des November bezog er das Schloß zu Potsdam, und während der Carnevalszeit (24. Dec. bis 24. Jan.) wohnte er in Berlin.

Auf seinen Reisen erkundigte er sich nach allem, merkte sich alles, und überraschte gern durch scheinbare Allwissenheit. Die Amtleute und Landräthe mußten oft neben seinem Wagen herreiten,

und von ihren Angelegenheiten erzählen. Mit Bauern und geringen Leuten redete er treuherzig, mit Vornehmen zurückhaltend und kurz. Einen Staatsrath hatte er nicht. Seine Minister mußten alles schriftlich an ihn berichten, und erhielten die königliche Resolution wieder schriftlich aus dem Kabinet. Seine Eifersucht auf eigene Autorität war so groß, daß er selbst einen guten Vorschlag rasch verwarf, wenn ihm derselbe nicht in der Gestalt einer bescheidenen Anfrage oder Muthmaßung vorgelegt ward, doch ließ er darum das Gute selbst nicht verloren gehen, sondern brachte es gewöhnlich bald darauf als seine eigene Idee wieder vor.

Weil er durchaus allein Herr seyn wollte, so brachte ihn jeder andere Despotismus auf, der in seinem Lande verübt ward. Bauern, welche von ihren Edelleuten hart behandelt wurden, fanden in ihm gewiß den kräftigsten Vertreter. Aus demselben Grunde war ihm der ganze geistliche Stand verhaßt, weil er ihn als eine Corporation betrachtete, die sich einer despotischen Gewalt über die Gemüther des Volks anmaßte, das, bethört durch einen Wust ererbter Meinungen, ihren — wie er glaubte — vernunftlosen Lehren blindlings Gehör gebe. Die französischen Räsonneurs, die ihm diese Ansicht vom geistlichen Stande beigebracht hatten, waren, durch die Beobachtung des katholischen Clerus in ihrem Lande

auf

auf dieselbe geleitet worden, und kannten das Wesen des protestantischen Christenthums nicht, welches nie zu den Mißbräuchen jenes führen kann. Vor allen Dingen aber fehlte es ihnen gänzlich an einer klaren Einsicht in die Natur des Glaubens und in die Wohlthätigkeit und Weisheit der Einrichtung, vermöge welcher dem Menschen auf den niedrigen Stufen der Kultur, wo er noch wenig von der Welt mit seiner Vernunft begreift, eine desto lebhaftere Willigkeit verliehen ist, ein fremdes Denk- und Lebenssystem in sein Gedächtniß aufzunehmen, das alsdann bei ihm die Stelle selbst erworbener Grundsätze vertrittt. Es läßt sich von Friedrichs großem Geiste wohl annehmen, daß er hierüber durch eigene Betrachtungrn gewiß zu weit helleren Einsichten gekommen seyn würde, wenn nicht besonders Voltaire, dessen Geist und Gelehrsamkeit er weit überschätzte, ihn durch seinen Witz vom rechten Wege abgeführt, und ihn — seltsam genug — dadurch selbst abergläubisch gemacht, und ihm Vorurtheil für Vorurtheil gegeben hätte *). Noch kann ihn entschuldigen, daß er in

*) Wenn man Friedrichs Hochachtung für Wolff in den Briefen an Suhm mit der Geringschätzung vergleicht, mit der er H. W. I., S. 83. von diesem Philosophen spricht, wer sieht da nicht den Sieg des voltairischen Witzes über den subtilischen Verstand! — Und würde sich Friedrich wohl nach eigener Lectüre der

früheren Jahren seinen eigenen, sonst so freiheitliebenden Vater in den Banden der Predigerfurcht hatte gehen sehen, und daß der bekannte Joachim Lange aus Halle, den er 1738 an der königlichen Tafel kennen gelernt, sich ihm durch seinen geistlichen Hochmuth und seine leidenschaftliche Verschwärzung Wolffs äußerst verhaßt gemacht hatte. Bekannte Anekdoten von Friedrichs Geringschätzung der Geistlichen sind, daß er sie Pfaffen, Muckerpack, Schäker, Thiere sonder Vernunft nannte; daß er 1745 den jüngern D. Franke, der aus wohlmeinender Absicht keine Komödianten in Halle dulden wollte, zwang, selbst ihre Vorstellungen zu besuchen und darüber ein Atteſt von ihnen selbst einzuschicken; — daß er einen ehrlichen Prediger aus Pommern (1746) nach Potsdam kommen ließ, um ihn von zweien seiner Tischgenossen (Pöllnitz und d'Argens), die sich geistlich kleiden mußten, examiniren zu lassen, wobei er selbst hinter dem Schirme stand, u. s. w. Alles Beispiele, welche zeigen, wie ungerecht man werden kann, während man für die Vernunft selbst zu eifern meint.

Friedrich, nun schon als Feldherr, Dichter, Virtuose und Freund der Wissenschaften in Eu-

1

Schriften Rousseau's bewogen gefunden haben, diesen edlen Schriftsteller einen Schandfleck der Litteratur zu nennen, wie er H. W. XI, 251. thut?

ropa bekannt, wollte jetzt auch die übrigen Künste in sein unfruchtbares Vaterland einführen, und die Rohheit vertreiben, die noch von der vorigen Regierung her in den öffentlichen Vergnügungen herschte. Mit dem Anfang seiner Regierung hatte der Geheime Finanzrath von Knobelsdorf den Bau des schönen Berliner Opernhauses begonnen, und am 1. Dec. 1742 ward schon die erste Oper (Kleopatra) darin aufgeführt. Italien und Frankreich lieferten die Sänger und Tänzer. Der König beschäftigte sich so lebhaft auch mit diesen Dingen, daß er selbst die Proben besuchte, mit den Sängern sprach, und vieles nach eignen Ideen anordnete. Die Bibliothek ward ansehnlich vermehrt, eine Münzsammlung angelegt, und 1742 eine schöne Sammlung von Antiken gekauft (für 22,500 Rthlr.), die der französische Kardinal Polignac in Italien zusammen gebracht hatte. Zu einer Bildergallerie ward erst späterhin ein Anfang gemacht, weil der wirthliche Monarch sich selbst die Befriedigung einer Lieblingsneigung nicht eher erlaubte, als bis die dazu bestimmte Kasse wieder gefüllt war. Denn bis an sein Ende hielt er an der ökonomischen Maxime, nie die Kassen zu vermischen.

Berlin und Potsdam verschönerten sich nun von Jahr zu Jahr. 1747 ward das große und schöne Invalidenhaus fertig, und der Bau der

katholischen und der Domkirche angefangen *) Das abgebrannte Schmiedeberg ward ganz neu aufgebaut. In Neustadt-Eberswalde ward eine ganze Vorstadt von 50 Häusern für die Messer- und Scheerenschmiede errichtet (1751). 1754 erhielt Berlin eine Zuckersiederei. Den Oderbruch und andere Gegenden urbar zu machen, wurden eine Menge Kolonisten ins Land gezogen.

Sanssouci, dies schöne, freundliche Sommerschloß, dessen Bau 1745 nach Knobelsdorfs Rissen angefangen worden war, ward am 1. May 1747 durch ein fröhliches Fest eingeweiht. Hier verlebte Friedrich im Schooße der Musen und der Freundschaft seine glücklichsten Stunden; aber es schien, als wollte das Schicksal selbst ihn jener zarteren Gefühle immer mehr entwöhnen. Zwei seiner liebsten Gesellschafter, Jordan und Kaiserling, hatte ihm der Tod schon im Sommer 1745 entrissen; ihnen folgte 1747 der gleich innig von ihm geschätzte Generalmajor von der Goltz, und 1751 der Generallieutenant Graf von Rothenburg. Beide letzteren besuchte der Kö-

*) Als aus dem abgebrochenen alten Dom die messingenen Särge der Kurfürsten in den neuen gebracht wurden, ließ der König den des großen Friedrich Wilhelm öffnen, betrachtete lange schweigend die noch sehr kenntlichen Züge, und sagte dann zu seinen Begleitern: „Messieurs, der hat viel gethan".

nig selbst mit sichtbarer Bewegung in ihrer Krankheit, und oft hörte man ihn nachher noch rufen: „Warum mußte ich diese Männer verlieren!“ Mit großem Schmerze trennte er sich auch von dem schwedischen Gesandten, Grafen von Rudenschöld (1748), den man in Berlin nur den Ministre favori nannte. Der Lustigmacher la Mettrie starb 1751. Algarotti d'Argee und Chasot verließen ihn das Jahr darauf, und so blieb ihm niemand als der Marquis d'Argens, der Präsident Maupertuis, Mylord Marschall (Bruder des Feldmarschalls von Keith, eigentlich Erbmarschall von Schottland), und der Baron Pöllnitz. Der letztere diente nur zum Ziel des königlichen Witzes. An Maupertuis respectirte Friedrich die bei ihm vermutheten Kenntnisse, und an Mylord Marschall den exemplarisch biedern Charakter. Von allen dreien etwas vereinigte der hypochondrische Marquis d'Argens in sich. Nur ein Charakter wie der seinige konnte eines Friedrichs Freundschaft beinahe 30 Jahre lang festhalten. Er war geistreich genug, um den wohlgelaunten König zu unterhalten, biegsam genug, um dem übelgelaunten zu rechter Zeit auszuweichen, und gutmüthig genug, um seinem hohen Gönner, trotz manchem bittern Scherze, von ganzem Herzen ergeben zu bleiben.

Ohne diese letztere Eigenschaft mag der vertraute Umgang mit einem Könige von Friedrichs

Geist allerdings eine gefährliche Sache seyn. Wenn zu soviel Witz und soviel Aufgelegtheit, die Fehler Anderer muthwillig hervorzuziehen, noch das Bewußtseyn der entschiedensten äußern Ueberlegenheit hinzukommt, wenn noch die Kraft des Weins und fein gewürzter Speisen die Lebensgeister unnatürlich erhitzt; wenn ferner die Macht der täglichen Gewohnheit die Achtung auch für den ehrenwerthesten Mann allmälig herabstimmt, so ist Schonung und Mäßigung vielleicht eine übermenschliche Forderung. Nun nehme man dazu, daß die Gereizten sich nicht waffenlos fühlten, daß sie ihre Waffen zu gebrauchen wagten, und daß dem Urheber der Neckerei alsdann, um seine Würde zu retten, nichts übrig blieb, als den König zu zeigen; so wird man es ganz begreiflich finden, daß die besten Köpfe sich in dieser peinlichen, wiewohl sehr glänzenden, Gesellschaft nicht lange gefielen, und daß z. B. der französische Mathematiker d'Alembert selbst einen Jahrgehalt von 6000 Rthlr. ausschlug, um nur dieser Gesellschaft zu entgehen *).

Nicht so klug war Voltaire, und doch hatte dieser gerade das meiste zu fürchten. Wir wissen, daß der König ihn gleich nach dem Antritt

*) Beispiele von des Königs muthwilligeren Scherzen kann man finden in Steins Charakteristik I., S. 101. und III., S. 220.

seiner Regierung in Wesel kennen lernte. Nachher kam er als Kundschafter 1742 zweimal auf acht Tage nach Berlin, von denen jeder Tag dem König, wie er in einem Briefe an Jordan klagt, 550 Rthlr. kostete, und endlich ließ er sichs 1750, nach dem Tode seiner Maitresse, auf vieles Zureden Friedrichs, gefallen, seine Wohnung in Sanssouci aufzuschlagen. Der sonst so sparsame Monarch gab ihm 4000 Rthlr. Reisegeld, und einen Jahrgehalt von 3000 Rthlr. für sich, und 2000 für seine Nichte, nebst freier Wohnung im Schlosse, auch freier Tafel und Equipage, und machte ihn zum Kammerherrn und zum Ritter des Verdienstordens. Bei seiner Ankunft ging er ihm bis an den Wagen entgegen, umarmte ihn, und führte ihn selbst in seine Zimmer. In seiner Gesellschaft wollte er durchaus nicht König seyn; willig huldigte er dem Geiste, den er so hoch über den seinigen setzte; und wenn es gleich höchstwahrscheinlich von Voltaire schändlich erlogen ist, daß Friedrich ihm die Hand geküßt habe, so ist doch soviel gewiß, daß dieser große Mann in einer Begeisterung, die ihm zur Ehre gereicht, zu Anfang der Bekanntschaft seiner Würde mehr gegen ihn vergeben habe, als ihm nachher lieb gewesen ist. Eine Zeitlang war er entzückt über seine neue Erwerbschaft. Voltaire diente ihm statt aller andern Unterhalter, und da jeder den andern vergötterte, so waren sie beide zufrieden.

Aber die Nähe minderte auch hier, wie überall, die Bewunderung. Friedrich sah, daß der große Dichter auch große Fehler habe; er erfuhr, daß der Mann, der in seinen Werken die erhabensten Gesinnungen zur Schau trug, heimlich die halb abgebrannten Wachslichter aus dem Schlosse einstecke, um sich eine Ausgabe zu ersparen; ja daß er in einen starken Verdacht gerathen sei, einen berlinischen Juden mit falschen Diamanten betrügen gewollt zu haben — er sah dieses göttliche Genie mit der Wuth eines eifersüchtigen Weibes auf jeden andern losfahren, der sich ausser ihm anmaßte, mit dem Könige zu sprechen, und mit der hämischsten Bosheit diejenigen verlästern, deren moralischen Werth er nicht aufzuwiegen sich bewußt war. In den Abendunterhaltungen ließ er durchaus keinen neben sich aufkommen als den König allein, und schlug nicht selten, wenn alles in der besten Laune war, einen der Andern auf eine so unartige Weise nieder, daß es Friedrichen selbst verdroß. Den giftigsten Neid ergoß er auf Maupertuis, und nicht genug, ihn persönlich zu kränken, wollte er ihn in einer beißenden Schmähschrift vor der ganzen Welt lächerlich machen. Der König nahm sich des Gekränkten an, allein jener gab die Schrift trotz dem Verbot heraus. Es kam hierauf zu heftigen Reibungen. Friedrich, der große Friedrich, mußte, zur Strafe für seine frühere Ver-

traulichkeit, jetzt Grobheiten von dem unverschämten Franzosen hinnehmen, und es dulden, daß derselbe hinter seinem Rücken auf das verächtlichste von ihm und seinen Versen sprach. Er ließ ihm zwar den Kammerherrnschlüssel und das Ordensband wieder abfordern, aber so furchtbar schien ihm des Dichters Feder, daß er ihm lieber vergeben wollte, was er keinem Könige vergeben hätte, als gänzlich mit ihm brechen. Er schickte ihm die Ehrenzeichen zurück, lud ihn wieder zu sich ein, der geschmeidige Franzose that beschämt und schien die Treuherzigkeit selbst; unter tausend gegenseitigen Schmeicheleien erfolgte die Versöhnung. Aber es dauerte nicht lange. Voltaire benutzte eine Gelegenheit, nach Frankreich zurückzugehen, (1753), und um noch ein gutes Profitchen mitzunehmen, steckte er heimlich ein Paket Gedichte vom Könige ein, die er in Frankreich gegen ein ansehnliches Honorar drucken lassen könnte. Dieser Gaunerstreich war um so schändlicher, da Friedrich keines dieser Gedichte für den Druck bestimmt hatte. Auch ward derselbe, da er das Paket vermißte, darüber so aufgebracht, daß er dem Diebe auf der Stelle nachsetzen, und ihn in Frankfurt am Main so lange festhalten ließ, bis er das Manuscript, das noch in Leipzig war, herbeigeschafft hatte. Diese Behandlung von einem großen Könige, von dessen Freundschaft Voltaire vorher soviel Rühmens gemacht

Brausestoff sammelt, von Tage zu Tage sich heimlich mehrt, und endlich in seiner letzten furchtbarsten Wirkung hervorbricht: so pflanzen die Leidenschaften der Erdbeherrscher den kriegerischen Stoff auf der Erde ins Unendliche fort. Kein Friedensschluß söhnt Parteien aus, die von gegenseitiger Eifersucht entzündet sind. Sie gehen ihn nur ein, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen, und lechzen schon, indem sie ihn unterzeichnen, vor Begierde, ihn nach gesammelter Kraft wieder brechen zu können.

Unselige Leidenschaft der Könige! seufzt mancher gutmüthige Menschenfreund. Und noch unseligere Dummheit der Beherrschten, sich für solche Könige auf die Schlachtbank führen zu lassen! — Dies ist nicht religiös gedacht. Der Urheber der Welt machte die Leidenschaften zu den Gewichten an der großen Menschheitsmaschine: er band auch die Schicksale ganzer Nationen an den Willen einzelner Menschen, und gab den großen Männern, die er zu Vollbringern mächtiger Revolutionen bestimmte, jene magnetische Kraft, mit welcher sie so wunderbar Millionen Anderer an sich zu ziehen, und für ihre Plane zu begeistern wissen. Hier sehen wir also ewige göttliche Gesetze, und darum kein Wort mehr von Tadel! Es ist der Gang der Nothwendigkeit.

In Thereſiens Herzen war der Gedanke

an Schlesiens Verlust ein unverschmerzlicher Dorn. Zehn Jahre lang übte sie ihre Krieger nicht minder eifrig als Friedrich die seinen, um bei nächster Gelegenheit den Kampf mit diesem Verhaßten furchtbarer erneuern zu können. Elisabeth, Rußlands Beherrscherin, hatte längst mit der eifersüchtigsten Regung das kühne Emporstreben eines Nachbars betrachtet, der mit ihr um das Schiedsrichteramt im Norden Europens wetteifern zu wollen drohte. In Sachsen regierte ein aufgeblasener Minister, der bekannte Graf von Brühl, der Friedrichen persönlich haßte, weil dieser nie anders als verächtlich von ihm zu sprechen pflegte, und der aus Rachsucht unaufhörlich an den mächtigeren Höfen in die Glut blies, um ein recht gewaltiges Kriegesfeuer gegen Preußen zu entzünden. England war unzufrieden, im letzten Friedensschlusse zu Aachen (1748) nicht mehr errungen zu haben, und Frankreich traf mit diesem anmaßenden Nachbar in den fernen Kolonien, wo beider Handelsschiffe sich begegneten, jeden Augenblick feindselig zusammen. Durch ganz Europa herrschte ein allgemeines Mißtrauen. Ein Hof spionirte den Geheimnissen des andern nach, die kleinste Bewegung verursachte Kurierwechsel und Gesandtenvorstellungen. Jeder erwartete irgend ein neues Ungewitter, und suchte sich durch Bündnisse bei Zeiten sicher zu stellen.

Endlich brach es aus. England wollte den

ersten Schlag thun (1756) und den Seekrieg mit Frankreich eröffnen *). Aber mit diesem stand Friedrich im Bunde, und was war nun mehr zu fürchten, als daß dieser stets gerüstete Held in Hannover einfallen würde! Dies zu verhindern, wandte man sich an Rußland. Elisabeth, durch Friedrichs Sarkasmen auf ihre Sinnlichkeit persönlich beleidigt, erbot sich wirklich, gegen 150,000 Pfd. Sterl. englischer Subsidien 55,000 Mann an die preußischen Gränzen rücken zu lassen, um Friedrichen, sobald er etwas gegen Hannover unternähme, in den Rücken zu fallen.

Maria Theresia, längst mit Elisabeth im Bündnisse, war über diese Verbindung hoch erfreut. Friedrich desto weniger. Er glaubte sich von der lauen Freundschaft der Franzosen wenig versprechen zu dürfen, und fiel daher auf den Gedanken, es einmal mit England selbst zu versuchen. Er versprach, Georg II. als Freund zu dienen, wenn er die Unterhandlungen mit Rußland wieder aufgeben wolle. Dies ward mit Freuden angenommen, Elisabeth stellte ihre Rüstungen ein, und zwischen England und Preußen ward am 16. Jan. 1756 zu Westminster ein Bündniß unterzeichnet.

Dies beunruhigte wieder alle übrigen Höfe. Maria Theresia, durch ihren Minister Kaunitz

*) Siehe oben Seite 300.

verleitet, trachtete nun nach einem Gegenbündnisse mit Frankreich, und vergaß aus Rachsucht gegen Friedrich ihren Stolz so sehr, daß sie der königlichen Buhlerin Pompadour die schmeichelndsten Briefe schrieb. So kam am 1. Mai 1756 zu Versailles eine Freundschaft zwischen zwei Völkern zu Stande, die sich seit Jahrhunderten tödtlich gehaßt hatten. Aber das war kein glücklicher Gedanke. Die Engländer nannten den Versailler Traktat nur eine politische Mißgeburt.

Jetzt schien alles zum Schlagen fertig. Auf dem Weltmeere war schon offene Fehde. In Deutschland herrschte noch bange Stille. Nur die Kabinetter waren in emsiger Bewegung. Auch erfuhr man, daß in Böhmen, Mähren und Kurland Truppen zusammengezogen und Magazine angelegt würden. Friedrich, der immer sein Schlesien im Auge hatte, sparte keine Bestechungen, um von den Anschlägen seiner Feinde Kundschaft zu erhalten.

Ein treuloser Schreiber aus dem Dresdener Kabinet erfüllte alle seine Wünsche, indem er ihm heimlich Abschriften von allen Depeschen verschaffte, die zwischen dem sächsischen, östreichischen und russischen Hofe gewechselt wurden. Friedrich ersah daraus, daß diese drei Mächte im schönsten Einverständnisse unter einander den Beschluß gefaßt hatten, ihn bei nächster Gelegenheit nachdrücklich zu überfallen, uns ihn zu der Ohnmacht

und Unbedeutendheit seiner Vorfahren herabzudrücken. Die Abrede war die, daß Oestreich Schlesien, und Sachsen einige andere Stücke von Brandenburg erhalten solle. Auch hatte Brühl sehr gebeten, daß man Sachsen nicht voranstellen möchte, sondern daß es sich erst dann öffentlich an die übrigen Feinde anschließen dürfte, wenn — wie der Ausdruck war — „der Ritter schon im Sattel wankte". Der Kurfürst (d. h. Brühl) wollte ihm daher unter dem Schein der Neutralität den Durchmarsch nach Böhmen erlauben, um ihm nachher desto sicherer in den Rücken fallen zu können. Uebrigens wollte man die Sache noch bis zum künftigen Jahre aufschieben, und dann es so zu karten suchen, daß Friedrich nach seinem heftigen Temperament, selbst den ersten Schlag thun müßte, damit er doch das böse Gerücht im Publikum gegen sich bekäme.

Das alles erfuhr der König, und schnell stand sein Entschluß fest. So wie die Klugheit rieth, den Angreifern zuvorzukommen, so bewogen ihn Rachsucht und Politik zugleich, sich zuerst des Sachsenlandes zu versichern, und dasselbe mit Gewalt zu seinem Bundesgenossen zu machen. Durch einen schnellen und entschlossenen Streich hoffte er alle Anstalten seiner Feinde auf einmal zu zerstören, und so den ganzen Krieg im Keime zu ersticken. Wie eine Feuerflamme wollte er über Böhmen herfallen, und alles aus einander ja-

jagen. Allein schon auf der Hälfte des Weges hemmten ihn unerwartete Hindernisse.

Der Anfang war des großen Schauspiels würdig, das sich jetzt eröffnen sollte. Ehe es ein Mensch gedacht, standen 70,000 Preußen in den Waffen. Am 29. Aug. 1756 hielt der Gesandte des Königs in Dresden um freien Durchzug an, und denselben Tag betraten auch schon die preußischen Kolonnen den sächsischen Boden. Kraft, Schnelligkeit und Ordnung bezeichneten jeden Schritt des furchtbaren Rächers. Wittenberg, Torgau, Leipzig und viele andere Städte wurden ohne Umstände mit preußischen Truppen besetzt, und die Hauptstadt selbst sah am 9. Sept. den Feind in ihren Mauern. Der erschrockene König von Polen flüchtete in der Angst mit seinem Minister Brühl zum Grafen Rutowsky, der in der Geschwindigkeit 17,000 Krieger zusammengebracht hatte. Brühls Idee war, mit dieser Schaar nach Böhmen hinüberzugehen, und daselbst den kaiserlichen Feldmarschall Browne zu verstärken. Aber auf des französischen Gesandten Broglio klügern Rath beschloß man, ein festes Lager zwischen Pirna und Königstein zu beziehen, und dadurch den König aufzuhalten, und Brownen Zeit zu verschaffen. Dies geschah am 2. Sept.

Friedrichs erste Absicht war indessen gar nicht, gegen Sachsen feindlich zu verfahren. Er wollte

es vielmehr, wie einst Gustav Adolf, nur mit Gewalt zu seinem Bundsgenossen machen. Darum gebot er nicht nur seinen Truppen die größte Mäßigung, sondern trat auch mit August III. in einen lebhaften, höchst freundschaftlichen Briefwechsel. Aber der König, d. h. Brühl, geiobte nichts als Neutralität: ein vages Versprechen, das zu nichts führen konnte. Wie hätte man einem Brühl trauen, und einen Feind im Rükken lassen können, der die Proviantzufuhr auf der Elbe, ja die Armee selbst so leicht abschneiden konnte?

Es blieb also bei der Feindschaft, und so war es auch für Friedrichen zuträglicher. Er konnte sich nun der Hülfsquellen dieses reichen Landes bedienen, ohne einem Bundsgenossen von seinen Unternehmungen Rechenschaft ablegen zu dürfen. Die wohlversehenen Zeughäuser zu Dresden, Weißenfels und Zeiz wurden nun ausgeräumt, und die Waffen sammt dem Geschütz nach Magdeburg geschafft. Das ganze sächsische Conferenzministerium ward außer Thätigkeit gesetzt, und eine preußische Landesadministration in Dresden angeordnet. In Torgau bildete sich ein Kriegscommissariat, welches durch Ausschreiben allen Einnehmern kurfürstlicher Gefälle im ganzen Lande gebot, dieselben nicht mehr an den Landesherrn, sondern an den König von Preußen zu entrichten. Allenthalben wurden die öffent-

lichen Kassen, desgleichen die Bergwerke, die Münze und die Porzellanfabrik in Beschlag genommen, und die Kanzleien versiegelt.

Alle diese Gewaltthätigkeiten, die der Drang der Umstände nothwendig machte, geschahen mit einer Würde, die jeden Verdacht persönlichen Eigennutzes unterdrückte. Das Eigenthum der Unterthanen ward auf alle Weise geschont, und die von Natur so treuherzigen Sachsen standen bald mit ihren Gästen im besten Vernehmen. Friedrich selbst legte in sein Betragen alle ersinnliche Artigkeit. Er ließ die Königin von Polen in Dresden höflich begrüßen, nahm von allen Standespersonen Besuche an, und hielt offene Tafel vor unzähliger Zuschauer Augen.

Unterdessen liefen schon eine Menge kaiserlicher Mandate, Aufforderungen, Abmahnungen, u. dgl. im deutschen Reiche herum. An Friedrich selbst erging ein solches „Dehortatorium" vom 13. Sept., worin er väterlichst von dem Reichsoberhaupte ermahnt ward, von seiner „unerhörten, höchst sträflichen Empörung" abzustehen, dem König von Polen alle Kosten zu erstatten, und still nach Hause zu gehen. In einem andern Schreiben ward allen seinen Generalen und Kriegsobersten befohlen, ihren gottlosen Herrn bei Strafe zu verlassen, und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen. Friedrich ließ dagegen eine ausführliche Erzählung aller gegen ihn

geschmiedeten Kabinetsränke sammt den Urkunden drucken, die er sich jetzt aus dem Dresdener Archiv, fast mit Gewalt *), verschafft hatte.

Die Stellung der sächsischen Armee in ihrem unangreifbaren Lager war ihm, der so gern nach Böhmen geeilt wäre, allerdings beschwerlich. Ueber 4 Wochen mußte er sie wie in einer Festung belagern, und nur vom Hunger konnte er ihre Uebergabe erwarten, wenn es nicht etwa gar den Oestreichern glückte, sie noch aus ihrem Kerker zu befreien. Wirklich näherte sich der Feldmarschall Browne in dieser Absicht, und ging schon am 30. Sept. bei Budin über die Eger. Schlug man ihn nicht, so war Sachsen verloren.

Mit einem heroischen Vorsatze also traf Friedrich an eben diesem 30. Sept. bei seiner Beobachtungsarmee ein, die bisher unter dem Kommando des Feldmarschalls von Keith, mit dem Gesicht nach Böhmen zu gestanden hatte. Indem beide Armeen einander entgegenrückten, trafen sie am folgenden Morgen bei dem Städtchen Lowositz zusammen (1. Oct.). Die gebirgige Gegend hinderte den östreichischen General, von seiner ganzen Armee Gebrauch zu machen. Schon

*) Die Königin von Polen deckte die Thür lange mit ihrem Rücken, bis der abgesandte Officier auf seinen Knien sagte, er habe Befehl, im Nothfall Gewalt zu brauchen. Darauf öffnete ein Schlosser die Thür.

früh um 7 Uhr begann die Kanonade, aber ein dicker Nebel, der sich erst um Mittag ganz verzog, machte beide Feldherren verlegen, und verzögerte den Ausgang der Schlacht bis Nachmittags um 3 Uhr. Ein schönes Manöver des Herzogs von Bevern, der die Infanterie des linken Flügels mit gefälltem Bajonet gegen den Feind führte, entschied den Sieg, den ersten in diesem Kriege, für die Preußen. Browne führte sein Heer wieder über die Eger nach Budin zurück.

Des Königs Freude über den errungenen Vortheil war nur mäßig. Browne war nur halb geschlagen, und noch immer mächtiger als er. Auf dem Schlachtfelde lagen mehr preußische als östreichische Leichen. Der Feind hatte sich so einsichtsvoll und tapfer vertheidigt, daß man wohl sah, man habe nicht mehr die Oestreicher der beiden schlesischen Kriege vor sich. Aber auch Friedrichs eigene Truppen nöthigten ihm durch ihre Ordnung, Besonnenheit und Tapferkeit eine fast ehrfurchtsvolle Bewunderung ab. „Jetzt habe ich gesehn, was meine Truppen vermögen", schrieb er in einem Berichte; und in einem Schreiben an den F. M. Schwerin sagte er sogar: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandiren". Ein klug gewählter Ausdruck, um das Ehrgefühl seiner Krieger aufs feurigste zu entflammen.

Die armen Sachsen hörten mit tiefem Schmerze das stolze Victoriaschießen der Preußen rings auf den Felsenhöhen, die ihr Gefängniß einschlossen. Schon längst hatten sie nur halbe Rationen bekommen, den Pferden blieb nichts als Stroh und Gras, und viele mußten gar niedergestochen werden, weil man sie nicht ernähren konnte. Eine Aussicht blieb noch übrig. Man wollte in einer Nacht über die Elbe gehen, und sich jenseits nach Böhmen durchzuschlagen suchen. General Browne sollte ihnen dabei entgegen kommen. Aber es trat ein entsetzliches Regenwetter mit schauerlichen Stürmen ein; man konnte auch mit der Brücke nicht zur rechten Zeit fertig werden; unterdessen besetzten die Preußen jenen Ausgang mit fürchterlichen Batterien, und Browne, der sich schon bis Schandau vorgewagt hatte, und keine Sachsen kommen sah, auch das Terrain höchst nachtheilig fand, kehrte wieder um. Die Sachsen gingen indessen wirklich über die Elbe, und formirten sich unter dem Lilienstein, aber unaufhörlich verfolgt von dem fürchterlichsten Kononenfeuer der Preußen, kraftlos hinsinkend in dem Schlamm der durchgehenden, ausgeregneten Wege, zitternd vor Frost und Nässe, und fast erschöpft vor Hunger und Mattigkeit, denn seit 3 Tagen hatten sie weder gegessen noch geschlafen. Und kein Oestreicher ließ sich sehen; alle Hohlwege waren von dem Feinde besetzt. In

dieser Noth gereichte es den braven Männern nicht zur Schande, die Waffen von sich zu werfen. Am 14. Oct. bot ihr Anführer, Graf Rutowsky, dem König eine Capitulation an. Friedrich, jetzt mehr als jemals erzürnt, machte harte Bedingungen. Die ganze Armee, noch 14000 Mann stark, mußte sich mit Waffen und Munition zu Kriegsgefangenen ergeben. Nur die Fahnen und Standarten erlaubte er im Zeughause aufzustellen. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen, frei gelassen, die Gemeinen, deren unnütze Einkerkerung in den Kasematten Millionen gekostet haben würde, wurden gezwungen, preußische Dienste zu nehmen. Man sah diesen wackern Leuten den verbissenen Ingrimm an, mit welchem sie den Eid der Treue schwuren, auch entsprang der größte Theil derselben bei der ersten Gelegenheit. Ganze Regimenter gingen durch, und zogen, ihrem König treu, nach Polen. Dahin ging auch August mit seinen beiden Söhnen und seinem Minister Brühl, nachdem er dem König davon Anzeige gemacht hatte. Dieser traf sogar Anstalten, von seinem Wege durch Schlesien jeden Anblick preußischer Waffen zu entfernen, eine Höflichkeit, die jenen für den erlittenen Schmerz wenig entschädigen konnte.

Der Feldzug war nun für dies Jahr zu Ende. Die Oestreicher zogen sich tief in Böhmen

zurück, die Preußen nahmen ihre Winterquartiere in Schlesien und Sachsen. Friedrich blieb in Dresden, besorgte die Landesadministration, verlangte von den Landständen Kriegssteuern und 10,000 Rekruten, las, schrieb, dichtete, spielte die Flöte, besuchte die Oper, die Bildergallerie und Hasses Konzerte; ja um des Volkes Willen hörte er sogar eine Predigt in der Kreuzkirche an (21. Nov.), und beschenkte die Kreuzschüler mit Geld und den Prediger mit Champagnerwein. Gleich darauf machte er eine Visitationsreise nach Freiberg und Leipzig, stattete auch einen kurzen Besuch in Berlin ab (4. Jan.), und kehrte am 14ten wieder nach Dresden zurück.

11.

Die Schlachten bei Prag und Kollin.

(1757.)

Der plötzliche Einfall in Sachsen hatte nicht bloß dies Land, sondern fast ganz Europa in Bestürzung gesetzt. Die Mächte, welche Friedrichen das zugedacht hatten, womit sie sich jetzt von ihm überrascht sahen, machten ihrem Aerger durch entsetzliches Schimpfen Luft. Sie schrien über Landfriedensbruch, über verletztes Völkerrecht, über unerhörte, boshafte Gewaltthätigkeit. Von

Wien und Regensburg gingen die heftigsten Schriften gegen Preußen aus. Frankreich, seit dem 30jährigen Kriege gewohnt, sich in die kleinsten Händel Deutschlands zu mischen, und jetzt mit dem Kaiserhause verbündet, trat als Gewährleister des westphälischen Friedens auf, und brachte auch durch sein Geld und seinen Einfluß Schweden unter diesem Titel in die Waffen. In Rußland rüsteten sich 100,000 Mann zum Beistand Oestreichs, und selbst in Regensburg bewilligten die Fürsten der Kaiserin eine sogenannte Reichshülfe von 60,000 Mann, von der jedoch nach deutscher Weise nur ein Drittel zusammenkam, über welches ein Prinz von Hildburghausen den Oberbefehl erhielt. Aus dem Schooße Oestreichs und Ungarns strömten ganze Schaaren von Kriegern herbei, und Friedrich konnte berechnen, daß in dem nächsten Feldzuge wenigstens 500,000 Mann aus allen Weltgegenden über ihn herfallen würden, denen er doch mit aller Anspannung seiner Kräfte höchstens 200,000 entgegenstellen konnte.

Und was war von der Barbarei der Russen, von der Raubgier der Franzosen und von der Rachsucht Theresiens und Brühls zu erwarten, wenn endlich die schwache Kraft des kühnen Angreifers überwältigt ward! Es lag in dem Plane der letztern, ihn bis zum Range eines Kurfürsten herabzudrücken, und alle seine Nebenländer abzu-

trennen. Das Königreich sollte an Rußland, Pommern an Schweden, Schlesien an Oestreich, Magdeburg und Halberstadt an Sachsen, die westphälischen Länder an Frankreich fallen. So groß war die Erbitterung zu Wien, daß allen Buchdruckern und Buchhändlern im Reiche bei schwerer Strafe verboten ward, Friedrichs Vertheidigungsschriften zu verkaufen, und daß der östreichische General Haddick in einem Mandate alle sächsische Dörfer in Asche zu legen drohte, die preußische Desertöre ausliefern würden.

Friedrichs einzige Freunde in dieser unübersehbaren Gefahr waren der König von England, die Landgrafen von Hessen und die Herzoge von Braunschweig und Gotha. Ihnen allein mußte er vor der Hand die Abhaltung der Franzosen überlassen, Preußen konnte er vor der Wuth der zu erwartenden Russen nur durch 14,000 Mann schützen, die der alte Feldmarschall Lehwald anführte, und gegen die Schweden hatte er nicht mehr als 4000 Mann übrig. Aber mit seiner Hauptmacht wollte er sich auf den furchtbarsten Feind, die Oestreicher werfen und wo möglich durch ein Paar glückliche Schlachten auch Böhmen zur Subsistenzbasis für seine Truppen machen.

Die Anstalten zu dem neuen Feldzuge wurden daher mit größter Lebhaftigkeit betrieben. Sachsen mußte Geld, Proviant und Rekruten schaffen. Die Einziehung der Gehalte der kur-

fürstlichen Sänger und Musiker und die Verringerung vieler andern hohen Besoldungen brachte schon ansehnlichen Gewinn. Doch ward von dem Eigenthum des Landesherrn nichts angerührt; noch weniger fiel es ihm ein, sich von den Kunstschätzen, die in Dresden zur Freude aller deutschen Kunstfreunde aufgehäuft sind, etwas zuzueignen. Er wollte den Römern nur in dem nachahmen, was sie Edles gethan.

Im März 1757 reisete er nach Schlesien, und verabredete mit dem Feldmarschall Schwerin in Hainau den Plan des bevorstehenden Feldzuges. Der erste Theil dieses Plans war die Wegnahme Prags. Sie sollte rasch und unerwartet geschehen, und zu dem Ende sollten vier Kolonnen von verschiedenen Seiten in Böhmen einbrechen, und am 6. May sich sämmtlich vor Prag vereinigen. Es geschah pünctlich. Wie vier Bergströme wallten die Schaaren heran, den sorglosen Feinden zum Schrecken. Ueberall nahmen sie in der Ueberraschung Magazine weg, soviel daß die ganze preußische Armee zwei Monate lang daraus verpflegt werden konnte, und die Kolonne, welche der Herzog von Bevern anführte, warf sogar ein feindliches Heer von 18000 Mann bei Reichenberg über den Haufen. Die Vereinigung geschah richtig am Morgen des 6. Mais. Mit Vergnügen hörte Friedrich, daß nicht der erfahrne Browne, sondern der ihm

schon von Sorr und Striegau bekannte Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl habe, und daß beide Befehlshaber in der größten Uneinigkeit lebten. Der König und sein Liebling Winterfeld, beide Freunde rascher Thaten, wollten die Bestürzung des Feindes durch einen schnellen Angriff nutzen. Schwerin und Andere riethen dagegen, das Terrain erst besser zu erkunden, den ermüdeten Truppen einen Tag Ruhe zu gönnen, und dem Prinzen Moritz, der noch an dem linken Ufer der Elbe, bei Branik, stand, Zeit zu lassen, eine Schiffbrücke über den Fluß zu schlagen. Aber Friedrich, der sich einmal vorgesetzt hatte, am 6ten zu schlagen, rief: „Nichts nichts! es muß noch heute seyn. Frische Fische gute Fische". Heftig, und wie von einer bösen Ahnung getrieben, erwiederte der alte Schwerin, den Hut in die Augen drückend: „Nun, soll und muß es denn heute seyn, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!"

Der König entwarf den Plan zur Schlacht, und die Regimenter stellten sich. Aber schon beim Aufmarschiren fand man in dem sumpfigen und bergigen Erdreich unberechnete Schwierigkeiten. Erst gegen 1 Uhr Nachmittags konnte man zum Angriff kommen. Aber jetzt empfingen die wohlangebrachten feindlichen Batterien die Kommenden mit einem so entsetzlichen Feuer, daß jeder Anlauf der Preußen vereitelt ward, und ganze

Rotten, von den furchtbaren Kartätschen getroffen, niederstürzten. Kaum vermochte der wackere Zieten noch seine sonst so beherzten Schaaren heranzubringen. Gegen diese Feuerschlünde schien alle menschliche Tapferkeit vergeblich zu seyn. Die schönsten Regimenter waren schon gefallen, die Nachdrückenden stiegen über die zuckenden Körper ihrer Kameraden weg, und bedeckten, wie sie, mit ihren Leichnamen den Boden. Nun wollte niemand mehr vorwärts. Da war es, wo der 73jährige Feldmarschall Schwerin einem fliehenden Fähndrich die Fahne aus der Hand riß, sie mit den ermahnenden Worten: „Heran meine Kinder!" dem verderbensprühenden Kanonendonner entgegentrug, und gleich darauf, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, seine Heldenseele aushauchte *). General Manteufel hob die Fahne auf, und führte die begeisterten Krieger weiter durch den blutigen Pfad. General Fouquet übernahm an Schwerins Stelle das Kommando des linkels Flügels, aber auch ihm zerschmetterte eine Kartätschenkugel das Gefäß des Degens in der Hand. Ein Officier, dem eine Kanonenkugel

*) Als sich Kaiser Joseph II, 1776, am 7. Sept. zu einer Heerschau auf diesem Platze einfand, ließ er an der Stelle, wo Schwerin gefallen, fünf Grenadierbataillone eine dreifache Salve aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen geben, und nahm bei jedem Feuer mit allen seinen Officieren ehrfurchtsvoll den Hut ab.

beide Füße weggenommen hatte, reichte ihm seinen Degen, und bat sich dafür die Wohlthat aus, durch einen Pistolenschuß sein Leben zu enden. Fouquet ließ ihn verbinden, und den Degen an seiner verwundeten Hand befestigen. Auch Prinz Heinrich, des Königs Bruder, sprang vom Pferde, führte seine Brigade zu Fuß gegen den Feind, und eroberte eine Batterie. Einen fürchterlichen Anfall that der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen den linken Flügel, und trieb ihn von Berg zu Berg. Lange schien der Sieg unmöglich, doch als endlich auf feindlicher Seite auch der alte Feldmarschall Browne tödtlich verwundet weggetragen ward, riß Schrecken und Verwirrung bei seinem Heere ein, und beide Flügel schwankten. Da durchbrach in einem glücklichen Augenblick Friedrich selbst das Centrum der Feinde, und entschied durch dies Manöver den langen Streit *). Ein Theil des geschlagenen Heeres warf sich in die Mauern von Prag, ein anderer zog sich südlich nach Kuttenberg, wo

*) Nur einem Heere, das so von Liebe für seinen Feldherrn beseelet war, als Friedrichs, konnte eine so heldenmüthige Ausdauer zugemuthet werden. Man höre hier den würdigen Verf. der „Lebensrettungen Friedrichs II.," der Friedrichs Zügen als Feldprediger beiwohnte, und der uns manchen schönen Zug von dem Geiste der preußischen Truppen aufbehalten hat. „Die Officiere," sagt er „sprachen mit Verwunderung von der

der Feldmarschall Daun mit einem Hülfsheer stand. Daß jetzt der Prinz Moritz mit seiner Brücke noch nicht fertig war, rettete die Feinde von der gänzlichen Vernichtung. Friedrich war desto unzufriedener darüber, da sein Sieg, einer der blutigsten dieses Jahrhunderts, seine Armee nicht viel weniger als die feindliche geschwächt hatte. 16,500 Preußen waren theils todt, theils verwundet! Welch ein Tag! - Und nun war noch die mühselige Arbeit übrig, eine große Hauptstadt zu belagern, die 46,000 Streiter in sich schloß, und einen mächtigen Helfer (F. M. Daun) in der Nähe hatte. Dies machte den raschen Sieger eben so verdrossen, als er im vorigen Jahre über das ähnliche Hinderniß bei Pirna gewesen war.

Seine Maaßregeln waren diese: Herzog Wilhelm von Bevern mußte mit 20,000 Mann nach Kuttenberg gehen, und daselbst den F M. Daun beobachten; er selber blieb mit der Hauptarmee vor Prag, und ließ die Stadt fürchterlich

persönlichen Tapferkeit des Königs. Dem einen war der Arm zerschmettert, und der andere hatte eine eingeklemmte Kugel im Brustknochen. Beide waren dicht neben dem König ohnmächtig hingesunken. Sie sagten mir, daß, als sie aus der Betäubung wieder zu sich selbst gekommen, und nur gehört hätten, der König lebe und sey gesund, ihnen alle Schmerzen weniger fühlbar gewesen wären." S. 12.

bombardiren. Ein Oberst Maier mußte mit 2000 Mann nach Franken aufbrechen, und dort unter den sich rüstenden Reichsfürsten Schrecken verbreiten. Er drang bis in die Oberpfalz vor, jagte überall die sich sammelnden Reichscontingente aus einander, brandschatzte die Reichsstädte und Bisthümer, und kam mit reicher Beute beladen zurück.

Unterdessen liefen aus Westphalen und Preußen beunruhigende Nachrichten ein. Dort waren hunderttausend Franzosen, hier eben soviel Russen im Anzuge, und Friedrich hatte schon fünf lange Wochen umsonst vor Prag verschwendet. Da faßte er den Entschluß, Daunen zu schlagen, überzeugt, daß dies die Uebergabe von Prag zur Folge haben müßte. Er brach deshalb mit 12000 Mann auf, und vereinigte sich am 15. Jun. bei Kaurzim mit dem Herzog von Bevern. Seine Ungeduld hatte ihn so verstimmt, daß er seine besten Generale unartig behandelte. Bevern, der das größte Lob verdient hatte, wurde mit Tadel überhäuft; Prinz Moritz, der noch von Prag her übel angeschrieben stand, durfte gar nichts sagen. Die Hartnäckigkeit des mißmüthigen Monarchen ging so weit, daß alle Officiere Unrecht bekamen, die ihm die Stellung des Feindes anders, als er sie wissen wollte, beschrieben. Diese unglückliche Stimmung, wie sehr sie auch einem Manne von solchen Leidenschaften und von so vielerlei und so wich-

wichtigen Geschäften nachgesehen zu werden verdient, schlug doch die ganze Armee nieder; und der redliche Zieten, der sonst nicht leicht sein Urtheil laut werden ließ, sagte mit ahnender Seele, er sehe das Unglück des Königs deutlich vorher, da derselbe seinen zuverlässigsten Berichten nicht glauben wolle.

Und leider genugsam bekannt durch sein Unglück ist der Schreckenstag von Kollin (18. Jun.). Wie uns die alten Tragiker die Heroen, denen ein schweres Schicksal bevorsteht, in einer gewissen Verdüsterung des Gemüths vorstellen, so erschien auch in den ahnungsschweren Tagen vor dieser unheilbringenden Schlacht des großen Friedrichs Seele. Der Plan zum Angriff wird indessen von allen Augenzeugen als ein Meisterstück gerühmt. Ihm zufolge eröffneten die Generale Hülsen und Zieten die blutige Scene auf dem rechten Flügel, Nachmittags nach 1 Uhr. Alles versprach den besten Erfolg, als auf einmal der König selbst, man weiß nicht durch welche irrige Vorstellung verleitet, von seinem eigenen Plane abwich, und den Regimentern, die zu Verstärkung jener beiden Generale anrückten, Halt zurief. Der Prinz Moriz, der die Folgen dieses Zögerns einsah, sprengte zum König, und beschwor ihn, den gefährlichen Befehl aufzuheben, aber es war schon genug, daß er es war, der die Vorstellung machte, um zornig zurückgewiesen zu wer-

den. Der Prinz bat zum zweiten, zum dritten Mal; der König widersprach immer heftiger, und fragte endlich mit seinem drohendsten Blick, und indem er mit gezogenem Degen auf ihn losritt, ob er gehorchen wolle oder nicht. Das war der erste Grundstein des Verderbens, aber nicht der einzige. Auch einige Generale wichen von ihren Befehlen ab; die männlichste Tapferkeit der Truppen konnte die Fehler ihrer Anführer nicht wieder gut machen. In der Infanterie des linken Flügels waren durch die Wuth des östreichischen Geschützes schon beträchtliche Lücken entstanden. Hier hieb die sächsische Kavallerie ein, und vollendete die schreckliche Niederlage. Zerstreut und mit Hinterlassung alles Geschützes flohen die Trümmer dieses linken Flügels nach dem rechten hin. In halber Verzweiflung führte Friedrich selbst etwa 40 Mann von diesen Flüchtlingen mit klingendem Spiele gegen eine Batterie; auch diese Wenigen flohen, als die feindlichen Kugeln sie erreichten. Er ward es nicht gewahr, sondern ritt immer weiter fort. Endlich rief ihm der Major le Grand zu: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Ohne zu antworten, hielt er sein Pferd an, sah sich um, betrachtete die Batterie durch sein Fernglas, und ritt langsam nach dem rechten Flügel.

Dieser war bisher so siegreich gewesen, daß

Daun vor der unglücklichen Katastrophe auf der andern Seite bereits einen mit Bleistift geschriebenen Laufzettel mit den Worten: „Die Retraite ist nach Suchdol," hatte herumgehen lassen, den aber ein sächsischer Officier noch zur rechten Zeit angehalten hatte. Jetzt ordneten Prinz Moriz und Bevern den Rückzug der Preußen nach Nimburg an, wohin der König selbst schon mit verhängtem Zügel vorangesprengt war *). Daun störte sie nicht, vielmehr sandte er ihnen noch die in Planian zurückgelassenen Verwundeten nach. Aber 45 Stück Geschütz fielen ihm in die Hände, von welchem die Pferde erschossen waren.

Das also war Friedrichs erste verlorene Schlacht! Zu den 16,000 Kriegern, welche der Sieg bei Prag gekostet hatte, kamen nun noch durch diese Niederlage 13,000 andere, unter denen 326 treffliche Officiere und der Kern seiner Infanterie war. Von dem schönen Garderegiment waren nur 250 Mann übrig. Andere Regimenter hatten noch mehr gelitten. Woher sollte

*) Auf dem Wege dahin hatte er auf einige Augenblicke absteigen müssen, damit die abgematteten Pferde getränkt werden konnten. Ein alter blutender Kavallerist brachte ihm hierauf selbst auf dem Hute einen erfrischenden Trunk aus dem Pferdeeimer, und sagte: „Ew. Majestät trinken doch; laß Bataille Bataille seyn, es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben".

ein Monarch von so wenigen Hülfsmitteln solche Verluste ersetzen? Und wie sollte er sich gegen so viele Feinde schützen, von denen dieser eine ihm schon an Zahl so überlegen war? Bei Kollin hatten 66,000 Oestreicher gegen 30,000 Preußen gefochten, und dies war fast immer während des ganzen Krieges das Verhältniß beider Heere zu einander. Wie sollte er sich jetzt in Böhmen halten? wie Sachsen und Schlesien decken? Welche Zukunft stellte sich jetzt seinen Blicken dar!

Die spät am Abend zurückkehrenden Officiere fanden den Monarchen, von diesen Betrachtungen niedergebeugt, in Nimburg auf einer Brunnenröhe sitzend, den Blick starr auf den Boden geheftet, und mit seinem Stocke Figuren in den Sand ziehend. Endlich sprang er auf, und gab mit Fassung und erzwungener Heiterkeit die nöthigen Befehle. Bei dem Anblick des kleinen Restes seiner geliebten Garde traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder," sagte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt". Leider, antworteten sie; wir sind nicht gut angeführt worden. „Nun habt nur Geduld," fuhr er fort; „ich werde alles wieder gut machen" *).

*) „Am nächsten Sonntag Morgens, im Lager bei Leutmeritz," erzählt der obengedachte Feldprediger Küster (Lebensrettungen S. 155.), „früh um 6 Uhr, da ich schon zu Pferde saß, um Predigt und Kommunion im Lager zu halten, kam der ganz von Treue und

Die erste nothwendige Folge der verlornen Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag, und die allmälige Räumung Böhmens. Der Prinz von Preußen, Auguſt Wilhelm, erhielt den Auftrag, einen Theil der Armee langſam nach der Lauſitz zurückzuführen. Nur dadurch, daß er des Königs Befehle gegen ſeine eigne Einſicht pünktlich befolgen mußte, erlitt er bei dem Ausgang aus den böhmiſchen Päſſen einen beträchtlichen Verluſt, und konnte es nicht verhindern, daß der nachrückende Feind, um eines in Zittau befindlichen preußiſchen Magazins willen, barbariſcher Weiſe dieſe ſchöne Stadt ver-

Sorge für den König entbrannte Liebling, Oberſt Balby, mir eiligſt entgegengeritten, und brachte mir den königl. Befehl, daß ich in der heutigen Predigt alle vernünftigen Gründe der Religion anwenden ſollte, den durch die Kolliner Niederlage geſunkenen Muth wieder aufzurichten. Auch erhielt ich die ſchwere Ordre, ohne Schonung den Officieren und Gemeinen, welche am Schlachttage ſchlecht gethan hätten, ihre Pflichtvergeſſenheit vorzuhalten. Es ward mir zugleich eröffnet, daß ſich der König einen genauen Rapport von meiner Erfüllung ſeines Befehls würde abſtatten laſſen. Noch mehr, ich mußte dieſe Predigt in dem Zelte des Fürſten Moriz von Deſſau halten. Dieſer wackere Herr rechtfertigte ſich aber unmittelbar nach der Predigt ſo männlich und laut, daß er ſchon eine Stunde nachher die ihm bisher entzogene Ehrenwache wiederbekam".

brannte, und dadurch einen Schaden von 10 Millionen Thalern anrichtete (23. Jul.). Bei dieser Gelegenheit war es, wo der König seinem würdigen Bruder jene unverdienten Kränkungen erwies, die den frühen Tod dieses allgemein geschätzten Prinzen zur Folge hatten, und die sich freilich moralisch nicht entschuldigen, wohl aber aus des Königs leidenschaftlichem Gemüth erklären lassen, dem nichts unerträglicher seyn mußte, als nach erlittenem Unglück die Klagen und Vorwürfe kälterer Beurtheiler anzuhören, die ihm freilich nicht so dienstfertig hätten hinterbracht werden sollen, als dies, wahrscheinlich von seinem Liebling, dem eben so leidenschaftlichen Winterfeld, geschehen seyn mochte. Einem Manne, der während eines selbstverschuldeten Unglücks schon unter der Last seiner eigenen Vorwürfe erliegt, noch mit Klagen über Unbedachtsamkeit zusetzen, das ist der sicherste Weg, ihn von Sinnen zu bringen; und sehr schwer mag es zumal einem Könige seyn, dergleichen Betragen zu vergessen.

So unbillig indessen auch die Forderung an einen großen Mann seyn würde, in so außerordentlichen Lagen sanft und besonnen wie ein Dichter an seinen Pulte zu empfinden, so haben wir doch wirklich Beweise, daß der so tief gebeugte Friedrich auch in dieser bangen Periode seines Lebens Fassung genug hatte, um eben von der

Dichtkunst seine schönste Beruhigung zu entlehnen. Es that ihm wohl, einigen fernen Vertrauten, besonders seiner ältesten Schwester, in elegischen Episteln das Hoffnungslose seines Zustandes recht rührend abzumalen, und nur den Tod als das wahrscheinliche Ende seiner Leiden vorzustellen. Ein dunkler Wunsch, auch durch diese Denkmäler trüber Stunden einst der Nachwelt interessant zu werden, führte ihn unmerklich zu dieser Heuchelei gegen sich selbst. Denn seinem kräftigen Geiste war die Verzweiflung so nahe noch nicht, ja eben darin bestand seine wahre Größe, daß das Unglück, das kleine Seelen muthlos macht, ihn nur zu größeren Thaten entflammte.

12.

Die Schlachten bei Roßbach und Leuthen.

(1757.)

Daun's und Lothringens vereinigte Heere waren den Preußen auf dem Fuße gefolgt, ohne etwas gegen sie zu wagen. So furchtbar schien ihnen noch der geschlagene Feind. Und sie hatten Recht, wenn es sein Zorn war, den sie fürchteten: denn Friedrich brannte vor Begierde, trotz seiner Erschöpfung durch zwei blutige Treffen, in einem dritten so bald als möglich seine

Fehler gut zu machen. Aber der Feind verschanzte sich so fest an der Neiße, daß es Tollkühnheit gewesen seyn würde, ihn dort anzugreifen.

Wiederum also für Friedrich eine langweilige Periode des Wartens und der Ungewißheit. Bis zum 25. August hielt er dort, in der Oberlausitz, aus, aber der Feind lag unbeweglich in seiner Bergkluft. Unterdessen liefen aus den entfernten königlichen Provinzen traurige Nachrichten ein. In Preußen waren die Russen nun wirklich eingebrochen, hatten am 5. Jul. Memel erobert, und plünderten und verheerten nach ächt tartarischer Sitte das Land. Westphalen, Hessen und Niedersachen waren bereits von Franzosen überschwemmt, die jenen an schlechter Mannszucht nichts nachgaben und sich allenthalben durch die empörendsten Schandthaten auszeichneten. Ihr Hauptheer, unter der Anführung des Marschalls von Etrees, hatte am 26. Jul. das sehr schlecht angeführte Heer der Alliirten bei Hastenbeck unweit Hameln geschlagen, und breitete sich nun in Niedersachsen aus. Friedrich mußte also nicht bloß für seine beiden schönen Länder in diesem Kreise, sondern auch für Sachsen fürchten, aus welchem ihn ein zweiter französischer General, der Prinz von Soubise, ein Günstling der Frau von Pompadour, mit Hülfe der Reichstruppen vertreiben sollte.

Unter diesen Umständen hielt er seine Ge-

genwart in Sachsen für nothwendiger als im Lager bei Görlitz. Er überließ das letztere dem Herzog von Bevern mit 36,000 Mann, und ging mit 12,000 nach Dresden (25. Aug.). Von hier aus vertheilte er durch ganz Sachsen bis nach Halberstadt hinauf kleinere Schaaren, er selbst aber ging nach Erfurt mit 10,000 Mann, die er in die Dörfer vertheilte, um dem nahen Soubise seine Schwäche zu verbergen.

Dieser französische Held schien recht dazu bestimmt zu seyn, den Deutschen eine Nationalrevanche zu geben für so manchen ihrer in Frankreich ausgelachten Brüder. Seine erste Widerwärtigkeit war die, daß er am 19. Sept., da er Gotha mit 8000 Mann eingenommen hatte, und eben auf dem herzoglichen Schlosse mit seinen Officieren zu Tische saß, von dem trefflichen General Seidlitz mit 1500 Preußen überfallen und durch ein äußerst geschicktes Manöver trotz seiner großen Ueberlegenheit in die Flucht geschlagen wurde, worauf sich Seidlitz mit seinen Officieren den Rest der für jene aufgetragenen Speisen wohl schmecken ließ.

Indem Friedrich in Sachsen noch immer auf der Lauer stand, wagte es der östreichische General Haddick mit 4000 Mann, meist Kroaten von der großen feindlichen Armee in der Oberlausitz ins Brandenburgische zu streifen, und, da er nirgends Widerstand fand, selbst Berlin zu

brandschatzen (16. Oct. Mittags). Die Ungeschicklichkeit des Commandanten brachte die arme Stadt ganz unnöthiger Weise um die Summe von 215,000 Thalern und um etwa hundert brave Soldaten, denn schon waren Seidlitz und Prinz Moriz in Anmarsch, und Haddick hatte solche Eil, daß er schon am folgenden Morgen, früh um 5 Uhr, den Rückweg über Kottbus antrat.

Die vereinigte französische und Reichsarmee unter dem Prinzen von Soubise und von Hildburghausen machte jetzt in der That Anstalt, ihre Winterquartiere in Sachsen zu nehmen. Sie hatte sich von der Saale Meister gemacht, die Städte Weißenfels, Merseburg und Halle besetzt, und an allen drei Orten die Brücken abgebrochen. Jetzt glaubte Friedrich, sich ihnen zeigen zu müssen. Er zog seine einzelnen Schaaren zusammen, ging auf andern Brücken über die Saale (3. Nov.), und nahm mit seinen 22,000 Mann ein festes Lager unweit Weißenfels, zwischen den Dörfern Bedra und Roßbach. Hier schien es den Franzosen, vermöge ihrer dreifachen Ueberlegenheit, leicht, das kleine Häuflein einzuschließen; und sie hatten weiter keine Sorge, als daß der König selbst ihnen entrinnen möchte. Am Morgen des 5. Nov. brachen sie auf, und fingen an, die Preußen zu umgehen. Friedrich blieb ganz ruhig in seinem Zelte, und setzte sich am Mittag noch eben so ruhig zu Tische, während die ganze Ge-

gend von der lustigen Feldmusik der aufmarschirenden Franzosen erklang. Diese erstaunten über die Trägheit der Preußen, weil sie ihre Schnelligkeit noch nicht kannten. Erst um 2 Uhr gab Friedrich den Befehl, die Zelter abzubrechen; im Nu war seine Disposition gemacht, und jeder Soldat stand an seinem Platze. Durch ein meisterhaftes Manöver wußte Friedrich seine Bewegungen dem Feinde so lange zu verbergen, bis es Zeit zum Angriff war. Auf einmal erdonnerten die Hügel von dem fürchterlichsten Kartätschenfeuer der preußischen Batterien; Prinz Heinrich griff die französische Infanterie in ihrer rechten Flanke an, und Seidlitz, der Hauptheld dieses Tages, fiel ihr mit der Reiterei in den Rücken. Die fast unglaubliche Ueberraschung machte die Verwirrung unter den Angegriffenen vollkommen. Die Reichsarmee ergriff bei den ersten Kanonenschüssen die Flucht, die Franzosen hielten sich etwa anderthalb Stunden. Das kleine Gewehrfeuer dauerte keine halbe Stunde. Die einbrechende Dunkelheit allein rettete die Fliehenden von ihrem gänzlichen Untergange. Doch setzte man ihnen noch am folgenden Tage bis an die Unstrut nach, und bekam über 7000 gefangen, unter denen 9 Generale und 320 Officiere waren. Viele sollen erst am Rheine Halt gemacht haben. Auf dem Schlachtfelde erbeuteten die Sieger 63 Kanonen und 22 Fahnen und Stan-

darten. Nur 91 Todte und 274 Verwundete kostete ihnen diese lustige Schlacht; ein wahres Meisterstück der Kriegskunst, indem eine genialisch entworfene Disposition pünctlich ausgeführt wurde.

Die ganze Welt jubelte über diesen Sieg, am meisten aber die Sachsen, denen jene Franzosen hatten zu Hülfe kommen wollen. Die thüringischen Bauern, erbittert gegen diese Marodeurs, brachten den Preußen selbst eine Menge Gefangener, wobei sie bittere Klagen über die Ungezogenheit dieser Gäste führten. Friedrich, sehr erfreut, sie und sich derselben entledigt zu haben, ging mit seinem begeisterten Heere, das ihm trotz der rauhen Jahreszeit willig folgte, nach Leipzig zurück, und beschloß nun, seinem ersten Feinde auf gleiche Weise die Stirn zu bieten.

Und wahrlich, in Schlesien that seine Gegenwart noth. Die Armee bei Görlitz hatte am 7. Sept. durch den Angriff des Generals Nadasti auf den Holzberg bei Moys einen harten Verlust erlitten. Zwölfhundert tapfere Krieger waren gefallen, und was noch weit unersetzlicher war, der treffliche Winterfeld, Friedrichs Liebling und einziger Vertrauter, war unter ihnen. Der Herzog von Bevern und Zieten hatten darauf die Armee mit vieler Geschicklichkeit nach Schlesien geführt, um dies Land gegen den Feind

zu decken, aber dieser war ihnen auf dem Fuße gefolgt, in der Absicht, ihr kleines Heer ganz aufzureiben. Entschlossen, den Seinen die schleunigste Hülfe zu leisten, und Schweidnitz, das schon seit einigen Wochen belagert ward, zu entsetzen, brach Friedrich mit seinem siegreichen Heere am 12. Nov. von Leipzig auf, um zum Bevernschen Corps zu stoßen. Aber ach! in Görlitz erfuhr er schon, daß sich Schweidnitz mit seinen reichen Kriegsvorräthen und seinen 6000 Vertheidigern an den General Nadasti ergeben habe (11. Nov.), und nun sah er auch Beverns Niederlage voraus. Richtig erhielt er auch von diesem zweiten Unglück schon in Naumburg am Queis den 24. Nov. die erschütternde Nachricht. Ein dreifach überlegenes Heer unter dem Prinzen von Lothringen und F. M. Daun hatte ihn am 22. Nov. bei Breslau angegriffen und geschlagen; er selbst hatte sich aus Furcht vor Friedrichs Zorn, so vorwurfsfrei er auch war, freiwillig vom Feinde gefangen nehmen lassen. Zum Uebermaaß des Unglücks hatte ein unentschlossener Commandant ohne alle Noth dem Feinde auch noch die Hauptstadt Breslau mit ihren bis zum Ueberfluß gefüllten Magazinen und Zeughäusern übergeben, und so schien nun ganz Schlesien für den König verloren zu seyn. Von dem schönen Bevernschen Corps waren nicht mehr als 16,000 Mann übrig. Diese führte der

brave Zieten dem aus Sachsen kommenden Könige den 2. Dec. in Parchwitz zu. Allein da Friedrich nur 12,600 Mann mitbrachte, so schien den Oestreichern seine Ankunft wenig furchtbar, und sein kleines Häuflein hieß ihnen nur die Berliner Wachparade.

Friedrich selber war von seinem Roßbacher Siege keineswegs so aufgeblasen, daß er das Mißliche seiner Lage nicht tief gefühlt haben sollte. Aber hier hatte er keine Wahl. Wollte er Schlesien nicht auf ewig verloren geben, so mußte er noch in diesem Feldzuge die Oestreicher daraus vertreiben. Darum war er entschlossen, sie anzugreifen auf Leben und Tod, und ständen sie in den höchsten Gebirgen verschanzt. Aber welch ein Vorsatz war das? und was konnte er von den so oft geschlagenen Bevernschen Truppen erwarten? Doch eine große Seele weiß ihren Enthusiasmus auch in die abgespanntesten Gemüther zu ergießen. Er berief seine Generale zusammen, und hielt eine feurige Rede an sie, worin er ihnen zuerst für ihre bisher geleisteten Dienste dankte, dann die Lage seiner Angelegenheiten nachdrücklich schilderte, und zuletzt also schloß: „Lassen Sie es sich Sich also gesagt seyn; ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres

Positions; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officiren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und sagen Sie ihm, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie Sich auch jetzt ihres Namens würdig beweisen; ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heut seinen Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu leiden".

Auf allen Gesichtern war die Antwort der Helden in glänzenden Zügen zu lesen. Alle Augenzeugen versichern, daß der Ton dieses Königs, wenn er aus dem Herzen kam, selbst denen unwiderstehlich gewesen sey, die mit ihm unzufrieden zu seyn gegründete Ursach gehabt hätten. Ehe die Begeisterten vom ihm gingen, fügte er noch im Tone des Königs hinzu: „Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen, und mache

es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder".

Hat je eine Rede Wunder gethan, so war es diese. Mit Ungeduld erwartete das kleine Heer den Befehl zum Aufbruch. Die, welche der Schlacht bei Roßbach beigewohnt hatten, erzählten den Andern von ihren Thaten, und alle fühlten sich durch den bloßen Anblick ihres Führers begeistert. Denn ein größeres Vertrauen als Friedrich hat wohl nie ein Feldherr bei seinen Truppen gehabt *). Am 4 Dec. rückte die Armee von Parchwitz nach Neumarkt. Hier erfuhr

*) Ein 15jähriger Fahnenjunker, der erst um diese Zeit zum Militär kam, erzählte nachher, er habe beim Aufmarsch in der Schlacht bei Leuthen alle Besinnung dermaßen verloren gehabt, daß er am ganzen Leibe gezittert, und kaum Kräft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber der König heraufgesprengt gekommen, bei den Fahnen still gehalten, und gerufen habe: „Nun, Kinder, frisch her n! in Gottes Namen!" sey dies bloße Wort des Helden wie ein elektrischer Funke in ihn gefahren, und er habe die ganze Zeit ohne Furcht im Feuer ausgehalten.

erfuhr man, daß der Prinz Karl sein festes Lager bei Breslau verlassen habe, und den Preußen entgegenkomme. Am folgenden Tage (5. Dec.) ward früh um 4 Uhr, noch in der Dunkelheit, aufgebrochen, und wenige Stunden darauf erblickte man in der Gegend des Dorfes Leuthen den Feind, dessen Schlachtordnung beinahe eine deutsche Meile lang war.

Jetzt entwarf der Held den Plan zu der Schlacht, die sein Schicksal entscheiden sollte. Kenner versichern, daß dieser Plan ein Meisterstück taktischer Kunst gewesen sey. Und über alle Maßen herrlich ward er ausgeführt. Schöner hatte sich die Tapferkeit der preußischen Krieger und das Genie ihres Anführers noch nie bewährt. In drei Stunden (von 1 bis 4 Uhr) war der glorreichste und vollständigste Sieg über jenes zahlreiche Heer erfochten, das seit der Schlacht bei Kollin dem bedrängten Könige so manche sorgenvolle Stunde gemacht hatte. Außer den Tausenden, die auf dem Schlachtfelde in ihrem Blute lagen, wurden ganze Bataillons umzingelt und zu Gefangenen gemacht; ja viele ergaben sich freiwillig, aus Unwillen über ihre schlechten Führer. Daraus allein läßt sich die ungeheure Menge der Gefangenen in dieser Schlacht erklären. Es waren über 21,000 Mann! Beinahe das ganze feindliche Geschütz ward erbeutet, 117 Kanonen! An den folgenden Tagen brachten Zieten und

Fouquet, die den Feind bis nach Böhmen verfolgten, noch 3000 Bagagewagen ein. Fahnen und Standarten hatte man 59 erobert. Um keinen Augenblick unbenutzt zu lassen, brach der König noch an demselben Abend mit einem Trupp Husaren nach Lissa auf, und verhinderte dadurch das Abbrechen der Brücken über das Schweidnitzer Wasser, über welches die Feinde geflohen waren *). Das ermüdete Heer aber ließ er auf dem Schlachtfelde stehen. Hier sanken viele der braven Kriegsmänner, von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, auf den feuchten Boden hin. Ringsum stöhnten Verwundete. Bei jedem Schritte stieß man auf Leichen. Die Dunkelheit der Nacht machte die große Scene noch schauerlicher. Auf einmal fing ein Soldat an, laut und langsam zu singen: „Nun danket alle Gott". Von sympathetischen Gefühlen hingerissen, fielen die Spielleute mit den Instrumenten ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das kräftige Lied — man denke, mit welcher Empfindung! — mit. Die ganze Geschichte hat keine zweite kriegerische Scene von dieser feierlichen Erhabenheit aufzuweisen. Mit neuem

*) Die höchst interessante Erzählung von dem Ritt nach Lissa muß man in Nicolai's Anekdoten I., S. 231, oder in Steins Charakteristik I/I., 40, nachlesen. Ich möchte sie die Krone der Anekdoten von Friedrich nennen.

Muth belebt verließen die frommen Streiter ihr Siegesgefilde, und zogen noch denselben Abend ihrem Führer nach.

Dieser kam nicht ohne Lebensgefahr in Lissa an, denn der Ort war ganz mit Oestreichern erfüllt, die theils von der Straße, theils aus den Fenstern auf die Ankommenden feuerten. Er bog links ein über die Zugbrücke, die nach dem Schlosse führt, und sagte zu seinen Begleitern: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid". An der Schloßthür kamen ihm eine Menge östreichischer Officiere mit Lichtern entgegen. Da er nur wenige Personen bei sich hatte, so war er in der augenscheinlichsten Gefahr, unmittelbar nach dem glorreichsten Siege gefangen oder erschossen zu werden. Allein mit der ruhigsten Miene von der Welt ging er durch sie hindurch und sagte: „Bon soir, Messieurs, Sie waren mich hier wohl nicht vermuthen? Kann man denn noch mit unterkommen?" Ein ehrfurchtsvolles Ah! war alles, was sie erwiedern konnten. Seine bald nachher eintretenden Generale befreiten ihn von aller Besorgniß, und nahmen die Oestreicher gefangen.

Hatten die Feinde ihren Sieg bei Kollin schlecht benutzt, so benutzte Friedrich den seinen dagegen über alle Erwartung herrlich. Auf der Stelle ward Breslau belagert, und in 14 Tagen ergab es sich mit allen seinen Vorräthen, einer

vollen Kriegskasse, und 18,000 Mann! Das war also schon die zweite Armee, die Friedrich gefangen nahm. Aber damit war er noch nicht zufrieden. Zieten und Fouquet mußten mit der Reiterei ganz Schlesien reinigen. Einige noch vorhandene eigenhändige Postscripte an den erstern zeigen, wie eifrig er dies Werk betrieb. Z. B.

Vom 9. Dec. „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Zieten, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen!"

„Friedrich".

Vom 10. Dec. nach einer langen vom Sekretär geschriebenen Instruction:

„Hierauf kommt wahrhaftig die Wohlfahrt des ganzen Landes an".

„Friedrich".

Vom 12. Dec. „Mein lieber Zieten, nur immer dicht an den Feind, und will er sich bei Bogendorf setzen, so muß man Wernern mit 2 Bataillonen ins Gebirge schicken, denn die Armee muß nach Trautenau, und ist kein Rath mehr für ihn in Schlesien zu bleiben, und bei dem Rückmarsch durchs Gebirge muß er Kanonen und Bagage verlieren, auch viele Desertion haben. Er kann ihn dann gleich verfolgen und wo möglich den Posten occupiren, dann ist Schweidnitz und Liegnitz abgeschnitten. Adieu".

„Friedrich".

Vom 17. Dec. zur Antwort auf einen Rapport von Zieten:

„Das ist ganz gut. In Freiburg steht Bukow, den muß man wegjagen. In Hirschberg steht ein Ungar, der muß auch fort; und etwas Kavallerie muß um Schweidnitz bleiben, um die Garnison in Respect zu halten".

„Friedrich".

Durch diese eifrigen Anstalten gelang es, die feindliche Armee in Zeit von zwei Wochen so zu zerstreuen, daß von beinahe 80,000 Mann nicht mehr als 17,000 Böhmen erreichten. Ganz Schlesien, bis auf Schweidnitz, war nun vom Feinde gereinigt, und Friedrich konnte nun ruhig die Winterquartiere daselbst beziehen. Welch ein Glückswechsel!

13.

Gleichzeitige Begebenheiten.

(1757)

Traurig war es, daß während dieses Krieges auch noch ein großer Theil unsers Vaterlandes durch auswärtige Feinde leiden mußte, die weniger gekommen schienen, um Preußens Heere anzugreifen, als die unschuldigen, wehrlosen Unterthanen seiner Bundesgenossen auszusaugen.

Höchst unwürdig einer gebildeten Nation war das Betragen der Franzosen in Hessen, Westphalen und Niedersachsen. Und leider war der Herzog von Cumberland nicht der Mann, der ihnen hätte Einhalt thun können. Nachdem durch seine Ungeschicklichkeit die Schlacht bei Hastenbeck verloren gegangen war, ließ er sich so in die Enge treiben, daß er zuletzt, wie im vorigen Jahre die Sachsen bei Pirna, nur weit schimpflicher, genöthigt war, einen Vergleich mit dem Feinde zu schließen. Dies ist die berüchtigte Convention zu Kloster-Seeven (9. Sept.), vermöge welcher der Herzog gelobte, alle seine Truppen aus einander gehen lassen, und den Franzosen die bis jetzt besetzten Länder ruhig einzuräumen. Der Herzog von Richelieu, Etrees Nachfolger, hielt darauf einen pomphaften Einzug in Hannover, und sog das Land mit der Geldgier eines römischen Prokonsuls aus. Auch Bremen, Braunschweig und Wolfenbüttel wurden von den Franzosen besetzt. Der Landgraf von Hessenkassel zog nach Hamburg, und überließ sein Land den französischen und östreichischen Kriegskommissarien. In Magdeburg und Halberstadt ward gleichfalls unerhört gebrandschatzt.

Preußen ward einige Monate lang von den barbarischen Kosacken- und Kalmückenschwärmen fürchterlich heimgesucht. Der alte Feldmarschall Lehwald war viel zu schwach, ihnen zu widerste-

hen; in einer Schlacht bei Groß-Jägersdorf, unweit Welau (30. Aug.), verlor er über 4000 Mann und 12 Kanonen, und das traurigste Schicksal schien bereits über Preußen und Pommern hereinzubrechen, als auf einmal — der General Apraxin von dem russischen Premierminister Bestuschef Befehl erhielt, zurückzukehren. So war ganz unerwartet schon zu Ende des September das ganze Land vom Feinde rein. Eine damals in Rußland vermuthete Regierungsveränderung soll die Ursach dieser glücklichen Erscheinung gewesen seyn.

In Pommern hauseten um dieselbe Zeit, bis an die ukermärkische Gränze hinab, 22,000 Schweden. Auch sie bezeigten wenig Eifer, sich Heldenruhm zu erwerben, und als im November der alte Lehwald sich mit seiner Schaar gegen sie kehrte, gingen sie geschwind nach Stralsund und der Insel Rügen. Für eine Regierung ohne Einheit und Selbstständigkeit kann sich auch die bravste Nation nicht begeistert fühlen.

14.

Friedrich bei Olmütz, Zorndorf, Hochkirch und Neiße.

(1758).

Ein blutiger Feldzug war nun vorüber. Mehr als 50,000 Menschen lagen schon geschlachtet, aber noch dachte keiner der Streitenden an den Frieden. Maria Theresia rüstete sich vielmehr stärker als je, und trieb auch ihre Bundesgenossen zur lebhaften Fortsetzung des Kampfes an. In der That betrat auch das russische Heer unter dem General Fermor schon im Winter den preußischen Boden wieder, und Frankreich sandte neue Truppen und einen neuen Feldherrn, den Grafen von Clermont, nach Deutschland, um den König von Preußen, wo möglich, ganz zu unterdrücken. Die Leidenschaftlichkeit des Wiener Hofes ergoß sich in unzähligen bittern Anklageschriften gegen Friedrich, die dieser dagegen alle mit Würde beantworten ließ. Eine seit der Reformation in Deutschland nicht mehr gewöhnliche Lesesucht verbreitete sich jetzt wieder, wie damals, unter alle Stände; für diesen großen Streit interessirte sich auch der geringste Bürger, und daher haben sich die Streitenden selbst gezwungen, die Nation öffentlich zu ihrem Schiedsrichter aufzurufen. Aber welchen Richter hätten

Friedrichs Thaten nicht bestochen! Er war der Lobgesang der Kinder auf den Gassen.

Die kurze Winterruhe benutzte er mit der angestrengtesten Thätigkeit, sich neue Hülfsquellen zu eröffnen. Sein armes Land, desgleichen Sachsen und Mecklenburg wurden in Contribution gesetzt. Im Auslande besprach er große Kapitalien, die er richtig verzinsete, um im Nothfalle eine sichere Zuflucht zu haben. Die Münze, in der er seine Truppen besoldete, ließ er beträchtlich verringern, eine Unredlichkeit, die die Noth entschuldigte *). Denn er selbst schlägt die Kosten eines einzigen Feldzuges auf 25 Millionen Thaler in schlechtem Gelde an. Und wie wollte er eine so ungeheure Anstrengung auf die Länge aushalten, da sein Schatz schon so ziemlich wieder ausgeleert war? Sein Trost war, daß seine Gegner alle nicht minder erschöpft waren; und deshalb pflegte er oft zu sagen: Derjenige wird

*) Unredlichkeit war es, weil jeder Wirth gezwungen wurde, dies schlechte Geld für den Werth des guten von den Soldaten anzunehmen, wofür er es doch nachher nicht selbst wieder anbringen konnte. Ja nach dem Frieden mußte der König den Kurs dieses schlechten Geldes ganz und gar verbieten, wodurch viele Menschen zu Bettlern wurden. Die Verringerung der Münze stieg von Jahr zu Jahr, und zuletzt so weit, daß die 8 Groschen, die der Soldat alle 5 Tage zur Löhnung erhielt, kaum 2 Groschen nach wahrem Werthe betrugen.

den besten Frieden machen, der den letzten Thaler in der Tasche behält".

Eine Hoffnung ging ihm jetzt in England auf. Dort war er seit der Schlacht bei Rosbach der Abgott des Volks geworden. In allen Straßen verkaufte man sein Bildniß, und jeden Britten verdroß es, daß so ein Held nicht besser unterstützt werde. Zum Glück hatte im verwichenen Herbst der berühmte Pitt (Vater des jetzigen Ministers, und nach Friedrichs eigenem Urtheil der größte Kopf in England) das Ruder des Staats ergriffen. Dieser verwarf sogleich die schimpfliche Convention von Kloster-Seeven, brachte das entlassene Heer der Alliirten wieder zusammen, und bat sich von Friedrich II. einen Anführer dazu aus. Das war der wahre Weg, den Sachen wieder aufzuhelfen. Friedrich sandte ihm den trefflichen Herzog Ferdinand von Braunschweig (einen Bruder des regierenden), der auch schon gegen das Ende des Nov. in Stade ankam, und sogleich die Städte Lüneburg und Haarburg besetzte. Dem König selbst bewilligte das Parlament eine jährliche Subsidie von 4 Millionen Thalern.

Auf die glänzendste Weise entsprach Herzog Ferdinand von Braunschweig der Empfehlung seines Meisters. Schon früh, im Februar, da noch alle andere Heere in tiefer Ruhe lagen, erhob er sich von seinem Lager, überfiel die Franzo-

sen in ihren Winterquartieren, und jagte sie aus Hannover und Hessen mit großem Verluste. In wenig Wochen bekam er 11,000 Mann von ihnen gefangen. Im März war das ganze Heer schon über den Rhein zurückgetrieben. Clermont war ein schlechter Feldherr, und in seiner Armee war Subordination ein unbekanntes Wort.

Wohin Friedrich diesmal zuerst sich wenden werde, darauf war Aller Erwartung gespannt. In Böhmen stand der wieder gestärkte Daun, Schweidnitz war auch noch in östreichischen Händen, und die schlimmste Nachricht lief aus Preußen ein. Der russische General Fermor hatte sich schon im Januar des ganzen Königreichs bemächtigt, und dasselbe wie eine Provinz behandelt, die man nie wieder herauszugeben Willens sey. Alle Magistratspersonen hatten der Kaiserin Elisabeth schwören müssen, und die verschüchterten Einwohner Königsbergs hatten dies nicht nur willig gethan, sondern auch noch am Tage des russischen Einzuges (22. Jan.) mit allen Glocken geläutet, und ihre Häuser illuminirt *). Zur Vergeltung dafür ließ sich Friedrich von den sächsischen Ständen huldigen, aber an eine Züchtigung der Russen war noch nicht zu denken, so lange ein weit gefährlicherer Feind noch in der Nähe war. So

*) Diese Bereitwilligkeit kränkte den König so tief, daß er erst 1772 zum ersten Male wieder nach Preußen kam.

blieb das arme Preußen und Pommern seinem Schicksal überlassen.

Zuerst mußte Schweidnitz wieder erobert werden. Es geschah mit Sturm, den 18. April. Jetzt aber, da jedermann einen Angriff auf Böhmen erwartete, brach Friedrich plötzlich in Mähren ein, und belagerte Olmütz (3. May). Unstreitig hatte der Gedanke, die stolze Theresia mit Furcht und Schrecken aus ihrer Hofburg nach Ungarn zu jagen, etwas reizendes für ihn; allein der dadurch veranlaßte Entwurf gehörte zu den Uebereilungen dieses großen Mannes, und wurde als solche hart bestraft. Die Festung war für die Preußen unüberwindlich; in dem feindlichen Lande war ihnen alles entgegen; in den gebirgigten Wegen wurde es dem F. M. Daun leicht, dem König eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen; ja man schmeichelte sich schon, ihm selbst auf immer den Rückzug in seine Staaten abzuschneiden. Außer dem kostbaren Proviant hatte er auch bereits einige tausend trefflicher Rekruten eingebüßt.

In einer größern Verlegenheit war er noch nie gewesen. Der Rückzug durch jene Gebirgsschluchten schien nur durch ein Wunder gelingen zu können, Doch verzagte er nicht. In der Nacht vom 1. zum 2 Jul. brach das Heer auf. Alle nur ersinnliche List ward aufgeboten, den überall auflauernden Feind durch verstellte Mär-

sche zu täuschen. Man ging durch Böhmen, anstatt durch Oberschlesien, und nährte sich dabei auf feindlichem Boden. Friedrichs Wachsamkeit ward von der Klugheit seiner Generale, Keith, Fouquet, Retzow und Zieten trefflich unterstützt. Immer fechtend mit dem Feinde kam man doch allmälig immer weiter, bis endlich am 14. Jul. das ganze Heer, ohne einen Wagen verloren zu haben, bei Königingrätz ankam, wo es geborgen war. Kenner rühmen diesen Rückzug als ein Meisterstück militärischer Klugheit, und setzen ihn jenem berühmten Rückzuge der 10,000 Griechen an die Seite.

Bei Landshut ward ein festes Lager bezogen, in welchem Friedrich einige Wochen still lag, um Dauns Bewegungen abzuwarten. Aber jetzt wurden die Nachrichten von den Russen so beunruhigend, daß man diesem mehr durch seine Barbarei, als durch seine Kriegskunst gefährlichen Feinde durchaus Ernst zeigen mußte. Schon hatte er ganz Pommern und die Neumark überschwemmt, alles ausgeplündert und verwüstet, und an Weibern, Kindern und Greisen die unmenschlichsten Grausamkeiten verübt. Vergebens hatte Graf Dohna Stralsund verlassen und sich ihm mit 20,000 Mann entgegengestellt; dieser verheerende Strom verlangte stärkere Dämme.

Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit verließ Friedrich am 10. Aug. das Lager bei Landshut,

ließ den F. M. Keith zur Deckung Schlesiens zurück, und ging mit 14,000 Mann in forcirten Märschen auf die Neumark zu. Mit Schrecken und Abscheu sah er am 21. Aug. sein ihm so werthes Küstrin bis auf drei Häuser in Asche liegen. Die Barbaren hatten es am 15ten ohne alle Nothwendigkeit bombardirt, und alle dorthin geflüchteten Güter der umwohnenden Landbesitzer sammt denen der Einwohner den Flammen Preis gegeben. Am 22. vereinigte er sich mit Dohna's Corps *) bei Gorgast, und suchte alsbald den Feind auf; denn da man Daun'n im Rücken hatte, war nicht viel Zeit zu verlieren. Am 23. Aug. fand man die Russen, 70,000 Mann stark, bei dem Dorfe Zorndorf in Schlachtordnung. Der Preußen waren nur 37,000. Um 9 Uhr Vormittags begann die fürchterlichste Schlacht, die nicht eher als Abends um zehn aufhörte, da beiden Theilen die Kräfte fehlten, den blutigen Kampf noch länger fortzusetzen. In dieser Schlacht merkte Friedrich zuerst, daß er nicht mehr jene erste Generation von Kriegern habe, die bei Prag und Kollin wie die Mauern gestanden hatten. Die Infanterie des linken Flügels wich

*) Als er dies sauber gekleidete, aber bei Großjägersdorf geschlagene Corps musterte, sagte er zum Grafen Dohna: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt. Ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grafteufel, aber sie beißen".

dergestalt, daß ohne die bewundernswürdige Tapferkeit der Reiterei die Schlacht vielleicht verloren gewesen wäre. Der treffliche Seidlitz erwarb sich hier das zweite große Verdienst um Friedrich, der freiherzig genug war, zu gestehen, daß er ihm allein den Sieg verdanke. Es war ein fürchterlicher Tag. Gegen 30,000 Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und ein Drittel davon waren Preußen. Friedrichs Befehl, keinem Russen Pardon zu geben, war die Ursach dieses ungeheuren Gemetzels gewesen. Auch hatte er den Feinden, in der Absicht, das ganze Heer aufzureiben, durch Abbrechung der Brücken den Rückzug erschwert, und dadurch ihre Verzweiflung vermehrt. Fermor gab sich indessen noch nicht für überwunden; und hätten die Preußen noch Munition gehabt, so wäre das Treffen am folgenden Tage wieder erneuert worden. Man hatte übrigens dem Feinde 103 Kanonen und seine Kriegskasse abgenommen, und damit begnügte man sich. Mangel an Lebensmitteln in dem verödeten Pommern bewog Fermorn, sich über Landsberg an der Warte nach Polen und Preußen zurückzuziehen. Auch Friedrich hatte nicht einen Augenblick zu verlieren, denn seine kleinen Heere in Sachsen und Schlesien besorgten jeden Tag von Dauns überwiegender Macht verschlungen zu werden. Schon brandschatzte General Laudon den Kottbusser Kreis, und

plünderte die Einwohner bis auf die Schuhschnallen und Theelöffel.

Prinz Heinrich war in seinem Lager unweit Dresden in der größten Gefahr. Zu ihm also eilte Friedrich von der Neumark her *), und auf das bloße Wort: „er kommt!“ zog sich Daun in ein festes Berglager bei Stolpen zurück. Der Plan der Oestreicher war jetzt, ihn von Schlesien abzuschneiden, und Neiße zu erobern. Ein General Harsch sollte die Belagerung übernehmen. Friedrich erfuhr etwas davon, und wollte schnell den

*) Die Verheerungsscenen, von denen er so eben herkam, hatten ihn dergestalt erbittert, daß er auf seinem Durchmarsche durch die Niederlausitz, von Lübben aus, einen Husarenschwarm nach dem Städtchen Pförten schickte, mit dem Befehl, das daselbst befindliche brühliche Schloß in Brand zu stecken (5. Sept.). Der menschlichgesinnte Officier ließ zwar den Einwohnern eine Stunde Zeit, das Kostbarste daraus in Sicherheit zu bringen, allein den majestätischen Palast selbst mußte er doch zerstören. Noch jetzt steht die schwarze, schauerliche Ruine da, zum schrecklichen Denkmal einer königlichen Rache. Das Jahr vorher hatte er die brühlischen Schlösser Belvedere in Dresden, Nischwitz bei Wurzen und Grochwitz bei Herzberg seiner Garde zum „Aufräumen“ Preis gegeben, zum gerechten Unwillen seiner Officiere; ja an dem letztern Orte soll er eine prachtige Spieluhr in seinem Schlafzimmer mit eigener Hand zertrümmert haben.

den Weg über Bauzen und Görlitz gewinnen. Die erstere Stadt erreichte er glücklich, aber jenseit derselben, auf den Höhen von Kitlitz, zwischen Löbau und Glossen, lag Daun lauernd am Wege in einer verderbendrohenden Stellung. Friedrich hätte ihn umgehen können, allein sein bisheriges Glück und ein allzugroßes Vertrauen auf Dauns bekannte Langsamkeit machte ihn so kühn, daß er sich mit seinem ungleich schwächern Heere ausdrücklich vor dessen Augen lagern wollte (10. Oct.). Sein Quartiermeister, der das Gefährliche dieses Postens deutlich einsah, weigerte sich, das Lager abzustecken, aber er kam dafür in Arrest. Die trefflichen Männer, Keith, Zieten, Seidlitz ꝛc. thaten bescheidene Vorstellungen: vergebens. Der König traute einem Spion mehr als seiner eigenen Klugheit, und ach! gerade dieser Spion war vom Feinde erkauft, ihn sicher zu stellen.

Drei Tage hatte das preußische Heer im Lager zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz ruhig gestanden, und schon war beschlossen, in der Nacht des 14. Oct. den gefährlichen Posten zu verlassen, als der verhöhnte Feind am Morgen dieses Tages seinen längst vorbereiteten Racheplan ausführte. Das ganze Heer der Preußen, und der König selbst, schlief noch im tiefen Frieden, nur Zietens Kavallerie hatte auf den geheimen Befehl ihres wachsamen Führers, wider

Willen des Königs, gerüstet bleiben müssen. Der Feind hatte sich während der Nacht heimlich dem Dorfe Hochkirch genähert, und wartete auf den Glockenschlag. Fünf, das verabredete Signal zum Ueberfall. Das Niederschießen der Vorposten und das Geräusch im Lager erweckte die überraschten Preußen. Sie traten aus den Zelten, allein noch konnte man keine Hand vor Augen sehen, und hörte nur den einbrechenden Feind. Erst da sich ein schreckliches Kanonenfeuer im Dorfe erhob, ward man inne, daß der Feind sich bereits der großen preußischen Batterie, die die Hauptgasse desselben bestrich, bemächtigt habe, und mit derselben alle Preußen niederschmetterte, die sich in dieser Gasse zu sammeln eilten. Die Verwirrung war fürchterlich *). Im Dorfe selbst ward das Gedränge am größten. In jener Gasse stopften sich die Preußen so sehr, daß die schreckliche Batterie in wenig Minuten ganze Regimenter niederwarf. Endlich gerieth das Dorf in Flammen. Dies diente zur Beleuchtung der fürchterlichen Scene. Indessen bemühten sich die Feldherren, Ordnung in die geschreckten Haufen zu bringen. Seidlitz und Zieten schwärmten außer-

*) Ein recht lebendiges Gemälde dieser Schreckensnacht findet man in der kleinen, höchst interessanten Schrift des schon genannten Feldpredigers Küster: „Bruchstück aus dem Campagneleben eines preußischen Feldpredigers. Berlin, 1791".

halb mit ihren Reitern herum, hieben viele nieder, und machten viele hundert Gefangene, aber in der Dunkelheit der Nacht entrannen ihnen die meisten wieder. Im Dorfe suchten Andere festen Fuß zu gewinnen, aber hier machten die Batterien allen Widerstand vergeblich. Dem tapfern Prinzen Franz von Braunschweig nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg; der F. M. Keith fiel, von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt; Prinz Moriz von Dessau ward schwer verwundet aus dem Feuer getragen. Der Anbruch des Tages verbesserte nichts, denn ein undurchdringlicher Nebel trat an die Stelle der Dunkelheit. Dennoch muß man die Ordnung im preußischen Heere und die Geistesgegenwart seiner Führer daran bewundern, daß bei allem Nachtheil, in dem sich dasselbe nothwendig befinden mußte, doch der feindliche Verlust nicht so sehr viel geringer war, als man hätte glauben sollen. Bis gegen 9 Uhr suchten die Preußen ihren Platz zu behaupten, dann gab der König die Befehle zum Rückzuge. Lager und Gepäck konnten freilich nicht gerettet werden, auch von dem Geschütz ging das meiste (101 Kanonen!) verloren; im übrigen aber geschah der Rückzug des geschlagenen Haufens, besonders durch die klugen Dispositionen der Generale Retzow und Seidlitz und des Obersten Saldern, in solcher Ordnung, daß der Feind sich nicht getraute, ihn zu stören. Daun selbst

soll das Kunstreiche dieses schönen Manövers bewundert haben. Er zog sich sogar wieder in sein altes Lager zurück, und es schien, als hätte er keinen Sieg gewonnen.

Für Friedrich schien jedoch dieser „glupische Streich," wie er ihn nannte, von bösen Folgen unzertrennlich. Er hatte dabei, außer dem Geschütz, 9000 Mann seiner besten Truppen verloren, und von den Uebriggebliebenen hatte fast niemand mehr gerettet, als was er am Leibe trug. Wie schien es möglich, daß er jetzt noch nach Schlesien werde durchdringen können? Daun selber war darüber so sicher, daß er dem General Harsch schrieb, er solle nur ganz getrost die Belagerung von Neiße anfangen; jetzt habe er nichts mehr zu befürchten.

Der König stand gegen 11 Uhr auf einem Hügel bei Klein-Bauzen, und sah nicht ohne Wehmuth die Reste seiner zusammengeschmolzenen Bataillone vorüberziehen. Aber schon mehr Meister in der Kunst, sich selbst zu bezwingen, als nach der Schlacht bei Kollin, zeigte er seinen Officieren ein völlig heiteres Gesicht. Einigen vorüberziehenden Artilleristen rief er zu: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt". — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen," erwiederte er. „Nicht wahr, Grenadiere?" — „Ja," sagten

diese im Vorbeigehen; „das ist recht; sie sollen uns auch noch Interessen dazu geben!“

Man schlug indessen auf den Anhöhen bei Doberschütz ein Lager auf, so gut es ohne Zelte gehen wollte, holte von den Einwohnern von Bauzen und den umliegenden Dörfern Kochgeschirr und Stroh zusammen, und vergaß den erlittenen Verlust um des unverzagten Königs willen, den das ganze Heer anbetete. Und wirklich war er nach diesem Unglück nicht minder bewundernswürdig, als nach der mißlungenen Unternehmung auf Olmütz. Durch die künstlichsten Märsche betrog sein Bruder Heinrich den Feind, und stieß mit 7000 Mann und frischen Kriegsvorräthen von Dresden aus zu ihm (21. Oct.). Am 24sten Abends um 10 Uhr brachen beide nun in aller Stille auf, umgingen (über Ullersdorf) das Dauniſche Lager, und erreichten Görlitz glücklich. Daun sah sich hintergangen, und ganz Europa wartete nun auf die Früchte des Hochkircher Sieges vergebens. Jetzt konnte dem König niemand mehr den Eintritt in Schlesien verwehren. Er ließ seinen Bruder bei Landshut stehen, erschien vor Neiße, und verjagte durch sein bloßes Erscheinen die Belagerer (6. Nov.).

Daun war außer sich über die Verschlagenheit seines Gegners. Zur Vergeltung wollte er Sachsen zu befreien suchen, das jetzt der wachsame Heinrich verlassen hatte. Er zog die

Reichsarmee ins Land; diese sollte die Preußen die an der Elbe verschanzt standen, von vorne angreifen, indeß er selbst ihnen in den Rücken fallen wollte. Aber in Friedrichs Heldenschule hatten sich schon Feldherren genug gebildet, die, in Ermangelung seiner und seines ihm ähnlichen Bruders, einen Feind in Respect erhalten konnten. Graf Dohna jagte die Reichstruppen von Leipzig weg; General Wedel befreite Torgau von Haddicks Schaaren; General Fink beobachtete Dauns großes Heer, und als dieses Miene machte, Dresden zu erobern, ließ der Kommandant dieser Stadt, Graf Schmettau, die schönen Vorstädte derselben abbrennen, (10. Nov.), um den Feind abzuhalten, sich darin festzusetzen; ja als er aufgefordert ward, sich zu ergeben, gab er die entschlossene Antwort: er werde sich von Straße zu Straße vertheidigen, und sich im äussersten Falle unter den Trümmern des kurfürstlichen Schlosses begraben. Auf dieses Aeußerste wollte es Daun nicht ankommen lassen; er zog sich zurück, und als bald darauf gar die schreckende Nachricht einlief, Friedrich sey schon wieder von Schlesien her im Anzuge nach Sachsen, ging er geschwind nach Böhmen, und überwinterte dort. Der König traf wirklich am 20. Nov. schon wieder in Dresden ein, besorgte alles Erforderliche zur Vertheidigung Sachsens, ließ seinen Bruder wieder daselbst zurück, und nahm seine eigenen

Winterquartiere zu Breslau, wo er in der Mitte des Dec. ankam.

So endigte sich dieser thatenreiche Feldzug trotz den Unfällen von Olmütz und Hochkirch noch eben so ehrenvoll, wie der vorige. Zur Erhöhung der Freude liefen auch aus Westphalen und Pommern die besten Nachrichten ein. Herzog Ferdinand hatte den Grafen von Clermont am 23 Jun. bei Krefeld völlig geschlagen, ihn seiner Magazine beraubt, ihn über den Rhein verfolgt, und Brabant und Lüttich gebrandschatzt; dann einen meisterhaften Rückzug gemacht, und Niedersachsen trefflich vertheidigt. Nur das arme Hessen hatte er vor der ihm so unendlich überlegenen Macht der Feinde nicht schützen können, aber er verhinderte doch die Ausführung der Befehle des französischen Kriegsministers Belleisle, die dahin gingen, daß „ganz Hannover und Westphalen in eine Wüste verwandelt, und darin alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden müßte".

Was den russischen General Fermor bewogen habe, nach der Schlacht von Zorndorf so schonend gegen Friedrich zu verfahren, kann nicht mit Gewißheit gesagt werden. Immer aber wollen wir ihm für sein Betragen danken, wie auch den Schweden, die, wenn sie gewollt, Berlin mit leichter Mühe hätten besetzen können. Schon der ernstlicheren Feinde Zahl war groß genug für

Friedrich, und es ist Ruhmes genug, sich ihrer so heldenmüthig erwehrt zu haben.

15.

Kay, Kunersdorf, Maxen.

(1759.)

Aber bis jetzt hatte der Held nur erst den kleinsten Theil der Unfälle erfahren, die in diesem Kriege über ihn verhängt waren. Auf ganz andere Drängungen mußte er von seinen Feinden bei der nächsten Wiederaufnahme der Waffen gefaßt seyn. Maria Theresia dachte an nichts weniger, als an den Frieden; sie reizte vielmehr die Pompadour, durch den neuen französischen Premierminister Choiseul, ehemaligen Gesandten in Wien, zur lebhaftesten Fortsetzung des Krieges auf. Elisabeth von Rußland wollte den Flecken, den der Ruhm ihrer Krieger bei Zorndorf erhalten, gleichfalls durch Siege getilgt wissen, und schickte neue Tatarenhorden und einen neuen Feldherrn, den General Soltikow, nach Preußen. Durch ihn und Daun'n sollte der zwischen beiden eingeschlossenee Löwe erdrückt werden.

Nur ein vollzählig gemachtes Heer und Vorrath an allen Bedürfnissen des Krieges konnten

dem bedrängten Helden einigen Muth geben, so furchtbar drohenden Gefahren mit festem Schritte entgegen zu gehen. Ueber die Wahl der Mittel, Geld und Soldaten aufzubringen, entschied jetzt freilich nur die Noth allein und die Menschlichkeit mußte verstummen. Aus seinen Staaten und den benachbarten wurden Kriegssteuern und Rekruten mit schonungsloser Härte ausgehoben. Sachsen und Anhalt mußten liefern, was seine Commissarien verlangten, und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der die Unbedachtsamkeit gehabt hatte, sich in Regensburg laut an die Spitze der Preußenfeinde zu stellen, mußte dafür mit einer beinahe französischen Ausplünderung seines Landes büßen *)

So zu rechter Zeit gerüstet, wollte Friedrich diesmal, gegen seine Gewohnheit, die Feinde erwarten. Er lag zu dem Ende bis in die Mitte des Jahres in dem festen Lager bei Landshut

*) Der Versuch eines kleinen Hauptes, sich gegen ihn zu erheben, erbitterte Friedrichen bis zur Wuth. Ein polnischer Edelmann in der Posener Woiwodschaft, Namens Sulkowsky, schüttete auf seinen Gütern für die Russen Getreide auf, und wollte ihnen sogar Kanonen zuführen. Dafür mußte ihn der preußische General Wobersnow mitten in Polen überfallen, die Magazine zerstören, und ihn selbst nach Glogau bringen, wo er ohne Umstände in die Festung gesperrt ward.

still: Oberschlesien deckte General Fouquet, Sachsen Prinz Heinrich. Der letztere gab in diesem Feldzuge die herrlichsten Proben seiner militärischen Meisterschaft. Durch die verdecktesten und schnellsten Märsche überlistete er den vorsichtigen Daun in Böhmen, und zerstörte ihm ein Paar Magazine, aus denen 50,000 Mann 5 Monate lang hätten unterhalten werden können, brach dann eben so rasch in Franken ein, jagte viele Haufen der Reichsarmee aus einander, trieb Brandschatzungen ein, machte Gefangene, zerstörte Magazine, und kehrte wieder nach Sachsen zurück, ehe Daun mit seinen 80,000 Mann es gewagt hatte, etwas auf dies Land zu unternehmen.

Friedrichs Geschäfte im Lager bei Landshut bestanden während dessen in einem ewigen Berichtempfangen und Befehlertheilen. Nur Zwischenstunden waren der Musik, dem Lesen, der Dichtkunst, und dem Briefwechsel, besonders mit Fouquet und dem Marquis von Argens gewidmet. Endlich erscholl die Nachricht von dem Anmarsch der Russen. Mit ihnen sich zu vereinigen stand der östreichische General Laudon mit 20,000 Mann bei Lauban bereit. Geschwind erhielt Graf Dohna, der eben die Schweden in Stralsund belagerte, Befehl, sich nach Polen zu wenden, die Vereinigung zu hindern, und wo möglich die Russen in einzelnen Corps zu schla-

gen. Er gehorchte, konnte aber nichts weiter ausrichten, als daß er einige kleine Magazine zerstörte, und eine Menge Polen mit Gewalt zum preußischen Dienst aushob. Unzufrieden mit seinem Zaudern sandte Friedrich an seine Stelle den General Wedel mit der Vollmacht eines römischen Dictators hin, und mit dem Befehl, die Russen zu schlagen, wo er sie fände. Kenner zweifelten schon damals, ob dieser Mann dem wichtigen Geschäfte gewachsen seyn möchte. Zum wenigsten war der Erfolg sehr unglücklich. Wedel traf die Russen bei dem Dorfe Kay unweit Züllichau, griff sie unverzüglich aus einer sehr unvortheilhaften Stellung an (23. Jul.), ward völlig geschlagen, und verlor mehr als 5000 Mann und den braven General Wobersnow. Soltikow rückte nur sofort nach Krossen vor, der Weg nach Berlin stand ihm offen, und die gefürchtete Vereinigung mit Laudon war gar nicht mehr zu hindern. Sie erfolgte den 3. Aug.

Friedrich mußte eilen, das Unglück seines Dictators wieder gut zu machen. Ein Theil der Heinrichschen Truppen aus Sachsen mußte unverzüglich in der schrecklichsten Hitze den Eilmarsch nach der Neumark antreten. Prinz Heinrich selbst ward nach Schlesien gerufen, um den König im Lager bei Schmottseifen abzulösen. Er selbst wollte sich nämlich an die Spitze der geschlagenen Wedelschen Armee stellen, und reisete

deshalb am 30. Jul. mit einem Trupp Husaren nach Sagan ab. Aber, als ob ihn sein bevorstehendes Unglück geahnt hätte, machte er vor seiner Abreise sein Testament, und forderte seinem Bruder ein feierliches Versprechen ab, nach seinem Tode in keinen dem preußischen Hause schimpflichen Frieden zu willigen.

An der Oder fand er 40,000 Mann. Er führte sie am 11. Aug. über den Fluß, und sah die vereinigten Feinde, über 60,000 Mann stark, auf den Anhöhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf verschanzt, und durch eine ungeheure Menge Kanonen gedeckt. Trotz ihrer sichtbaren Ueberlegenheit beschloß er, sie am folgenden Tage anzugreifen. Es geschah, und am 12. Aug. Mittags nach 11 Uhr begann die unglückselige Schlacht. Das höchst unbequeme Terrain, das man vorher nicht sorgfältig genug untersucht hatte, und die drückende Hitze dieses Tages erschwerten den Angriff über alle Erwartung. Die zahllosen Feuerschlünde, mit denen die zu ersteigenden Anhöhen besetzt waren, sprühten Tod und Verderben auf die Angreifenden. Ganze Rotten stürzten auf einmal nieder. Dennoch siegte zuletzt die preußische Tapferkeit, und um 6 Uhr war der ganze linke Flügel der Russen geworfen, und alle ihre Batterien erobert. 70 Kanonen waren in preußischen Händen. Der König fertigte einen Cou-

rier nach Berlin ab, um die vorläufige Siegesbotschaft zu überbringen.

Aber ach! Nie hat sich wohl in kürzerer Zeit ein Glück schrecklicher gewendet. Noch stand der rechte Flügel der Russen unerschüttert, und die Oestreicher waren noch gar nicht zum Angriff gekommen. Auch die Flüchtigen vom linken Flügel sammelten sich wieder, da ihnen Friedrich, der sie durchaus vernichtet wissen wollte, die Flucht durch Frankfurt versperrt hatte. Mehrere große Generale, besonders Fink und Seidlitz, riethen dem Könige, jetzt dem Kampf abzubrechen, da das Volk ermattet sei, und von den geschlagenen Russen zu erwarten stehe, daß sie sich in der Nacht wohl von selbst zurückziehen würden. Aber Friedrich, der seine Sache mit diesem verhaßten Feinde ein für allemal entschieden wissen wollte, und nichts halb thun mochte, bestand auf der Fortsetzung der Schlacht.

Und jetzt begann der furchtbare Glücksumsturz, der jener ungeheuren Niederlage der Franzosen bei Höchstädt verglichen werden kann. Die ermatteten Preußen sollten Anhöhen erstürmen, von denen aus Hunderten von Kanonen ein wahrer Todesregen sich auf sie ergoß. Sie sollten es mit Laudons frisch ausgeruhten Truppen aufnehmen, die alle Vortheile der Stellung vor ihnen voraus hatten. Und nicht einmal ihr Geschütz konnten sie nachziehen. Die sonst so festen Linien

brachen sich, die Unordnung ward allgemein, und nun vollendete die östreichische Reiterei die schreckliche Niederlage. Vergebens suchte Seidlitz noch etwas zu retten; von den mörderischen Kartätschenkugeln der Feinde stürzten Mann und Roß zu Boden; selbst der tapfere Anführer ward schwer verwundet zurückgetragen.

Jetzt ward die Flucht im preußischen Heere allgemein. Kein Rückzug, wie bei Kollin oder Hochkirch ward geordnet. Jeder eilte sich selbst zu retten. Ein panisches Schrecken betäubte alle Gemüther, obgleich der Feind — was Friedrich nicht gethan haben würde — von aller Verfolgung abstand. Umsonst suchte der König, den der Anblick dieser Flucht aus aller Fassung brachte, einige Bataillone zum Stehen zu bringen. Er setzte sich selbst dem größten Feuer aus. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, zerschmetterte ihm eine Musketenkugel sein goldnes Etui in der Westentasche. Zuletzt von allen seinen Truppen verlassen, rief er verzweifelnd aus: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?“ Er sah, wie nicht bloß alles eroberte Geschütz, sondern auch noch fast alles preußische dazu stehen blieb, denn jeder suchte nur sein Leben zu retten. Indem kam ein Trupp östreichischer Reiter daher gesprengt, und der König wäre sicher getödtet oder gefangen worden, hätte ihn nicht der

Rittmeister Prittwitz mit einem Trupp Husaren umringt, und in Sicherheit gebracht. Mehrmals rief er auf diesem Schreckenswege aus: „Prittwitz, ich bin verloren!" und auf dem Rücken dieses treuen Gefährten schrieb er mit Bleistift die bekannten Worte an seinen Minister Finkenstein in Berlin: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie: Adieu für immer!" *).

Er kam spät am Abend in dem Dorfe Oetscher an, wo die Schiffbrücken waren. Hier fanden sich etwa 5000 Mann bei ihm ein, die übrigen waren desertirt, oder lagen in ihrem Blute. Unter den letztern war auch der liebenswürdige Dichter Kleist, der, von Kartätschenschüssen verwundet, dann von Kosacken rein ausgezogen und in einen Sumpf geworfen worden war, und wenige Tage nachher den Geist aufgab. Hundert

*) Einige Stunden später schrieb er ebendemselben von Oetscher aus auf einem noch vorhandenen schlechten Stuck Papier folgenden an führlicheren Bericht: „Ce 12 Août 1759. J'ai attaqué ce matin à 11. heures l'ennemi. Nous l'avons poussé au cimetière des juifs auprès de Frankfort, toutes me troupes ont donné et ont fait des prodiges, mais ce cimetière nous a fait perdre un prodigieux monde. Nos gens se sont mis en confusion. je les ai ralliés trois fois, a la fin j'ai pensé être pris moi-même, et j'ai été obligé de ceder le champ de bataille. Mon

und fünf und sechzig Kanonen waren verloren. Der unglückliche Monarch warf sich in seinen Kleidern auf ein Strohlager in einer halb zerstörten Bauerhütte hin; rings um ihn schliefen seine Adjutanten auf bloßer Erde. Die schrecklichen Bilder der Zukunft ließen ihn nicht schlummern. Einem Officier, der ihm am folgenden Morgen berichtete, daß man noch einiges Geschütz gerettet habe, rief er entgegen: „Herr, Er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!" Jeder fürchtete sich, ihm nahe zu kommen. Der alte Artillerieoberst Moller war in diesen bangen Stunden seine kräftigste Stütze. Ihm näherte er sich so vertraulich, wie er sonst keinem zu thun pflegte. Unter andern fragte er ihn, wie es doch zugehen möge, daß seine Truppen nicht mehr das leisteten, was sie ehemals gethan hätten. Der fromme Mol-

habit est criblé de coups, j'ai deux chevaux tués. Mon malheur est de vivre encore. Notre perte est très-considérable. D'une armée de 48,000 hommes je n'ai pas 3000 dans le moment que je parle tout fait; et je ne suis plus maître de mes gens. On fera bien à Berlin, de penser à sa sureté. C'est un cruel revers, je n'y survivrai pas. Les suites de l'affaire seront pires que l'affaire même. Je n'ai plus de ressource, et à ne point mentir, je crois tout perdu. Je ne survivrai point à la perte de ma patrie. Adieu pour jamais!" „Frédéric".

Moller erwiederte schüchtern, es sei vielleicht die Sündenschuld des Heeres, bei welchem schon seit einiger Zeit die Betstunden ganz eingegangen wären. Und von dem Tage an ward der ehemalige Feldgottesdienst bei den Regimentern wieder eingeführt.

Am 13. Aug. Nachmittags um 4 Uhr ging das geschlagene Häuflein über die Oder nach Reitwein. Hier sammelte man noch eine Menge Flüchtlinge, zog ein Paar in der Nähe stehende Corps an sich, schaffte frisches Geschütz aus Berlin und Küstrin herbei, und zog sich nach Fürstenwalde zurück. An diesem Orte war Friedrich entschlossen, mit seiner kleinen Schaar die Feinde zu erwarten, und für die Rettung seiner Hauptstadt sein Leben aufzuopfern. Denn auch gefangen wollte er seinen Ruhm nicht überleben, und für diesen Fall führte er während des ganzen Krieges ein Giftpulver bei sich, das man noch nach seinem Tode gefunden hat *).

*) Sehr merkwürdig ist, was der oben genannte Feldprediger in den „Lebensrettungen" S 154. über diesen Umstand erzählt: „Im Lager bei Leutmeritz, auf dem gefährlichen Rückmarsch von der Kolliner Schlacht, im Jun. 1757, ward mir zuerst unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit dies schreckliche Geheimniß durch einen hohen Vertrauten des Königs eröffnet. Meine Seele bebte. Mit Ehrerbietung, aber auch mit pflichtmäßigem Muthe sagte ich das, wovon ich wünsch-

Aber es war nicht im Rathe des Schicksals beschlossen, daß er seinem Unglück erliegen sollte. Was jedermann, und er selbst, erwartete, daß die Russen und Oestreicher ungesäumt nach Berlin gehen, die ganze Mark in Besitz nehmen, und so den Krieg in 8 Tagen endigen würden, das geschah nicht, denn — sie waren Coalirte. Die Russen, die schon Preußen inne hatten, waren nicht Willens, für Oestreich Eroberungen zu machen. Daun, der dies verlangte, erhielt von Soltikow die Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte nur noch, um weitere

es, daß es dem Monarchen schnell möchte wieder gesagt werden. Und dies war geschehen; denn ich bekam durch den sel. Oberst Balby Befehl, den Nachmittag vor dem König zu erscheinen. Furcht und Muth kämpften bei mir mächtig, und nur nach und nach konnte ich es dahin bringen, daß ich mir ruhig und deutlich das dachte, was ich ihm über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen hätte. Aber es fand diese erhebliche Audienz den Sonnabend nicht Statt, denn ein unvermutheter Ueberfall, den ein heraneilendes östreichisches Corps auf unsere Vortruppen that, nöthigte den König, sich eilend zu Pferd zu setzen, und durch seine Gegenwart den Feinden Furcht und unsern Truppen Muth zu geben. Er begegnete mir unweit dem Schlosse, grüßte mich sehr freundlich, und nun ward meine ganze Seele Wonne, denn ich sah ihn durch diesen Zufall der Schwermuth entrissen".

Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein agiren sollen".

In diesem kritischen Zeitpunkte zeigte sich das Genie des königlichen Bruders Heinrich, der eigentlich zu der unscheinbaren Rolle eines Hüters und Vertheidigers verurtheilt war, in dem glänzendsten Lichte. Während nämlich Daun nach Triebel hinauf gerückt war, fiel er ihm durch listig angelegte Manöver so rasch in den Rücken, daß es ihm gelang, die beträchtlichen östreichischen Magazine in Böhmen zu zerstören, wodurch derselbe in kurzem zum Rückzug gezwungen, und die Mark für diesmal gerettet ward.

Auch Friedrichs Muth kehrte bald wieder zurück, da er das Betragen seiner Feinde wahrnahm. Er schämte sich seines Kleinmuths, und ließ die wackern Männer, die ihn in seiner Schwäche gesehen hatten, jetzt desto empfindlicher den König wieder fühlen. Da Daun sich nach Böhmen zurückzog, ließ sich auch Soltikow nicht länger halten, und anstatt nach Berlin zu gehen, kehrte er durch Niederschlesien nach Polen zurück. Friedrich folgte ihm bis Glogau, und ließ ihn ruhig über die Oder ziehen.

Thätiger als diese zwei kolossalen Feinde betrug sich in diesen Umständen die kleine Reichsarmee unter dem Herzog von Zweibrücken.

Sie brach in das ganz von Feldtruppen entblößte Sachsen ein, eroberte Leipzig, Torgau und Wittenberg, und belagerte Dresden. Der Kommandant der letztern Stadt, der tapfere Graf Schmettau, hatte gleich nach der Niederlage bei Kunersdorf vom Könige Befehl erhalten, es nicht aufs äußerste kommen zu lassen, da man ihm doch keinen Succurs schicken könne, sondern nur die königlichen Kassen zu retten, die 5, ja nach Andern 7 Millionen Thaler enthielten. Späterhin aber fand der König Gelegenheit, den General Wunsch nach Sachsen zu schicken, der Torgau und Wittenberg glücklich wieder eroberte, und auch Dresden entsetzt haben würde, wenn nicht Schmettau, der von seiner Ankunft nichts wußte, unglücklicher Weise den Tag vorher die Capitulation abgeschlossen hätte (4 Sept.). So ging Friedrichs Hauptniederlage in Sachsen verloren, und obgleich das Geld gerettet ward, so fielen doch dem Feinde so reich gefüllte Magazine und Kriegsvorräthe in die Hände, daß Daun diesmal nicht nöthig hatte, seine Winterquartiere in Böhmen zu suchen.

Dieser neue Verlust, der einzige unersetzliche im ganzen Feldzuge, brachte Friedrichen außer sich. Sobald er in Schlesien der Russen und seines Podagra's los war, eilte er selbst nach Sachsen, um, wo möglich, den Schaden wieder

gut zu machen, und auch diesen unglücklichen Feldzug mit einem kühnen und glücklichen Streich, wie die beiden vorigen, zu enden. Schon hatte Heinrich den ängstlichen Daun durch geschickte Wendungen nach Wilsdruf zurückmanövrirt, als der König im Lager bei Hirschstein ankam (13. Nov.). Vergebens suchte der besonnenere Bruder seine Hitze zu mäßigen. Er jagte dem weichenden Feinde selber nach, und richtete noch eine Niederlage in dessen Nachzuge an. General Fink mußte sich mit 15,000 Mann über Dippoldiswalde nach Maxen ziehn, um dem Feinde, der im Plauenschen Grunde lag, in den Rücken zu kommen. Dieser einsichtsvolle General fühlte selbst das Gefährliche seines Auftrages. Er machte Vorstellungen, doch Friedrich ließ sich nicht von jedem rathen. So war ein neues Unglück unabwendbar. Fink ward von allen Seiten angegriffen und eingeschlossen (20. Nov.), und nachdem er 4000 Mann eingebüßt hatte, mußte er sich mit den übrigen 11,000 gerade so wie vor drei Jahren die Sachsen bei Pirna, auf Capitulation ergeben. Einige Tage nachher hatten 1400 Preußen unter dem General Diereke bei Meißen das nämliche Schicksal. Welche Verluste! Friedrich war hier ganz in dem Falle eines unglücklichen Spielers. Je mehr er verlor, desto mehr wagte er, und desto verhaßter wurden ihm alle

kältere Spieler. Der geweihten Kreatur *) zum Trotze campirte er sechs Wochen lang bei Wilsdruf in der fürchterlichsten Kälte unter eisigen Zelten, in denen die Soldaten sich auf einander drückten, um sich zu erwärmen, aber dennoch zu Tausenden erkrankten und starben. Seine Freude war, daß Daun dadurch gezwungen wurde, das nämliche zu thun, und mithin auch den nämlichen Schaden zu leiden. Endlich, da die Kälte immer heftiger ward, ließ er am 10. Jan. 1760 die Winterquartiere beziehen, wobei er das Hauptquartier nach Freiberg verlegte.

Es sind noch ein Paar poetische Episteln aus dieser Zeit an die Prinzessin Amalie und den Marquis von Argens vorhanden, in welchen Friedrich mitten in diesen Drangsalen seine damalige Gemüthsstimmung verewigt hat. Der Gedanke an eine eherne Nothwendigkeit, der sich der Weise zuletzt, wenn alles Gegenstreben fruchtlos sei, blindlings unterwerfen müsse, ist darin der herrschende, und der, daß ja zuletzt der Tod der Befreier von allen Uebeln sei, seine Beruhigung. Seine prosaischen Briefe aus dieser und der folgenden Periode verrathen die höchste Gleichgültigkeit gegen das Leben. Nur sein natürlicher

*) So (oder auch den Mann mit der geweihten Mütze) pflegte er Daun'n zu nennen, weil derselbe nach der Schlacht bei Hochkirch vom Papste ein geweihtes Barret und Degen erhalten hatte.

Frohsinn und sein immer reges Ehrgefühl schützten ihn vor Muthlosigkeit. So wie er entschlossen war, zu sterben, so war auch das sein Vorsatz, bis zum letzten Augenblick seiner Ehre und seiner Pflicht genug zu thun.

I.

Friedrich vor Dresden, bei Liegnitz und bei Torgau.

(1760.)

Aber mit welchen Hoffnungen konnte er jetzt wohl in die Zukunft blicken? Der nächste Feldzug drohte noch unglücklicher als der vorige zu werden. Der Muth seiner Feinde stieg mit ihrem Glücke; Russen und Oestreicher verstärkten sich, und hatten den Plan, Schlesien und die Mark zu erobern. Friedrich hatte im vorigen Feldzuge ganze Armeen eingebüßt, die die Kaiserin schlechterdings nicht auswechseln wollte, und obgleich seine Werber das ganze Reich in Contribution setzten, so konnten doch die zusammengebrachten Rekruten die alte trefflich geübte und disciplinirte preußische Infanterie nicht ersetzen. Um Geld zu erhalten, mußte das arme Sachsen unerhört gebrandschatzt werden. Sogar die Wälder des Landes wurden umgehauen, und das Holz

zu Gelde gemacht. Die Münze ward von Jahr zu Jahr mehr verringert, und da die Holländer und Engländer diesen Kunstgriff nachahmten, so ward sogar aus der Fremde noch die Masse des schlechten Geldes vermehrt. Nur der Ruf von Friedrichs Thaten, und die Zauberkraft, mit der er alle Herzen an sich zu fesseln wußte, bewirkten es, daß die Tausende von Menschen, die durch List und Gewalt täglich zu seinen Fahnen geschleppt wurden, so gehorsam aushielten, und sich so willig in die preußische Disciplin fügten, welches um so mehr zu bewundern ist, da an Officieren schon ein auffallender Mangel war, und man selbst Knaben aus den Kadettenhäusern bei der Armee anstellen mußte.

Schmerzlicher konnte wohl nichts für Friedrichs thätigen Geist seyn, als sich nun schon zum zweiten Male zum bloßen Vertheidigungskriege zurückgeführt zu sehen. Diesmal wollte er Sachsen beschützen, Schlesien und die Mark sollten Fouquet und der Prinz Heinrich decken. Er lag deshalb ruhig bis zur Mitte des Jun. in seinem festen Lager bei Schlettau im meißnischen Kreise, bewacht von Dauns großer Armee, die bei Dresden stand. Der kleine Krieg ging unaufhörlich fort, und im Lager wurden die täglich ankommenden Rekruten exercirt. Unterdessen lauteten die Nachrichten aus Schlesien sehr beunruhigend. Glaz, der Schlüssel zu diesem Lande,

ward vom General Harsch eingeschlossen, und Fouquet verzweifelte daran, mit seinen 8000 Preußen sein Lager bei Landshut gegen Laudons 30,000 zu behaupten. Er zog sich zurück, allein nun schrien die Gebirgsstädte um Hülfe, und so mußte er auf des Königs ausdrücklichen Befehl wieder in jenes unrettbare Lager zurückgehen. Er that es mit der Devotion eines Leonidas, indem er sein Schicksal deutlich vor Augen sah.

Friedrich wünschte indeß Daun'n und Laudon'n zugleich eine Diversion zu machen. Er brach plötzlich aus seinem Lager bei Schlettau auf, überließ Sachsen der Vertheidigung seines Generals Hülsen, und ging in der Nacht vom 15 Jun. bei Zehren über die Elbe. Sein Marsch ging auf die Lausitz zu. Ihm zur Seite ging Dauns großes Heer, mit dem die Scharmützel kein Ende nahmen. Am 6 Jul ging die Armee bei Bauzen über die Spree. Die Hitze war so außerordentlich, daß an diesem einen Tage 105 Mann in ihren Gliedern mitten im Marsche todt niederfielen. Erst jetzt erhielt er die traurige Nachricht von Fouquets Niederlage. Er unterdrückte seine Bestürzung darüber mit Gewalt, und sagte in festem Tone zu seinen Officieren: „Fouquet ist gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat sich wie ein Held gewehrt".

Laudon hatte diesen trefflichen General mit vierfach überlegener Macht am 23. Jun. früh um 2 Uhr angegriffen. Bis Mittag hatte der verzweiflungsvolle Kampf gedauert. Die preußische Infanterie ward theils niedergemacht, theils gefangen, die Reiterei schlug sich durch. Fouquet fiel unter sein erschossenes Pferd, und ward von den feindlichen Dragonern mit Säbelhieben zugedeckt. Sein treuer Reitknecht Trautschke warf sich über ihn, fing mit seinem Leibe die Hiebe auf, und schrie unaufhörlich: „Wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen?" bis ein feindlicher Oberst ihn rettete. Die östreichische Disciplin zeigte sich bei dieser Gelegenheit gegen die preußische in einem schlechten Lichte. Die Kroaten hieben nicht nur viele wehrlose Preußen, die bereits das Gewehr gestreckt hatten, nieder, sondern Laudon ließ auch nach dem Siege das Städtchen Landshut plündern, und alle Fabriken desselben zerstören.

Friedrich kehrte plötzlich um, und eilte wieder nach Sachsen. Am 14. Jul. erschien er vor Dresden, das er durch die Ueberraschung wegzunehmen hoffte. Aber das gelang nicht. Daun erhielt volle Zeit, ihm wieder nachzukommen, und sich ihm gegenüber zu legen. Es ward darauf eine Belagerung angefangen, und die schöne Stadt durch unaufhörliches Bombenwerfen unbarmherzig verwüstet. Umsonst stampfte Friedrich vor

Ungeduld den Boden, umsonst ließ er einem Regimente, das er der Feigheit beschuldigte, die Seitengewehre, und den Officieren die Huttressen abnehmen: der östreichische Kommandant ergab sich nicht. Vielmehr wurden ihm 1500 treffliche Leute erschossen, 8 von Magdeburg kommende Kornschiffe auf der Elbe weggenommen, und Daun rückte immer näher. Am 26. Jul. machten die Feinde ein großes Freudenfeuer, und ein gefangener Officier, den man um die Ursach davon befragte, sagte aus, General Laudon habe die Festung Glaz erobert.

Diese Nachricht war ein neuer Donnerschlag für Friedrich. Doch unterdrückte er auch hier seine Bestürzung, und sagte: „Seys! Im Frieden werden sie es uns ja wohl wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht alles verlieren".

In der Nacht vom 30. Jul. brach er von Dresden auf, und trat seinen vorigen Marsch durch die Lausitz wieder an. Vor ihm her ging Daun, hinter ihm Lascy; die drei Armeen schienen einem Herrn zu gehören. Der Scharmützel war kein Ende. Nach tausend Gefahren kamen die Preußen glücklich in Schlesien an. Sie lagerten sich in der Gegend von Liegnitz. Aber ihnen gegenüber, jenseit der Katzbach, stand das nun vereinigte Daunsche und Laudonsche Heer, und verlegte ihnen die Wege nach Breslau und

Schweidnitz. Und gerade dahin mußte man gehen, weil dort die großen Magazine waren, und man nur noch auf wenige Tage Lebensmittel hatte. In einer mißlichern Lage war Friedrich noch nie gewesen. Er mußte hier, wenn alles geschah, was geschehen konnte, das Schicksal Finks bei Maxen erwarten. Denn außer jenen ihm dreifach überlegenen Oestreichern stand auch noch jenseit der Oder, unweit Breslau, der Feldmarschall Soltikow mit 60 000 Russen, den nur die Eifersucht auf Daun noch etwas zurückhielt. Der König, der jeden Tag angegriffen und umzingelt zu werden befürchtete, mußte wie ein Parteigänger fast alle Nächte seine Stellung ändern, um den zögernden Daun irre zu machen. Gerade so that ers auch in der Nacht vom 14. auf den 15. Aug. Er ließ ganz in der Stille sein Lager bei Jeskendorf abbrechen, welches die östreichischen Generale den Tag vorher sorgfältigst ausstudirt hatten, und zog sich, weit von den täuschenden Wachtfeuern auf die Anhöhen von Pfaffendorf. Hier legte sich die Mannschaft ruhig nieder, jeder behielt sein Gewehr im Arm, und da sie nicht singen durften, plauderten sie. Die heitre, milde Nacht machte Alle guter Dinge. Friedrich allein saß lange nachdenkend auf einer Trommel, dann legte er sich, in seinen Mantel gehüllt, mit Zieten und dem Markgrafen Karl an ein kleines Feuer, und schlief ein.

Auch der Feind war diese Nacht nicht müßig. Er hatte dem König eine Scene wie die bei Hochkirch zugedacht, und zu dem Ende mußte Laudon mit seinem ganzen Heere um Mitternacht aufbrechen, um die nämlichen Höhen von Pfaffendorf zu besetzen, die, ihm unbewußt, so eben von den Preußen eingenommen waren. Etwa um 2 Uhr entdeckte ihn eine preußische Husarenpatrouille. „Wo ist der König?" rief der zurücksprengende Major Hund. „Was ist!" fragte der erwachende Friedrich. — „Ew. Majestät, der Feind ist da, und schon ganz nahe!" — „Pferd her!" rief Friedrich, und jeder General flog an seinen Platz. — „Wie wirds gehen, mein lieber Schenkendorf?" fragte er denjenigen von ihnen, der den Angriff machen sollte. „Ich will einmal die Burschen fragen," antwortete dieser. „Nun Grenadiere, was meint ihr, werdet ihr als ehrliche Kerle fechten?" — „O ja, wenn Sie uns anführen!" war der allgemeine Ausruf.

Der brave Schenkendorf war einer der ersten unter den Verwundeten. Aber seine Grenadiere rächten ihn hundertfältig. Laudon, erstaunt, sich so empfangen zu sehen, und unvermögend, in dem Dämmerlicht des Morgens den wahren Stand des Feindes zu erkennen, hatte hier das Schicksal Friedrichs bei Hochkirch, nur daß er noch in weit kürzerer Zeit geschlagen ward. Früh um 5 Uhr war alles vorüber; der Feind

hatte 10,000 Mann (unter diesen 6000 Gefangene) und 82 Kanonen eingebüßt. Dann war zu entfernt zur Hülfe gewesen, auch hatte ein widriger Wind den Donner des Geschützes von seinen Ohren abgehalten.

Charakteristisch für den Geist der Ehre, der auch die Gemeinen in Friedrichs Heer beseelte, ist der Zug, daß einige alte Grenadiere aus jenem Regimente, dem bei Dresden die Seitengewehre abgenommen worden, jetzt hervortraten, und auf ihre bewiesene Tapferkeit sich berufend, ihre Ehrenzeichen bittend zurückforderten. „Ihr sollt sie wiederhaben, Kinder!" war Friedrichs gütige Antwort, und das ganze Heer nahm Theil an der diesem würdigen Regimente widerfahrenen Gerechtigkeit.

Die Schlacht bei Liegnitz war für den König der erste heitre Sonnenblick nach einem Jahre voller Trübsal. Als der wackere Zieten herantrat, ihm Glück zu wünschen, fielen beide, von ihren Gefühlen überwältigt, einander in die Arme, und der treue Gehülfe ward noch auf dem Schlachtfelde zum General der Kavallerie ernannt. Aber der große König war weit entfernt, sich an jenem Sonnenblick unthätig zu wärmen. Nur einen kleinen Theil der ihm drohenden Gewitterwolken hatte sein Sieg zerstreut. Erst von der geschickten Benutzung desselben hing seine völlige Rettung ab.

Mit einer Schnelligkeit, die dem Feinde Bewunderung einflößte, war alles aufgeräumt, und schon um 9 Uhr Vormittags war das ganze Heer wieder im Marsch, nach Parchwitz zu. Man erreichte Neumarkt glücklich, und nun war man vor dem Hunger geborgen. Bei Breslau hatte man noch die Russen zu treffen gefürchtet, allein sie hatten sich, aufgebracht über Dauns zauderndes Betragen, bereits über die Oder zurückgezogen. In Breslau fand man die Vorstädte abgebrannt und viele schöne Häuser in der Stadt verwüstet. Dies rührte von einer Belagerung Laudons her, die der tapfere preußische Kommandant, General Tauenzien, während Friedrichs Aufenthalt in Sachsen, glücklich abgeschlagen hatte.

Daun zog sich nun ins Gebirge, und machte Miene, den König von Schweidnitz abzuschneiden. Dieser mußte ihm dahin folgen, und lagerte sich bei Dietmannsdorf. Die beiden Läger berührten hier einander fast, und alle Tage gab es Scharmützel. Friedrichs Lage ward immer ungewisser; er sah kein Ende dieses Treibens ab. In diesen trüben Tagen waren d'Argens Briefe ein Labsal für sein trostbedürftiges Herz „Die Krisis (schrieb er diesem Freunde unterm 18. Sept.) hat eine andere Gestalt gewonnen, aber noch ist nichts entschieden. Ich verzehre mich langsam; ich bin wie ein Körner, dem täglich einige seiner

Glieder abgenommen werden. Der Himmel stehe uns bei, es ist uns sehr nöthig. Sie erinnern mich immer an meine Person. Sie sollten wissen, daß es nicht nöthig ist, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue, und für mein Vaterland streite, um es zu retten, wenn es noch möglich ist. Sie können sich keinen Begriff von unsern entsetzlichen Strapazen machen; dieser Feldzug übertrifft alle vorigen; bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll. Meine Fröhlichkeit ist mit den lieben und würdigen Personen begraben, an denen mein Herz so fest hing. Schmerzhaft und traurig ist das Ende meines Lebens. Vergessen Sie Ihren alten Freund nicht, lieber Marquis ꝛc.".

Während Friedrichs Aufenthalt in Schlesien war Sachsen den Reichstruppen gänzlich Preis gegeben. Sie eroberten Leipzig mit leichter Mühe, und drängten zuletzt auch Hülsens kleines Corps aus Torgau und Wittenberg fort. Zu diesem Verlust kam noch eine weit größere Gefahr. Man hatte es endlich von dem F. M. Soltikow erlangt, daß dieser eine Schaar von 20,000 Russen in Verbindung mit 15,000 Oestreichern nach Berlin schicken wollte. Am 4. Oct. kam dieser gefürchtete Feind vor den Thoren von Friedrichs Hauptstadt an. Zitternd ließ man ihn ein, und bewilligte seine Forderungen. Preußens guter Genius wollte, daß der Anführer dieser Hor-

Horden, der General Tottleben, ein Mann von edler Gesinnung und feiner Bildung war, der durch seine Manneszucht und Ordnung den nach ihm erschienenen östreichischen General Lacy ungemein beschämte. Die Russen waren hier die ehrliebenden Feinde, die Oestreicher die Barbaren, den einzigen General Esterhazy ausgenommen, der in Potsdam befehligte, und das dortige Schloß so wie Sanssouci ohne die geringste Verletzung zurückgab, dagegen in Schönhausen, und besonders in Charlottenburg, wo die Sachsen hauseten, alles verwüstet, und die unersetzlichen Gemälde und Antiken bis zur Vernichtung verstümmelt wurden. Friedrich vergaß den Sachsen diesen Frevel nicht, und er, der außer den Brühlschen Schlössern bisher nichts Schönes ohne Noth verderbt hatte, ließ dafür, sobald er wieder nach Sachsen kam, das Jagdschloß Hubertsburg rein ausplündern.

Wieviel in bedrängten Umständen der gute Wille und die Klugheit eines Mannes vermag, das zeigte während der Einnahme Berlins der patriotische Kaufmann Gotzkowsky, der, mit edler Aufopferung seines eigenen Vermögens, durch seine klugen Vorstellungen unendliches Uebel abgewendet hat, das dieser Stadt noch zugedacht war, und dessen Name um so mehr in der dankbaren Erinnerung der Nachwelt fortzuleben verdient, da es seinem Könige nicht gefallen hat, ihn

für seine Treue zu belohnen. Man konnte Friedrichen nicht mehr mißfallen, als durch gewisse, selbst edle, Anmaßungen, die er sich — vermöge seiner Eifersucht — gern allein vorbehalten hätte. — Auch der holländische Gesandte Verelst legte bei dem wilden Lascy ein wirksames Fürwort ein, als schon vom Plündern der Stadt die Rede war.

Acht Tage hatte man die gefürchteten Gäste geherbergt, als das Geschrei: Friedrich kommt! sie im Huy verjagte (12. Oct.). Lascy ging nach Sachsen; Tottleben über die Oder zurück. Von beiden ward das platte Land hunnisch verwüstet; die Oestreicher plünderten selbst die Leichname in den Begräbnißgewölben. Friedrich stand bei Guben, als er von ihrem Abzuge hörte. Jetzt wollte er sich sogleich nach Sachsen wenden. Er ging daher über Lübben nach Dessau, wo er das Heer mit Proviant aus Magdeburg versorgte. Sachsen sollte nun von vorne an wieder erobert werden. Aber bei Torgau lag schon wieder der lauernde Daun verschanzt, der ihm wie sein Schatten aus Schlesien gefolgt war. Auch das Reichsheer hatte noch einen großen Theil von Sachsen inne, und an der Oder standen die Russen, die, wenn dem König jetzt ein Unglück begegnete, bereit waren, sammt den Oestreichern ihre Winterquartiere in der Mark zu nehmen. Er selber sah für diesen Fall keine

andere Aussicht, als den Tod. Und wahrlich, Dauns furchtbare Stellung auf den Weinbergen bei Torgau drohte eine Scene wie die bei Kunersdorf zu geben.

In dieser verhängnißvollen Lage hatte der Freund der Weisheit Gelegenheit, die Kraft der stoischen Lehre an sich zu versuchen. „Nie," schreibt er am 28 Oct. an d'Argens, „werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; kein Bewegungsgrund wird im Stande seyn, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Entweder lasse ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben, oder wenn dem Geschick, das mich verfolgt, dieser Trost noch zu süß seyn sollte, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es nicht mehr möglich seyn wird, es zu tragen. Stets handelte ich einer innern Ueberzeugung und den Gefühlen der Ehre gemäß, und auch meine letzten Schritte werden mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine männlichen Jahre dem Vaterlande aufgeopfert habe, glaube ich berechtigt zu seyn, über mein Alter zu gebieten. Es giebt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind; das ist nicht meine Sache. Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben, unbekümmert, was man davon sagen wird; ja ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfah-

ren werde. Wie? ich sollte ein kraftloses Alter vorziehen, voller Verdruß und Schmach, voller Betrübniß über vergangenes Glück, und voller Beleidigungen? Mein Marquis,

> Wenn alles uns verläßt, die Hoffnung selbst zerbricht,
> Dann ist das Leben Schimpf, und Sterben wird uns Pflicht".

Am 26. Oct. ging die Armee bei Dessau über die Elbe, und rückte auf Düben vor, um dort ein Magazin zu errichten. Hülsen mußte mit seiner Schaar nach Leipzig gehen, welches nun wieder von preußischen Bataillonen besetzt ward (31. Oct.) und die Reichstruppen zurücktreiben. Dem König selbst blieb nichts übrig, als Daun'n in seinen felsenfesten Verschanzungen anzugreifen. Er nahm am 2. Nov. das Lager bei Langen-Reichenbach, zwischen Schilda und Torgau. Daun hielt es für unmöglich angegriffen zu werden; er wollte daher den König hinhalten, und ihn, da der Winter vor der Thür war, durch sein bloßes Zaudern zwingen, Sachsen zu verlassen.

Friedrich schwankte einige Augenblicke, ob er Leben oder Tod dem Schicksal einer Schlacht überlassen sollte. Er berief seine Generale zusammen, und wollte ihre Meinung hören. Alle schwiegen; endlich sagte der alte Zieten fest und laut: „Alle Dinge sind möglich, nur eins ist

schwerer als das andere". Jetzt ward die Schlacht beschlossen, und der Befehl zum Aufbruch bekannt gemacht.

Der 3. Nov. war der große, entscheidende Tag. Das preußische Heer theilte sich, nach Friedrichs Plan, in zwei Hälften; mit der einen wollte der König selbst von vorn, über Neiden und Elsnig, das östreichische Lager stürmen, mit der andern sollte Zieten durch einen Umweg demselben bei Siptitz und Groswig in den Rücken fallen. Die langen Märsche verzögerten den Angriff bis nach 2 Uhr Nachmittags. Ein unseliges Mißverständniß drohte gleich zu Anfang dem Heere des Königs Verderben. Man hörte nämlich ein starkes Schießen auf der andern Seite, und dies verleitete zu glauben, Zieten sei schon an seinem Platze. Ihn rasch zu unterstützen wartete Friedrich nicht die ordentliche Stellung des ganzen Treffens ab, sondern führte einzelne Bataillone gegen den Feind. Aber dieser empfing ihn mit einem Donner aus mehr als zweihundert Kanonen, der mehrere Personen auf der Stelle des Gehörs beraubte, und desgleichen der König selbst nie gehört zu haben betheuerte. Die Bataillone stürzten Mann vor Mann nieder, frische wurden herangeführt, aber sie hatten dasselbe Schicksal. Weder Reiterei noch Fußvolk konnten sich gegen diese kartätschensprühenden Feuerschlünde halten. Rechts und links neben dem Könige schlu-

gen die feindlichen Kugeln in die Erde, so daß sein Pferd in beständiger Bewegung blieb. Auch traf ein Streifschuß seine Brust, aber ein Pelz und ein Sammtrock schwächten die Wirkung der Kugel. Es war ein blutiger Tag, und ach! mit jeder Viertelstunde sank Friedrichs Hoffnung mehr. Die Nacht brach ein, und man hatte sich der feindlichen Verschanzungen nicht bemeistert, vielmehr lag der Kern der preußischen Infanterie auf dem Blutfelde hingeschlachtet, und schon war ein östreichischer Kourier auf dem Wege nach Wien, der Kaiserin die Siegesbotschaft zu bringen.

Die Verwirrung auf Friedrichs Seite war nach dem Eintritt der Dunkelheit fürchterlich. Preußen schossen auf Preußen und Oestreicher auf Oestreicher, und der König selbst war oft in Gefahr, einem feindlichen Haufen in die Hände zu gerathen. Gegen die Schauder einer langen feuchtkalten Novembernacht wurden unzählige Feuer in der Torgauer Heide angezündet, um die sich Oestreicher und Preußen lagerten, entschlossen, sich am Morgen denen zu ergeben, für die sich der Sieg erklären würde. Von der Angst der 10,000 Verwundeten, die diese lange kalte Nacht auf feuchter Erde in ihrem Blute liegend verseufzten, ist am besten zu schweigen.

Man hörte indessen noch bis halb 10 Uhr auf der andern Seiten kanoniren. Hier hatten

Zieten *), Saldern und der noch lebende Möllendorf, damals Oberstlieutenant, die Anhöhen von Stritz glücklich erstiegen, und den Feind in so große Verwirrung gebracht, daß Daun, der selber am Schenkel verwundet worden war, sein Heer um Mitternacht ganz still durch Torgau über die Elbe zurückgehen ließ. Friedrich brachte unterdessen diese bängste aller Nächte in der kleinen Kirche des Dorfes Elsnig zu, weil alle Bauerhäuser voll Verwundeter waren, und setzte hier, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, bei dem Schimmer eines schwachen Lichts, Depeschen für seine Kouriere und die Disposition zur morgenden Erneuerung des Angriffs auf. Er schickte einmal über das andere hinaus, um zu erfahren, ob es denn nicht bald tagen würde; endlich warf er sich aufs Pferd, und ritt im

*) Beiläufig einige spartanische Charakterzüge von diesem Helden: Ehe noch sein Corps zum Angriff kommen konnte, ward es von den Batterien des Feindes schon erreicht. Gleich der erste Schuß kostete einem Officier das Leben. Ein Kornet, der noch nie einer Schlacht beigewohnt hatte, meldete es erschrocken dem General, erhielt aber den kaltblütigen Bescheid, es würden wohl noch mehrere erschossen werden. Bald darauf nahm eine Kanonenkugel einem Kürassier den Kopf weg. Um diesem Anblick, bei dem die Andern zu verweilen Muße hatten, das Abschreckende zu benehmen, sagte Zieten in seinem zutraulichen Tone: „Kinder, der da hatts einen sanften Tod".

grauen Duft der ersten Dämmerung zum Dorfe hinaus. Da sah er von fern Reiter in weißen Mänteln. Es war Zieten, der im Tone eines rapportirenden Officiers zum König sagte: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück". Jetzt stürzten beide zugleich von ihren Pferden, Friedrich lag in Zietens Armen, und dieser, von seinen Gefühlen überwältigt, weinte laut auf, ohne weiter ein Wort hervorbringen zu können. Dann sprengte er zu seinen Kriegern zurück, und rief: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Alle antworteten einstimmig: „Ja ja! unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Zieten auch, unser Husarenkönig auch!" *).

Friedrich vergaß nicht, seinen braven Truppen für ihre Treue zu danken, und sie nach seinen Kräften zu belohnen. Sie waren vergnügt, trotz allen Mühseligkeiten, und scherzten mit ihm; eine Freiheit, die er ihnen jetzt gern gestattete.

*) Auch unser oft genannter Feldprediger hat uns aus dieser Schlacht einige Züge von gemeinen Soldaten aufbehalten, die die allgemeine Liebe zum König rührend bezeugen. „Als derselbe," erzählt er, am folgenden Morgen über das Wahlfeld ritt, und den Verwundeten sein Mitleid bezeigte, riefen schwer verwundete Officiere und Gemeine ihm zu: Ach wir freuen uns nur und danken Gott, daß Ew. Majestät leben! — Ein durch

Er hieß ihnen nicht anders als Fritz, und ward oft mit Du angeredet. Er selbst sah mit Recht diesen Sieg, den er mit 14 000 Mann erkaufen müssen!! nur für ein Palliativ an. Glück genug, daß Daun nach Dresden zurückgetrieben, und Soltikow von der Mark abgehalten war, und daß man noch einmal das Winterquartier in Sachsen nehmen konnte. Friedrich wählte diesmal Leipzig zu seinem Aufenthalt, und weihte hier, mitten im Gewühle der schwierigsten Geschäfte und der bängsten Sorgen, manche Stunde den Musen und der litterarischen Unterhaltung *), unter andern auch mit den Leipziger Gelehrten, von denen ihm jedoch nur der bescheidene Gellert gefiel.

den Leib geschossener, seinem Tode naher Grenadier eines magdeburgischen Regiments sagte: nun will ich gern sterben, da ich nur weiß, daß wir gesiegt haben und der König lebt". — Beneidenswerthes Glück, ein solcher König zu seyn!

*) Er ließ unter andern seine Kammermusik und den Marquis von Argens zu sich kommen. Dieser fand ihn eines Abends auf plattem Boden sitzend, und mit einem Stöckchen seine Hunde regierend, die ein Fricassee aus einer großen Schüssel fraßen.

17.

Schweidnitz und Kolberg verlohren.

(1761.)

Jetzt machte der erschöpfte Held einige Friedensversuche. Aber eben nun glaubten seine beiden Feindinnen ihn am wenigsten loslassen zu müssen, da sie ihn in dem nächsten Feldzuge ganz gewiß aufzureiben hoffen durften. Und wahrlich, diese Hoffnungen waren sehr erlaubt: denn schon hatten die Oestreicher durch Glaz und Dresden festen Fuß in Schlesien und Sachsen; Friedrichs zuverlässigen Krieger lagen auf den Schlachtfeldern verscharrt: oder schmachteten gefangen in den ungrischen Festungen, aus denen man keine Auslösung gestattete; König Georg II. von England war gestorben (Oct. 1760), und der Günstling seines Nachfolgers, Lord Bute, bewilligte keine Subsidien mehr; nur aus einem kleinen Theile seiner Staaten konnte Friedrich noch Einkünfte beziehen, und auch von Sachsen stand ihm nur noch die Hälfte zu Gebote. Aus dieser, und namentlich aus der Stadt Leipzig, mußten die erforderlichen Kontributionen — so wollte es die unerbittliche Nothwendigkeit — mit einer dem so menschlichen Friedrich sonst nicht gewöhnlichen Grausamkeit hervorgepreßt werden.

Der Feind wollte diesmal schlechterdings

Schlesien erobern, und dann etwa nach Berlin gehen. Dies sollte Laudon in Vereinigung mit dem russischen F. M. Butturlin vollbringen. Damit aber das preußische Heer in Sachsen dem in Schlesien nicht beispringen könne, sollte Daun dasselbe bei Dresden beschäftigen. Um den braven Herzog Ferdinand zu vernichten, dem man bisher noch nicht einen Fußbreit Landes hatte abgewinnen können, zogen diesmal zwei französische Heere unter Broglio und Soubise gegen ihn, zusammen 160,000 Mann stark!

Friedrich überließ Sachsen dessen altem Hüter, dem vorsichtigen und gewandten Prinzen Heinrich, um in eigener Person die Vertheidigung Schlesiens zu übernehmen. Am 10. Mai kam er bei dem Heere in Löwenberg an. Die Russen standen noch an der polnischen Gränze, und eilten nicht sehr, sich mit den Oestreichern zu vereinigen. Drei Monate vergingen jetzt unter künstlichen Märschen und Manövern, durch welche Laudon und der König wetteiferten, jener, sie an sich zu ziehen, dieser, sie abzuhalten. Endlich, am 12. Aug., geschah doch die Vereinigung in der Gegend von Striegau. Friedrich stand jetzt mit 50,000 Mann 130,000 gegen über, die ihn erdrückt haben würden, wenn Laudon allein über sie zu gebieten gehabt hätte. Aber daß er mit einer Koalition zu thun hatte, rettete ihn. Butturlin war kein Marlborough; er fühlte sei-

nen alten Adel und daß er Feldmarschall, und Laudon nur Feldzeugmeister sey, und hatte keine Lust, dem Genie des letztern, das sich auszuzeichnen brannte, mit seinen Russen zur Erringung eines Heldenruhmes behülflich zu seyn, von dem vielleicht nur wenig auf ihn selbst gefallen seyn würde: mit einem Worte, es war eine Koalition, und Friedrichen ward nicht ein Haar gekrümmt.

Der bedrängte Held stellte sich indessen die Gefahr, in der er schwebte, doch so klein nicht vor, denn allenfalls war schon der einzige Laudon mit seinen 72,000 Oestreichern hinreichend, ihn zu Grunde zu richten. Er that in dieser Noth was er noch nie gethan, er verschanzte sich bei Bunzelwitz vor Schweidnitz so fest, daß sein Lager einer Festung glich. Des Nachts mußten die Soldaten in Schlachtordnung stehen, und am Tage schliefen sie. Friedrich selbst, der wenig Nachrichten vom Feinde erhalten konnte, machte sich die finsterſten Vorstellungen von der Zukunft. Sein Kummer war so groß, daß er, wie öfter in solchen Fällen, den König vergaß, und sich zur Freundschaft herabließ. Oft suchte er bei Zieten in dessen nächtlicher Hütte Trost. Der wackere Krieger setzte dann immer dem verweiflungsvollen: „Es wird nicht gehen, es kann nicht gehen,“ die männliche Versicherung entgegen, daß gewiß einst noch alles ein gutes Ende nehmen werde.

Friedrich, der zu dieser Hoffnung gar keinen Grund mehr vor sich sah, fragte darauf einst spöttisch, ob er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft habe. „Nein," antwortete Zieten." nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht". „Ach, seufzte der König, der thut keine Wunder mehr!" — „Deren brauchts auch nicht," versetzte der fromme Zieten; „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken".

Zwanzig Tage lang hielt der vereinigte Feind das kleine preußische Heer in dem Lager bei Bunzelwitz eingeschlossen, ohne es anzugreifen, denn Butturlin wollte nun einmal durchaus nichts thun, was Laudon wünschte, und was den Oestreichern mehr als den Russen gefrommt hätte. Man hatte ja, was man haben wollte, nämlich das Königreich Preußen; daß Oestreich Schlesien bekäme, hielt man für so nöthig nicht. So blieben also die 13,000 Mann unthätig stehen, und endlich sah Butturlin sich aus Mangel an Proviant genöthigt, sich wieder von Laudon zu trennen, und über die Oder zurückzugehen (13. Sept.). Bloß 20,000 Mann ließ er unter Anführung des Generals Czernischef bei Laudon zurück. Friedrich sah diese seine Befreiung für ein Werk des Himmels an, und sagte zu Zieten, jenes Gesprächs sich erinnernd; „Er hat damals doch Recht gehabt, und Sein Alliirter hat Wort gehalten".

Noch war von Butturlin zu besorgen, daß

er mit seinem Heere nach der Kurmark gehen werde. Dies zu verhindern erhielt der preußische General Platen den Auftrag, mit 8000 Mann plötzlich in Polen einzubrechen, und die Magazine im Rücken des Feindes zu verbrennen; ein kühnes Unternehmen, das aber mit unerwartetem Glück ausgeführt ward. Butturlin war nun für dies Jahr außer Stande, etwas zu unternehmen, und die Mark war noch einmal gerettet.

Aber leider ließ sich Friedrich von seiner Freude über zwei Unfälle, denen er glücklich entronnen war, zur Sorglosigkeit gegen einen dritten verleiten, der ihm noch bevorstand. Er verließ sein festes Lager, und zog sich gegen Neiße zurück, vermuthlich um die Oestreicher in die Ebene zu locken, und sie dann zu überfallen und zu einer Schlacht zu zwingen. Laudon verließ auch wirklich die Gebirge, aber nicht um ihm nachzugehen, sondern um die Festung Schweidnitz plötzlich zu überrumpeln. Er führte diese Unternehmung in der Nacht auf den 1. October so geschickt aus, daß die Werke von allen Seiten glücklich erstiegen wurden, und innerhalb einer Stunde alles geschehen war. Der Kommandant Zastrow wurde mit der schlechten Besatzung von 3000 Mann ohne alle Kapitulation gefangen gemacht, und ein reicher Vorrath von allen möglichen Kriegsbedürfnissen fiel dem Sieger in die

Hände, der sich aber damit nicht begnügte, sondern auch noch die Häuser plündern ließ; eine Kroatensitte, an der die Russen — zu ihrer Ehre sey es gesagt — diesmal nicht Theil nahmen.

Friedrichs Schrecken über die Nachricht von diesem Unglück war um so größer, da er diesen Streich gar nicht für möglich gehalten hatte. Eine Belagerung hatte er erwartet, wohl gar gewünscht, aber an eine Ueberrumpelung in einer Nacht war ihm kein Gedanke gekommen. Daß er indessen die Schuld an dem Unglück diesmal, wie nicht immer, sich selbst zuschrieb, bewies sein gelindes Verfahren gegen den Kommandanten. Gewiß ist, daß dieser Streich alle seine Entwürfe zerrüttete. Er konnte jetzt gar nicht mehr darauf denken, die Oestreicher aus Schlesien zu vertreiben, sondern mußte nur auf die Rettung der Hauptstadt und der übrigen Festungen bedacht seyn. Zu dem Ende ließ er seine Truppen in den Dörfern bei Strehlen kantonniren, und nahm in dem Dorfe Wotselwitz, nahe an der letztgenannten Stadt, sein Hauptquartier.

Hier war es, wo ein Elender, der verrufene Baron Warkotsch, dessen Güter in jener Gegend lagen, sich mit dem hinterlistigen Verrath des Königs einen Herostratenruhm erwerben wollte. Ein hinter dem Garten der schlecht bewachten königlichen Wohnung fortgehender Wald, in welchem er alle Stege kannte, erleichterte die

Unternehmung, den König zu entführen; schon war deshalb mit einem östreichischen Officier und einem katholischen Pfaffen das Nöthige verabredet, und die Nacht vom 30. Nov. zur Ausführung des Bubenstücks festgesetzt. Zum Glück schlug Tags vorher dem Jäger des Barons das Gewissen, daß er den letzten Brief nicht zu dem Pfaffen, sondern zu einem rechtschaffenen lutherischen Prediger, Namens Gerlach, trug, der ihn damit unverzüglich an den König schickte. Warkotsch entsprang, und endete spät, nach langem Herumirren, in Verachtung und Dürftigkeit sein unwürdiges Leben in Ungarn.

Am 10. Dec. legte Friedrich sein Heer längs der Oder zwischen Brieg und Glogau in die Winterquartiere. Er selbst nahm seine Wohnung in Breslau. Hier hörte er bald sehr unangenehme Nachrichten aus Pommern. Ein russisches Corps unter dem Grafen Romanzow hatte schon seit dem Sommer diese Provinz überschwemmt und ausgezehrt, und seit dem 20. Aug. mit Hülfe einer russisch-schwedischen Flotte belagert. Der alte Oberst Heyden zeigte auch jetzt wieder seine bekannte Entschlossenheit; auch der Prinz von Wirtemberg that mit einem Hülfsheer das Seine, allein er beging den Fehler, daß er die Stadt nicht zeitig genug mit Nahrungsmitteln versorgte. So mußte sie sich nach zehnmaliger Aufforderung endlich den 13. Dec. ergeben, welches

vielleicht

vielleicht nicht geschehen wäre, wenn die Besatzung nur noch auf 14 Tage Brod gehabt hätte.

Die Schweden waren in diesem Jahre durch den einzigen General Belling im Zaum gehalten worden. In Sachsen hatte sich Prinz Heinrich gegen Daun trefflich gehalten, und der wieder genesene Seidlitz hatte die Reichsvölker glücklich nach Franken zurückgetrieben. Die Franzosen, verzweifelnd, dem aufmerksamen und kühnen Ferdinand etwas abzugewinnen, rächten sich lieber durch boshafte Verwüstung wehrloser Gegenden. An Manneszucht stand dies Volk den Russen weit nach. Kein Officier hatte Ansehen, da die Autorität von oben her fehlte. Ob sie gleich den Reichsvölkern zur Hülfe gekommen zu seyn vorgaben, so brandschatzten und plünderten sie doch den fränkischen Kreis dergestalt aus, daß der Herzog von Sachsen-Meinungen es nöthig fand, diese Gräuel in einem öffentlichen Berichte zur Sprache zu bringen. Aber das bekam ihm schlecht. Ein französischer Kourier brachte der fränkischen Kreisversammlung in Nürnberg den Befehl Ludwigs XV., bei Strafe der härtesten Ahndung die Beschwerden des Herzogs über die französischen Truppen in ihren Protokollen gänzlich auszustreichen. O der großmüthigen Retter des Reichs!

So war dann wieder ein Feldzug beendigt, der nichts entschieden, aber doch die Angelegen-

heiten des Königs beträchtlich verschlimmert hatte. Der Verlust von Schweidnitz zog den Verlust der Hälfte Schlesiens, so wie der von Kolberg den der Hälfte von Pommern nach sich. In beiden Ländern hatten nun die Feinde zum erstenmale ihre Winterquartiere aufschlagen können. Halb Sachsen hatte Daun inne. Nichts hinderte die Russen, mit Anfang des Frühlings Stettin zu belagern, oder sich wohl gar Berlins und des ganzen Kurfürstenthums zu bemächtigen. In Schlesien hatte der König nur noch 30,000 Mann, Prinz Heinrich hatte nicht viel mehr. Der größte Theil der Provinzen war erobert oder verheert: man sah nicht mehr ab, woher man Rekruten, Pferde, Geschirre, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse nehmen, noch wie man sie mit Sicherheit zur Armee schaffen sollte.

Oft mag der erschütterte Held in diesen Tagen der Hoffnungslosigkeit sein Pülverchen hervorgezogen, und ernsthaft genug betrachtet haben. Das verrathen nicht nur seine poetischen Briefe aus dieser Zeit, sondern auch ein Paar Abschiedsreden im Namen Cato's und des Kaisers Otho *) (vom 1. und 8. Oct.), zweier Männer, die in ähnlichen Lagen denselben Ausweg aus dem Gedränge eines feindseligen Geschicks gesucht hatten, Aber daß er seine Ideen noch poetisch ordnen

*) Siehe Th. III., S. 278 und 444.

konnte, beweiset schon für seine Fassung; und unstreitig war es die Dichtkunst selbst, die den Schwermuthsstoff aus seiner Seele sanft aufs Papier ableitete, und seinen Kummer selbst zum Material süßer Beschäftigungen machte. Dem Heere zeigte er übrigens nie ein trübes Gesicht; selbst seinen Freunden, Zieten ausgenommen, entdeckte er sich wenig. „Sie sind nicht genug von den Umständen unterrichtet," schreibt er dem Marquis von Argens, „um sich einen richtigen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen; ich kenne sie, und muß sie verschweigen; alle Besorgnisse behalte ich für mich, und theile dem Publikum bloß die Hoffnungen und die wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihm mittheilen kann".

Es ist übrigens gewiß, daß das männliche Verhalten seiner wackern Officiere und Gemeinen, ja seines ganzen Volks zusammengenommen, eben so mächtig auf ihn eingewirkt habe, als sein Geist auf sie alle zurückwirkte. „Seitdem man sich einander ins Ohr sagte," erzählt der würdige Feldprediger Küster, „daß vom König die Besorgniß der Vergiftung obwalte, so zeigten einige edle Männer klugen und gutherzigen Muth, indem sie laut vom Selbstmorde als von einer ehrlosen That sprachen, welche nur aus Wahnsinn oder aus Feigheit hervorgehen könne. Und der König achtete sehr auf solche Stimmen. Wenn

die neu aus dem Lande ausgehobenen Rekruten bei der Armee ankamen, so ließ er sich durch die Flügeladjudanten oder Kommandeure gern erzählen, was der Bürger und Bauer von dem Kriege spräche, ob sie noch guten Muth und Hoffnung hätten, daß endlich alles gut gehen würde. Und da hörte er denn oft mit Vergnügen, daß die Stadt- und Landprediger den Gemeinsinn noch immer muthig zum Vertrauen auf Gott und zur Liebe für den König stimmten. Als man einst deutlich bemerkt hatte, daß diese Aeußerungen ihm Freude machten, so sagte ein verständiger Kriegsmann laut: der König und wir können so lange muthig bleiben, als der Gemeinsinn der Prediger, Bürger und Bauern noch für uns spricht. Ist das Land nicht verzagt, so kann die Armee leicht tapfer bleiben. — Und da haben sich denn wahrlich die damaligen preußischen Stadt- und Landprediger ein nie genug erkanntes, ein ewig denkwürdiges Verdienst erworben. Noch die späte Nachwelt wird, mit Friedrichs Geschichte, Sacks, Wöllners, Ortmanns ꝛc. Krieges- und Siegespredigten bewundernd lesen, wenn sie sehen wird, wie diese Heldenmänner nichts als unerschütterliche Vaterlands- und Königsliebe athmen, wie sie alles um sich herum mit Vertrauen auf Gott befeuerten, um so mit dem Könige und seinem braven Heere vereint den preußischen Nationalgeist zu einer nie vorher gesehe-

nen Höhe hinaufzuschwingen". — S. Lebensrettungen ꝛc. S. 170.

18.

Friede mit Rußland und Schweden.

(1762.)

Maria Theresia betrachtete unterdessen Schlesien als ihr Eigenthum, und beglückte den Theil des Landes, den ihre Armee besetzt hielt, bereits mit verschiedenen ächt landesmütterlichen Einrichtungen. Das Uebrige noch zu erobern, hielt sie für das unfehlbare Werk des nächsten Feldzuges; und in Erwägung des russischen Beistandes und des schwachen Zustandes der preußischen Truppen, wagte sie es sogar, 20,000 Mann von den ihrigen abzudanken, um die Unterhaltungskosten zu ersparen.

Friedrich, in seiner höchsten Noth, wandte sich dagegen sogar an zwei Fürsten des Orients, den Tatarchan und den türkischen Kaiser, und suchte sie zu einer Diversion in die russischen und ungarischen Provinzen zu bewegen. Er rief England noch einmal um die Fortsetzung der sonst bezahlten Hülfsgelder an, aber der ungünstige Lord Bute verweigerte sie zum Verdrusse der ganzen englischen Nation.

Von keiner Seite her zeigte sich eine Aussicht zum Frieden. Vielmehr griff die Flamme des Krieges immer weiter um sich. Choiseul und die Pompadour bethörten Spanien durch gleißnerische Künste, England unter einem leeren Vorwande den Krieg anzukündigen, und Portugal wegzunehmen, mit welchem Lande die Engländer einen äußerst vortheilhaften Handel trieben. Nun rechnete man darauf, daß England alle weggenommenen französischen Kolonien herausgeben würde, um Portugal zu befreien. Darum also mußte Spanien einen ungerechten Krieg anfangen, und das ganz unschuldige Portugal meuchlings überfallen werden. So ward jetzt der ungeheure Kriegsschauplatz von der Wolga bis an den Tajo ausgedehnt.

Das überraschte Portugal wendete sich hülfebittend an England. Es fehlte an Kriegsvorräthen, an Soldaten, an Feldherren. Ein deutscher Held, Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, einer der größten Ingenieure und Artilleristen, wie einer der edelsten Menschen, ward abgesandt, um einer der Kriegskunst ganz entfremdeten Nation Sinn für Heldenruhm und preußische Disciplin beizubringen, und nicht bloß ein Heer anzuführen, sondern es erst zu schaffen. Halb zitternd, halb neugierig, erwartete Europa die Begebenheiten des neuen Jahres, deren Keime auf etwas außerordentliches hindeuteten.

Aber so wie funfzig Jahre früher der Sturz eines Weibes (der Herzogin von Marlborough) die Gestalt des ganzen Europa plötzlich änderte, so that dies jetzt der Tod eines andern, der russischen Kaiserin Elisabeth (5. Jan. 1762.) Die Nachricht von diesem Todesfalle war ein Donnerschlag für Theresien und ein Strahl der Morgenröthe für Friedrich. Jetzt bestieg Elisabeths Neffe, der Herzog von Holstein, unter dem Namen Peter III., den russischen Thron, ein Enthusiast für Friedrich und seine Thaten, der keine andere Kleidung als preußische Uniformen, und drüber den schwarzen Adlerorden trug, Friedrichs Bildniß vor allen Russen küßte, und hauptsächlich darum über seine Thronbesteigung erfreut war, um auf der Stelle mit seinem angebeteten Vorbilde auf die uneigennützigste Weise Friede und Freundschaft schließen zu können. Das Erste war, daß er alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld frei ließ, das fernere Aushauen der preußischen Wälder verbot, ja den verarmten pommerschen Ständen Geldsummen schenkte, und ihnen sein Magazin in Stargard einräumte. Friedrich erwiederte diese Freundschaftsbezeigungen auf alle Weise. Er gab die russischen Gefangenen gleichfalls los, und zahlte dem Fürstenthum Anhalt-Zerbst, dem Geburtsorte der neuen Kaiserin Katharine, alle Brandschatzungen und Lieferungen zurück. Am 16. März ward hierauf zu

Stargard ein Waffenstillstand, und am 5. Ma zu Petersburg ein völliger Friede geschlossen, in welchem alle Eroberungen großmüthig zurückgegeben wurden. Ja Peter III. ging in seinem freundschaftlichen Eifer so weit, daß er ein Bündniß mit Friedrich schloß, und seinem General Czernischef in Polen Befehl gab, mit 20,000 Mann zu dem preußischen Heere zu stoßen.

Die nächste Folge dieser glücklichen Begebenheit war die, daß die schwedische Regierung, jetzt ihrer größten Stütze beraubt, und des unrühmlichen Krieges müde, trotz allen französischen Kabalen, gleichfalls Frieden begehrte. Man schloß ihn ohne Umstände ab (zu Hamburg, den 22. Mai), da beide Theile sich aller Entschädigung verziehen.

Welch ein Glückswechsel! Jetzt konnte Friedrich alle seine Waffen gegen Oestreich kehren, und aus allem, was er von der Geldnoth der Kaiserin erfuhr, konnte er hoffen, daß, nach seinem oben erwähnten Ausspruch, er wohl derjenige seyn möchte, der den letzten Thaler in der Tasche behalten werde. Der General Belling aus Pommern mußte jetzt mit seinem gegen die Schweden gebrauchten Corps den Prinzen Heinrich in Sachsen verstärken, zu dem sich auch der wiedergeheilte Seidlitz verfügte; Werner und der Prinz von Wirtemberg wurden nach Schlesien gerufen, und auch der ausgelöste Herzog von Bevern ward jetzt wieder in Thätigkeit gesetzt.

Die vielen Unterhandlungen verzögerten diesmal die Eröffnung des Feldzuges ungewöhnlich lange. Friedrich benutzte seine Muße in Breslau zum — Studium der Fleuryschen Kirchengeschichte, des Historikers Thou, des Philosophen Gassendi, und zur Wiederholung seiner Lieblingslectüre, des dritten Buchs des Lucrez, und unterhielt sich darüber in freundschaftlichen Briefen mit dem Marquis von Argens, in einem Tone, als ob er sonst kein anderes Geschäft mehr hätte. Aber vom Junius an, nachdem Czernischef mit seinem Corps zu ihm gestoßen war, richtete er sich plötzlich auf, und hoffte nun mit raschen Schlägen und verdoppelter Kraft den letzten Feind aus Schlesien und Sachsen zu verjagen. Seine erste That sollte die Wiedereroberung von Schweidnitz seyn. Daun, der jetzt wieder an Laudons Stelle in Schlesien kommandirte, rückte herbei, diese Festung zu decken. Um ihm die Gemeinschaft mit derselben abzuschneiden, mußte der Theil seines Heeres, welcher die Höhen bei Burkersdorf besetzt hielt, geschlagen werden. Voll der schönsten Hoffnungen rückte Friedrich mit seinen neuen Verbündeten heran, als auf einmal eine zweite Nachricht aus Rußland der Lage der Dinge wiederum eine neue, ganz unerwartete Wendung gab.

Peter III. nämlich, sein treuer Freund, war nicht mehr. Derselbe Ungestüm, mit dem er alle Plane seiner Vorgängerin gegen Friedrich umge-

stürzt, hatte ihn auch zu einer Menge anderer Neuerungen verleitet, die die Nation in den ersten Tagen seiner Regierung gegen ihn aufgebracht, und ihm nach 6 Monaten Thron und Leben gekostet hatten. Er wollte die Güter der Geistlichkeit einziehen, die Macht des hohen Adels einschränken, einen Krieg mit Dännemark wider Willen der Nation anfangen, seine Gemahlin Katharina verstoßen und in ein Kloster sperren, und den Russen auf noch gewaltsamere Weise als sein Ahnherr Peter I. deutsche Kleidung und Sitten aufzwingen. Die tapfern russischen Nationalgarden setzte er auf die kränkendste Weise seinen Holsteinern nach; mit einem Wort, er überdachte die Verhältnisse, in denen er zu handeln hatte, so wenig, daß er gerade das Gegentheil von dem that, was ein kluger Regent an seiner Stelle gethan haben würde. Dabei war er taub gegen alle Erinnerungen fremder Mächte, und so übereilte ihn die Gefahr, ehe er noch an ihre Möglichkeit gedacht hatte. Eine Gesellschaft Verschworner, an deren Spitze seine Gemahlin und der Graf Orlow standen, bemächtigte sich seiner plötzlich, und am 9. Jul. ward sein Tod im Publikum bekannt gemacht, und Katharina II. als Selbstherrscherinn aller Reußen ausgerufen.

Da nun jedermann in Rußland glaubte, Peter III. habe seine despotischen Neuerungen auf Friedrichs geheime Ermunterung vorgenommen,

so war auch für die Fortsetzung des Krieges gegen Preußen nur eine Stimme. Es ging demnach von der neuen Regierung sogleich ein Mandat aus, in welchem Preußen der Hauptfeind Rußlands genannt, und alles, was wegen der Wiederabtretung des Königreichs Preußen kund gemacht worden, wiederrufen und vernichtet wurde. Allein wie erstaunte man, als man bald darauf unter Peters Papieren die Briefe Friedrichs fand, in denen dieser seinen unbedachtsamen Freund auf das dringendste zu einem vorsichtigern Betragen ermahnt, und ihm besonders eine edlere Behandlung seiner Gemahlin empfohlen hatte. Diese Entdeckung besänftigte und beschämte alle Räthe der Kaiserin und sie selbst, und das kaum abgesandte Mandat ward zurückgenommen. Es blieb bei dem Frieden, nur daß Czernischef von dem preußischen Heere abgerufen ward.

Es war am 19 Jul. als dieser General den Befehl dazu erhielt. Er zeigte ihn dem Könige. Friedrich ward bestürzt, faßte sich jedoch schnell, und bat ihn, die Sache nur noch drei Tage verschwiegen zu halten, bis der Angriff auf den Posten von Burkersdorf und Leutmannsdorf geschehen sey. Czernischef verletzte aus Liebe zu Friedrich seine Pflicht gegen seine Monarchin, und war noch, wenn auch nicht Theilnehmer, doch Zuschauer des kühnen Unternehmens, das auch unter dem Namen des Treffens bei Reichenbach

bekannt ist (21. Jul.), und bei dem er durch die bloße Gegenwart seines Haufens einen Flügel des Daunschen Heeres in Unthätigkeit erhielt. Der Sieg ward glücklich gewonnen, und den Tag darauf trennte sich Czernischef mit schwerem Herzen von dem Könige, der ihn reich beschenkte, und führte seine Truppen nach Rußland zurück.

Jetzt schritt Friedrich zur Belagerung von Schweidnitz (8. Aug.). Sie kostete unglaublich viel Arbeit, Geld, Menschenblut und Zeit: denn erst am 9. Oct., also nach 9 Wochen, ergab sich der tapfere Kommandant mit seiner Garnison. Und da sich Daun mit Bedacht nur vertheidigungsweise in den Gebirgen verhielt, so war hiermit der diesjährige schlesische Feldzug beendigt, weit schlechter, als man es zu Anfange des Jahres erwartet hatte.

In Sachsen hatte sich die preußische Tapferkeit dagegen in einer Menge kleiner, mit Kühnheit und Glück ausgeführter Unternehmungen gezeigt. Seidlitz, Belling und Kleist hatten manchen starken feindlichen Posten mit weit schwächerer Mannschaft geworfen: ja sie waren sogar oft tief in Böhmen eingedrungen, und hatten dort manches Magazin zerstört. Die Hauptheere unter dem Prinzen Heinrich und dem Grafen Serbelloni (nachmals unter Haddik) drängten einander in der Gegend von Dresden, welches zu belagern der erstere leider nicht stark

genug war. Am 31. Sept. bezogen die Preußen ein Lager bei Freiberg. Hier wurde ihre Lage kritisch, da die Reichsarmee unter dem Prinzen von Stolberg, mit östreichischen Regimentern verstärkt, ihnen in den Rücken zu fallen drohte. Nur durch eine glückliche Schlacht konnte man sich aus dieser unangenehmen Lage retten. Prinz Heinrich entschloß sich rasch dazu, griff den Feind am 29. Oct. in der Nähe von Freiberg an, und schlug ihn mit Hülfe des wackern Seidlitz völlig in die Flucht.

Bald nach dieser schönen That langte sein königlicher Bruder aus Schlesien in Sachsen an, schloß einen Waffenstillstand mit Oestreich (24. Nov.) und vertheilte seine gesammten Kriegsschaaren dergestalt in die Winterquartiere, daß sie eine Kette von Thüringen an durch Sachsen und die Lausitz bis nach Schlesien bildeten. Er selbst hielt sich anfänglich einige Wochen in Meißen auf, dann aber nahm er sein Hauptquartier zu Leipzig.

In den Waffenstillstand waren die Reichstruppen nicht mit eingeschlossen worden. Vielmehr benutzte man denselben eben recht dazu, auf sie loszugehen. Der treffliche Oberst Kleist brach, schon im rauhesten Winter, mit 10,000 Preußen in Franken ein, und suchte durch fürchterliche Drohungen die Reichsstände zur Neutralität zu bringen. Bamberg, Nürnberg, und

viele andere Städte wurden hart gebrandschatzt. Die preußischen Husaren streiften bis an die Thore von Regensburg. Ganz Baiern und Franken zitterte, selbst der Herzog von Wirtemberg, der das böseste Gewissen hatte *), dachte auf Flucht. Die nächste Folge dieses Streifzuges war die, daß sich mehrere Reichsfürsten gänzlich von dem Bunde gegen Friedrich lossagten, und ihre Contingente abriefen. Dies thaten namentlich die Kurfürsten von Baiern und Mainz, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, und der Herzog von Mecklenburg.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, der auch dies Jahr rühmlich gegen die Franzosen gefochten hatte, endigte am 1. Nov. mit der Eroberung von Kassel den Feldzug und seine dermalige kriegerische Laufbahn, denn wenige Tage darauf langte die Nachricht von den zwischen England und Frankreich geschlossenen Präliminarien an. Lord Bute hatte, um nur Frieden, und durch denselben seinen unendlich größern Collegen Pitt entbehrlich zu machen, alle die ungeheuren Vortheile, die England durch seine Flotten gewonnen, schändlich aufgeopfert; und seinem Unverstande verdankte es Frankreich, daß es alle seine auswärtigen Besitzungen bis auf Kanada wieder herausbekam. Der Raum hat es nicht

*) Er allein hatte 10,000 Mann gegen die Preußen persönlich angeführt.

erlaubt, etwas besonderes zur Charakteristik der schönen Feldzüge des Herzogs Ferdinand und seines nicht minder großen Neffen, des Erbprinzen (jetzt regierenden Herzogs) beizubringen. Hätte es geschehen können, so würden beide dem Leser als Friedrichs würdige Verwandte erschienen seyn. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit wußte der erstere, als Haupt der Alliirten, alle die verschiedenen Häupter für sich zu gewinnen. Dies gelang ihm vorzüglich dadurch, daß er selbst sich ihnen einzig von dem Interesse für die allgemeine Sache, ohne allen Eigennutz, durchglüht zeigte, und jedes Verdienst mit neidloser und unparteiischer Gerechtigkeit anerkannte. Oft theilte er nach einer gewonnenen Schlacht unter seine Officiere zur Ermunterung, aus seinem eigenen Vermögen, wahrhaft königliche Geschenke aus. Die Triebfeder der Ehre wußte er eben so meisterhaft als Friedrich zu benutzen, und auch in der artigen Behandlung der Gefangenen stellte er sich ihm gleich. Als er einige Tage nach dem Treffen bei Wilhelmsthal (24. Jun. 1762) die gefangenen französische Officiere, welche sämmtlich ihr Gepäck verloren hatten, an seiner Tafel speisete, öffnete er zum Nachtisch einen großen verdeckten Aufsatz, und nöthigte die Herren, zuzulangen. Sie fanden darin zu ihrem Erstaunen eine Menge goldner Uhren, Dosen, Ringe, Börsen, und anderer Kostbarkeiten.

So waren denn also alle Feinde Friedrichs, nach siebenjährigem Streite, endlich vom Kampfplatze abgetreten, und Maria Theresia stand, von ihren mächtigen Bundesgenossen verlassen, noch allein da. Friedrich, durch soviel Truppen verstärkt, preßte jetzt Sachsen zum letzten Male aus, um sich Kräfte zu einem achten Feldzuge zu verschaffen, in dem er den Frieden auf kaiserlichem Grund und Boden zu erkämpfen hoffte. Aber glücklicher Weise war dieser Kampf nicht mehr vonnöthen.

19.

Der Hubertsburger Friede.

(1763, 15. Febr.)

Maria Theresia erwog die geringe Wahrscheinlichkeit, ohne Bundesgenossen zu einem Zwecke zu kommen, den sie mit so vielen nicht hatte erreichen können; sie erwog die kränkliche Leibesbeschaffenheit ihres Gemahls, und die Nothwendigkeit, ihrem Sohne Joseph sobald als möglich die römische Königswürde zu verschaffen; vor allen Dingen aber den ungeheuren Anwuchs ihrer Staatsschuld, die durch diesen Krieg bereits um hundert Millionen vermehrt worden war: ihr stolzes Herz beugte sich unter die Nothwendigkeit, und sie hielt es nicht mehr unter ihrer Wür-

Würde, die ersten Schritte zur Versöhnung zu thun.

Der Kurprinz von Sachsen (Friedrich Christian Leopold) mußte, wie aus eigner Bewegung, deshalb eine Anfrage thun. Friedrich war noch in Meißen (Nov. 1762), als der sächsische Geheimerath Fritsch ihm ein Schreiben desselben überbrachte. Wie hätte er, dessen Länder von dem Elende des Krieges am meisten gelitten hatten, sich solchem Gesuche abgeneigt bezeigen sollen? Er erklärte, er werde mit Vergnügen die Vorschläge der Kaiserin anhören, und jede Bedingung eingehen, die zu einem billigen, ehrenvollen und dauerhaften Frieden führen könne. Man bestimmte hierauf das Jagdschloß Hubertsburg, zwischen Meißen und Wurzen, zum Kongreßorte, und noch im Dec. 1762 fanden sich der preußische Legationsrath Herzberg, der kaiserliche Hofrath Kollenbach und der sächsische Geheimerath Fritsch als Bevollmächtigte daselbst ein. Am letzten Tage des Jahres wurden die Konferenzen eröffnet. Drei deutsche Männer von gleicher Geschäftskenntniß, gleich beseelt von ungemischter Liebe zum allgemeinen Besten, gleich fern von lästiger Ceremoniensucht, und nicht gestört von fremder Einmischung, fanden in einem Geschäfte, welches sonst Jahre erforderte, keine Schwierigkeiten; und hätte nicht der östreichische Hof einige Versuche gemacht, Glaz zu behalten,

so wäre man in wenig Tagen fertig gewesen. Aber Friedrich bestand darauf, daß keiner von den kontrahirenden Theilen die geringste Entschädigung verlangen solle, und dies ward zuletzt so vollkommen genehmigt, daß der Herr von Kollenbach sogar versprach, nichts von den neu hinzugefügten Festungswerken von Glaz einzureißen; eine Großmuth, die er noch durch die Erklärung erhöhte, daß sein Hof sich kein Verdienst daraus zu machen gedenke. Am 15. Febr. ward das Friedensinstrument unterzeichnet, und drei Wochen nachher war Sachsen von den preußischen und Schlesien von den kaiserlichen Truppen geräumt. Friedrich gab seine Stimme zur römischen Königswahl Josephs II; August III. kehrte aus Polen in sein Kurfürstenthum zurück, und die hocherfreuten Berliner rüsteten sich, ihren sieggekrönten König nach siebenjähriger Abwesenheit recht fröhlich zu empfangen. Er aber, ihres gutgemeinten Prunks nicht achtend, traf geflissentlich erst spät am Abend ein (30. März), und entschlüpfte durch einen Umweg allen ihm mit so vieler Liebe und Sorgfalt zubereiteten Freudensbezeugungen.

So war denn endlich wieder eine von jenen ungeheuren Aufregungen der Menschheit gestillt, die Millionen ruhiger Einwohner das Leben kosten, und Angst, Unsicherheit, Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung und Sittlichkeit zur Be-

gleitung haben. Spanien, Frankreich und Schweden waren dem Bankerott nahe, die englische Nationalschuld war durch den Krieg um fünfte-halbhundert Millionen Thaler vergrößert worden; Sachsen, von Feinden und Freunden ausgesogen, berechnete seine Kriegsschäden auf 70 bis 80 Millionen Thaler. Aber das meiste hatten doch diejenigen Länder gelitten, in denen die Franzosen und Kosaken gewesen waren. In Hessen und Westphalen standen ganze Dörfer leer, in Pommern und der Neumark sah man nichts als Aschenhaufen. Die Felder lagen brach, weil es an Saatkorn, an Vieh und an Händen fehlte, sie zu bebauen. In den preußischen Staaten rechnete man gegen 30,000 Menschen, die wehrlos von den wilden Schwärmen, welche die russischen Heere begleiteten, niedergemacht worden waren. Die blühendsten Gegenden waren Einöden geworden. Hie und da waren nur noch Weiber zur Bestreitung der Feldarbeiten übrig. Man sah die Schreckensscenen des dreißigjährigen Krieges in diesen Gegenden erneuert.

Allein der Gedanke: Es ist Friede, und: Friedrich lebt! erfüllten das Herz jedes wackern Preußen mit neuem Muth und neuen Hoffnungen. Werther als er ist wohl nie ein bewunderter König seinem Volke gewesen. Der Muth, sich gegen einen halben Welttheil zu vertheidigen die Gefahren, denen er so wunderbar entronnen-

die Heiterkeit, die er auch in den trübsten Stunden gezeigt, und sein treuherziges, unbefangenes Wesen gegen jedermann hatten ihm alle Herzen gewonnen. Auch die als Krüppel nach Hause kamen, bereuten es doch nicht, ihm gefolgt zu seyn, und erzählten mit Thränen des Entzückens von ihren Thaten, von dem allgemeinen Geist des Frohsinns, der in den Lagern geherrscht, und wie der alte Fritz mit ihnen gescherzt, oder ihnen gutmüthig zugeredet, und was der Vater Zieten, der kühne Seidlitz, Kleist, Werner, Belling und hundert andere Officiere für herrliche Streiche ausgesonnen. Selbst die Schreckensnächte von Kollin, Hochkirch, Kunersdorf, erfreuten jetzt, überstanden, zehnfach in der Erinnerung. Und was den Ruhm dieses Krieges krönte, war, daß er nicht aus Eigennutz eröffnet, auch nicht mit einem Erwerb beschlossen, sondern bloß zur Rettung der Nationalehre geführt worden war. Nur wo der Unterthan solche Zwecke sieht, kämpft er mit ganzer Kraft und ganzem Willen, und giebt freudig Gut und Blut für seinen König hin. So war die Gesinnung der Preußen für Friedrich. Was auch jeder gelitten hatte, es war doch alles vergessen, sobald man ihn gerettet sah. Schwerlich wird man eine Bauerhütte bei uns finden, in der nicht noch sein Holzschnitt hinge, und Tausende noch Lebender schätzen sich glücklich,

ihn noch gesehen zu haben, und Kindern und Enkeln von ihm erzählen zu können.

So der Stolz und die Liebe seines Volkes, brachte er diesem, eben durch den so glorreich beendigten Krieg, jenen enthusiastischen Schwung bei, in welchem die Preußen sich zum ersten Male als eine Nation fühlten, und nun auch, nach rühmlich niedergelegten Waffen, für jeden andern Nationalruhm empfindlich wurden. So blühten aus den Fußtapfen des verheerendsten Krieges der Handel, die Fabriken, die Künste und Wissenschaften auf; ein neuer Geist schien den trägen Ernst der noch fast rohen Niederdeutschen zu beflügeln. Das ganze Europa nennt seitdem mit Achtung Preußens Namen, und die ansehnlichen Vortheile und Vergrößerungen, die dieser Staat selbst nach Friedrichs Tode mit leichter Mühe erhalten hat, verdankt er allein jenem gefürchteten, durch Friedrichs Thaten errungenen Namen.

20.

Friedrich als Landesvater.

(1763 — 1786.)

Als nun die Waffen ruhten, erwarteten Friedrichs Unterthanen sehnsuchtsvoll von seiner Va-

terhand die Heilung der tiefen Wunden, die der Krieg ihnen geschlagen hatte. Ihn selbst trieb eigenes Interesse zu dieser schönen Pflicht; doch ehe er sich ganz den Schöpfungen des Friedens überließ, dachte er darauf, seinen Kriegsstand so furchtbar herzustellen, daß kein schlecht versöhnter Feind es wagen dürfe, seine kaum erworbene Ruhe plötzlich wieder zu stören. Wie ein vorsichtiger Krieger schärfte er sein Schwert, ehe er es aus der Hand legte.

Das preußische Heer bestand am Ende des Krieges größtentheils aus Ueberläufern, Ausländern, und ganz jungen Landeskindern. Viele der letztern wurden ihren jammernden Eltern und dem Ackerbau wiedergegeben. Dafür fanden sich dienstlose Ausländer in Menge ein. Bei wenigen Infanterie-Regimentern waren noch hundert Mann zu finden, die von Anfang des Krieges an gedient hatten. Die nunmehrige ganz neue Generation mußte ganz eigen wieder geübt werden. Das Exerciren und Manövriren begann demnach mit einem Ernst, als gelte es einen neuen Krieg. Die Disciplin ward dabei bis zu einer fürchterlichen Strenge geschärft. Um den Officieren bestimmte taktische Grundsätze beizubringen, schrieb Friedrich selbst einen Unterricht für sie, aus seinen eigenen Erfahrungen abgezogen, der vor Fremden geheim gehalten werden mußte. Damit dies zahlreiche Corps der Befehlenden,

Gehülfen des Feldherrn und selber einst Anführer, schon durch das Vorurtheil der Geburt und die frühe Uebung des Herrscheranstands dem Geringern stärker imponire, besetzte er es bloß mit Adligen, und durch diese weise Auszeichnung befeuerte er diese Klasse zu einem Ehrgefühl und zu einer Anhänglichkeit an die Krone, von welcher er in seiner äußersten Gefahr noch die sicherste Rettung erwarten konnte. Mit vorzüglicher Sorgfalt half er daher auch den heruntergekommenen adligen Familien seines Landes auf; vielen schenkte er Summen zur Verbesserung ihrer Güter; vielen lieh er noch größere zu geringen Zinsen; ja zuletzt ward das noch jetzt bestehende landschaftliche Kreditsystem in Pommern, Preußen und Schlesien errichtet, nach welchem jeder Edelmann auf sein Gut eine bestimmte Summe gegen Pfandbriefe und Zinsen unter Garantie der Stände seines Kreises aufnehmen konnte. Für die Unterhaltung und Erziehung der jungen Edelleute sorgte der König durch die Vergrößerung des Kadettenhauses in Berlin, und in der Folge durch die Anlage kleinerer zu Stolpe in Pommern und zu Kulm in Westpreußen. Auch ward in Berlin noch eine besondere Militärakademie angelegt, zu deren Lehrern, damit sie nach Friedrichs Meinung recht gut sein sollten, Franzosen verschrieben wurden.

Man war so geschäftig, den durch den Krieg

heruntergekommenen Feldapparat herzustellen, als ob er noch in dem nämlichen Jahre gebraucht werden sollte. Die Pulvermühlen verfertigten jährlich 6000 Centner Pulver; die Eisenhütten mußten Kugeln, Bomben und Granaten gießen, die Stellmacher neue Wagen machen, die Stückgießer 858 unbrauchbar gewordene Kanonen umgießen. Die Artillerieregimenter wurden sehr vermehrt, und für die hinzugekommenen neue Kasernen erbaut. Alle Festungen wurden verbessert; eine neue ward bei Silberberg in Schlesien angelegt. Alle Magazine wurden mit Vorräthen versehen. Die Gewehrfabriken, die Sattler, die Riemer und Fahnenschmiede arbeiteten eifrig an der Füllung des Zeughauses. Und außer den Millionen, welche alle diese Anstalten verschlangen, sammelte der sparsame Monarch noch einen Schatz an baarem Gelde, der ihn in den Stand setzen konnte, einen neuen Krieg vor der Hand ohne Verlegenheit auszuhalten. Der ganze Kriegsstand belief sich um das Jahr 1770 auf 161,000 Mann.

So gedeckt gegen jeden Ueberfall eines tückischen Nachbars konnte er sich erst ganz der süßen Sorge für das Emporkommen seines verödeten Landes überlassen. Nicht väterliches Mitleid, selbst nicht eigennützige Betrachtungen allein bestimmten ihn, zu diesem Zwecke seine äußersten Kräfte anzuwenden: er suchte selbst einen Stolz

darin, von allen Theilnehmern an dem langen verheerenden Kriege derjenige zu seyn, der die meisten Kräfte übrig behalten, und sich am ersten erholt habe. Dieser nicht unedlen Prahlsucht verdankt das große, prächtige, wiewohl unnütze Schloß hinter Sanssouci seine Entstehung, dessen Bau, der Millionen verschlang, gleich nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges angefangen wurde. Das Korn, das man schon zum nächsten Feldzuge aufgekauft hatte, ward als Saatkorn unter die ganz verarmten Landleute vertheilt, und die für die Artillerie und das Gepäck bestimmten Pferde dem Ackerbau wiedergegeben. In Schlesien ward die Contribution auf 6 Monate, in Pommern und der Neumark auf 2 Jahr erlassen. Eine baare Geldsumme von 2,339,000 Rthlr. half den Provinzen auf, und tilgte die Schulden, die sie hatten machen müssen, um die von den Feinden eingetriebenen Brandschatzungen zu bezahlen. Die Landräthe und Magistrate mußten gewissenhaft diejenigen Hausväter und Fabrikanten angeben, die der Unterstützung am meisten bedurften, und alle Ueberschüsse aus den königlichen Kassen wurden zu diesem wohlthätigen Zweck angewiesen. Nach der genauen Berechnung des Staatsministers Herzberg beträgt die Summe der baaren Schenkungen, die Friedrich von 1763 bis 1786 unter seine sämmtlichen Staaten vertheilt hat, 24,399,838 Rthlr. Was

diesen Geschenken ihren größten Werth giebt, ist der Umstand, daß sie nicht aus dem Schatze, sondern lediglich von den Privatersparnissen des Königs genommen waren; und wenn irgend etwas in Friedrichs Geschichte die Verehrer dieses Regenten zu der Benennung des Großen, ja wohl des Einzigen, berechtigt, so ist es diese beispiellose Achtung, die er selber für das Interesse des Staats empfand, und die so weit ging, daß er die öffentlichen Gelder selbst nicht einmal um Wohlthaten angreifen wollte, anstatt daß andere Monarchen sie an orientalischen Prunk oder an Weiber und Günstlinge zu verschwenden kein Bedenken tragen. In Ansehung des Schatzes pflegte er zu sagen: „der Staat ist reich, ich aber bin arm," und in seinem Testamente schrieb er; „Mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staate". Eben daselbst bemerkte er ausdrücklich, er nehme die Vermächtnisse, die er mache, nicht aus dem Schatze, sondern von seinen Ersparnissen. Und wieviel mußte ein Mann nicht ersparen, der so frugal lebte, daß er von den ihm jährlich ausgesetzten 1200,000 Thalern nie über 222,000 zu seinen Privatbedürfnissen verwendete.

Er hatte dabei das Glück, großentheils geschickte Ausführer seiner Plane zu finden. Unter diese gehörte vorzüglich der geheime Finanzrath Brenkenhof, vormals Anhalt-Dessauischer

Kammerdirector. Friedrich lernte ihn zuerst aus seinen Werken kennen, indem er 1758 auf seinem Zuge nach Thüringen in dem schönen Dessauer Ländchen alles so ordentlich und wohl verwaltet fand, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem Urheber solcher Ordnung zu fragen. Und seitdem blieb ihm der Mann im Gedächtnisse, bis er ihn, nach hergestelltem Frieden, zu sich berufen konnte, da er ihn dann sofort zum Aufseher über sämmtliche Verbesserungen in Pommern und der Neumark bestellte.

Ein Hauptaugenmerk ward nun auch auf die Herstellung der Organe gerichtet, durch welche die königlichen Einkünfte sonst so regelmäßig als sicher in die öffentlichen Kassen geflossen waren. Hier war sehr viel zu thun, zumal da Friedrich seine alten Einkünfte nicht bloß herstellen, sondern vermehren wollte. Er fand dies nöthig, weil sein kleiner Staat, den er zum Range der größten erhoben hatte, nur durch eine überspannte Heeresmacht und durch ein Uebergewicht an baarem Vermögen diesen erhabenen Rang behaupten konnte. So mußte demnach seine Hauptsorge auf die möglich schnellste Füllung des Schatzes gerichtet seyn. Ein französischer Generalfinanzpächter, Helvetius, auch als Schriftsteller berühmt, ward über diese wichtige Angelegenheit zu Rathe gezogen, kam auch 1764 selbst nach Berlin, und versicherte den König, daß die Auflagen in den

preußischen Staaten, aus Mangel an gehöriger Finanzkenntniß, viel zu niedrig angesetzt seyen. Er sandte hierauf dem Könige einen Herrn de Launai zu, der nun an die Spitze des neuen Finanzkollegiums gestellt wurde, und (1766) eine sogenannte Regie einrichtete, zu deren Bedienung noch einige hundert anderer im Einnehmen wohl geübter Franzosen ins Land gezogen, und als Accisebediente in die Provinzen vertheilt wurden. Sowohl diese verhaßten Ausländer, als auch die stark erhöhten Taxen auf alle — am meisten aber auf die fremden — Getränke, machten den preußischen Unterthanen diese Einrichtung sehr gehässig; allein der König, der dadurch seine jährlichen Einkünfte wenigstens um anderthalb Millionen Thaler erhöht sah, achtete wenig auf das Murren des Volks, wenn er es je vernommen hat.

Auch eine allgemeine Tabacksadministration ward zuerst mit Franzosen versucht, nachher aber durch inländische Fabrikanten zu einem festern Bestand gebracht. Manufakturisten und Fabrikunternehmer wurden durch Geschenke, Vorschüsse und Freiheiten ermuntert. Besonders lebhaft interessirte sich Friedrich für seine neue Porzellanfabrik in Berlin, die 500 Personen ernährte, und in kurzem die sächsische übertraf *). Zur Beför-

*) Das Porzellan war 1702 oder 1703 den Chinesern nachersunden worden, durch Zufall, wie man glaubt, indem ein Apothekergesell in Dresden, Namens Böttis

derung des Handels ward in Berlin eine Bank angelegt, zu welcher der König einen Fonds von 800,000 Rthlr. hergab.

Große Strecken Landes wurden urbar gemacht, zum Theil durch Kolonisten, die noch immerfort der Fanatismus anderer Fürsten dem alle Meinungen duldenden Friedrich zuführte, und die von diesem auf alle Weise unterstützt wurden. Im Oderbruch, in Pommern, an der Havel und in Ostfriesland *) verwandelten sich durch den Fleiß der aufgemunterten Bewohner ganze Strecken Moorgrundes in das fruchtbarste Ackerland, oder in heerdenernährende Wiesen. Im Magdeburgischen bauten sich 2000 neue Familien an, deren Hände um so nöthiger waren, da sonst die ergiebigen Ernten der Bewohner, wie die der neuern Römer, von fremden Schnittern, Bauern aus Thüringen, eingebracht worden waren. In den Städten, die im Kriege zum Theil eingeäschert worden, erhielten die Bürger Geld zum Aufbau ihrer Häuser. So empfing Landshut 200,000 Rthlr., Striegau 40,000, eben soviel

cher, der sich der Goldmacherei befliß, eine besondere Zubereitung des Thons zu seinen Schmelztiegeln versucht haben soll, die ihn zuerst auf das braune, dann auf das weiße Porzellan führte.

*) Dies Fürstenthum war dem König 1744, nach dem Absterben des letzten Fürsten Karl Edzard, durch ein Erbrecht zugefallen.

Halle und Halberstadt, andere weniger. In Oberschlesien wurden von 1763 bis 1779, 213 neue Dörfer angelegt.

Einer besondern Fürsorge bedurften auch die Forsten in den preußischen Staaten, die während des Krieges, theils aus Noth, theils durch den Eigennutz der schlecht beobachteten Beamten unverantwortlich ausgehauen worden waren. Auch hier ward eine bessere Wirthschaft und strengere Ordnung eingeführt, und das Wohl der Nachkommen mehr beachtet.

Friedrich selbst, der treue Landesvater, hatte bei seinen jährlichen Revisionsreisen durch die Provinzen keine angelegentlicheren Erkundigungen, als nach dem Fortgange seiner Verbesserungsanstalten. Er ließ sich die jährlichen Listen der Gebornen und Gestorbenen, der neuerbauten Häuser, der angesiedelten Kolonisten ꝛc. vorlegen, besah selbst die neuen Anstalten, und sprach mit den Unternehmern. Nie hat wohl ein Fürst seine Staaten genauer gekannt, als er. „Wenn Sie die Summe der zerstörten Häuser wissen wollen," schreibt er an Voltaire, „so kann ich ihnen sagen, daß ich in Schlesien überhaupt 8000, in Pommern und der Neumark aber 5600 habe aufbauen lassen; das beträgt nach Newton und d'Alembert 14,500. Die meisten sind von den Russen in Brand gesteckt worden. Wir haben nicht auf eine so abscheuliche Art Krieg geführt".

Und in einem Briefe vom 4. Sept. 1777 an ebendenselben schreibt er: Ich komme eben aus Schlesien zurück, wo ich sehr zufrieden gewesen bin. Der Ackerbau macht dort merkliche Fortschritte, und die Manufacturen gedeihen. Wir haben für 5 Millionen Rthlr. Leinwand und für 1200,000 Rthlr. Tuch an Ausländer verkauft. Man hat in den Gebirgen eine Kobaldmine entdeckt, durch die ganz Schlesien mit diesem Material versehen wird; wir machen Vitriol, der so gut ist, als der fremde, und ein Mann von sehr vieler Industrie verfertigt Indigo, der dem indischen nichts nachgiebt. Man verwandelt mit Vortheil Eisen in Stahl, und zwar auf eine viel einfachere Art, als Reaumür vorschlägt. Unsere Bevölkerung hat sich seit dem Jahre 1756, da der Krieg ausbrach, um 180,000 Seelen vermehrt. Kurz, alle Plagen, welche dieses arme Land zu Grunde gerichtet hatten, sind nun so gut als gar nicht da gewesen, und ich empfinde, offenherzig gestanden, ein süßes Vergnügen darüber, daß ich eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgebracht habe".

Dessen ungeachtet darf man sich das Wiederaufblühen des Staats nicht so leicht und schnell vorstellen. Die Wunden waren zu zahlreich und zu tief gewesen, um rasch geheilt werden zu können, und das Land durchaus arm an eigenen Hülfsquellen. Die Reduction des schlechten Geldes

1764 war noch ein härterer Schlag, als irgend einer während des Krieges. Selbst in den Jahren 1773 und 74 war noch viel Elend im Lande. Die Gewerbe gingen schlecht, die Circulation stockte, und ohne die vielen Kolonisten würde es um die Bevölkerung schlecht gestanden haben. Und gleichsam als ob es an den Kriegsübeln noch nicht genug gewesen wäre, verheerten böse Feuersbrünste in den Jahren 1765 bis 69 über sechs bedeutende Städte. Die Jahre 1771 und 72 zeichneten sich durch gänzlichen Mißwachs aus, dessen Folge eine Theurung war, die an Hungersnoth gränzte. In Böhmen und Sachsen galt der Scheffel Roggen 5 Rthlr. In dieser Noth öffnete Friedrich seine für den Kriegsfall vollgehäuften Magazine, und speisete daraus das Heer und die Armen umsonst. Auch kann man sagen, daß der letzte Rest der Schulden vom siebenjährigen Kriege erst ein Jahr vor Friedrichs Tode abgetragen worden ist.

Die Thätigkeit des großen Mannes ward durch sein zunehmendes Alter nicht gemindert, und sein Pflichtgefühl nur noch erhöht. Beides malt sich trefflich ab in folgender Stelle, gleichfalls aus einem Briefe an Voltaire vom 7. Sept. 1776, deren Zeugniß um so gültiger ist, da sie in einer sichtbaren Aufwallung von Leidenschaftlichkeit geschrieben ist*). „Vielleicht giebt es Leute in der Welt

*) Einige Zeit vorher hatte der östreichische Gesandte nach Wien berichtet, des Königs Podagra schiene in

Welt, denen ich zu lange lebe, und die meine Gesundheit deshalb verläumden, weil sie glauben, wenn sie viel davon reden, so könnte ich den gefährlichen Sprung wohl so geschwind machen als sie es wünschen. Ludwig der XIV. und XV. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzosen. Ich stehe nun 36 Jahre am Ruder; vielleicht mißbrauche ich, wie sie, das Privilegium zum Leben, und bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig ist. Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden. Indeß schreibe ich diese Methode niemanden vor, und begnüge mich damit, sie für mich zu befolgen."

Nicht befriedigt durch die im Anfang seiner Regierung bewirkte Reform der Justiz, trug er 1780 seinem trefflichen Großkanzler von Carmer

Wassersucht überzugehen, und er werde gewiß kein Jahr mehr leben. Hierauf ließ der kühne Joseph II. schnell die Armee in Bereitschaft setzen und in Böhmen einrücken, und erwartete sehnsuchtsvoll die Todesnachricht, um sogleich ins Brandenburgische einzufallen, und dem unvorbereiteten Nachfolger Schlesien wieder abzutrotzen.

eine neue Revision dieser ungeheuren Arbeit auf. Dieser wählte nicht nur die ausgezeichnetsten Männer zu seinen Gehülfen, sondern legte auch seine Entwürfe theilweise der öffentlichen Untersuchung philosophischer und practischer Rechtsgelehrten vor, und so entstand ein Gesetzbuch, dessen sich bis jetzt noch kein anderer Staat rühmen kann. Friedrich erlebte die Vollendung desselben nicht mehr, aber das Fortschreiten der Arbeit hat ihn bis an sein Ende lebhaft interessirt.

Auch das Schulwesen in seinen Staaten beschäftigte ihn viel, doch nie zusammenhängend. Er schien den dazu nöthigen Aufwand zu scheuen. Auch mag er nie ganz über das Wesentliche der öffentlichen Erziehung mit sich einig geworden seyn. Eigentlich, meinte er, müßte selbst ein Bauer Logik wissen. Logik und Rhetorik, und vor allen Dingen die Alten, verlangte er auch in den gelehrten Schulen ausdrücklich, und noch zwei Jahre vor seinem Ende setzte er darüber in einer Anwandlung von pädagogischem Eifer seine Gedanken schriftlich auf, in einem merkwürdigen Schreiben an seinen Minister Zedlitz, und zwar in deutscher Sprache, in der ihm der Ausdruck von jeher so schwer fiel. Auch äußerte er diesem Minister schon früher mündlich einmal dasselbe, nur mit dem Zusatze, daß auch die christliche Religion gelehrt werde müsse, welche doch viel solider als die jüdische sey.

Ueber geistliche Dinge hat sich sonst bekanntlich seine Sorge nie erstreckt. Seinen früheren materialistischen Ideen blieb er bis ans Ende getreu. Aber das hinderte nicht den Fortgang des Guten unter seinem Volke auch in dieser Sache. Seine Scherze kamen nicht weit jenseit des kleineren Zirkels, der ihn zunächst umgab; verständige Männer unterdrückten sie behutsam, und so drang von seinen religiösen Grundsätzen keiner weiter ins Publikum, als der wohlthätige der Toleranz. Weise Minister besetzten das berlinische Oberkonsistorium, dies wichtige Organ der Volksaufklärung, nur mit solchen Männern, die ihrer persönlichen Würde, ihrer Einsicht, ihrer Kenntnisse und Werke wegen bereits die entschiedene Achtung des ganzen Deutschlands besaßen. Nur aus leuchtenden Häuptern dringt in die Glieder reges und freudiges Leben. Süßmilch, Diedrich, Spalding, Teller, Büsching, Sack, Meierotto, Gedike, Resewitz, Lieberkühn, Funk — das waren die Männer, die zu Friedrichs Zeiten an der Spitze der Nationalerziehung standen. Da freilich reiften herrliche Früchte! Jeder suchte sich auszuzeichnen, und zur immer weiteren Verbreitung des Lichts das Seine beizutragen. Die Gesellschaft junger Gelehrten, die sich bald nachdem siebenjährigen Kriege unter der Anführung des patriotischen Nikolai zur Herausgabe der „allgemeinen deutschen Bibliothek" vereinigte, hat

besonders im theologischen Fache nicht zu berechnende Verdienste um die Veredlung der religiösen Volksbegriffe, und erwarb den Brandenburgern auch von dieser Seite einen ehrenvollen Namen zu einer Zeit, da in allen andern Gegenden Deutschlands in dieser Hinsicht noch dicke Finsterniß herrschte.

Eben so unschädlich als Friedrichs Irreligiosität blieb für sein Volk auch seine Verachtung der deutschen Sprache. Es ist dem ernsten, ruhig prüfenden Deutschen nicht angeartet, seine Beherrscher blind zu verehren. Friedrich, vielleicht der größte Regent, den Deutschland je hervorgebracht, hat nie eine Vergötterung erfahren, wie etwa Ludwig XV. nach seiner Genesung. Man ehrte und bewunderte, was groß an ihm war, allein in Dingen, die er nicht verstand, fanden seine Meinungen keine Anhänger. Weit entfernt, wie er, nur französisch zu schreiben und zu dichten, bildeten die brandenburgischen Schriftsteller gerade zu seiner Zeit — ein Lessing, Ramler, Kleist, Spalding, Gleim, Garve, Engel — ihre Muttersprache zu einer Vollkommenheit aus, von der er gar keine Ahndung hatte, weil er kein anders Deutsch kannte, als das, was er von den Soldaten im Felde gehört, und was er in den Curialberichten und Eingaben täglich zu lesen bekam. Seine Verachtung des deutschen Genies drückte dasselbe gar nicht nieder. Ein edles Selbst-

gefühl lehrte die Lessinge und Ramler ihren eigenen innern Werth erkennen, unabhängig von dem Urtheil eines Königs, der sie verkannte; und so führten sie ohne Groll einerlei erhabenen Zweck mit ihm aus. Wie er durch seine Siege, so machten sie durch klassische Werke in ihrer Sprache die Brandenburger zu einer Nation.

Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, was dieser Mann wohl gesagt haben würde, wenn ihm jemand in einer guten Stunde Lessings Dramaturgie oder dessen Nathan vorgelesen hätte, vorausgesetzt, daß man sein Vorurtheil gegen das Deutsche so weit hätte überwinden können. Ob er sich dann wohl geschämt hätte, seinen „Versuch über die deutsche Litteratur" zu schreiben, und denselben im Jan. 1781 (also wenige Wochen vor Lessings Tode) mit den Worten an Alembert zu schicken: „Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts verstand, als essen, trinken, und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Indeß man will doch gern nützlich seyn, und oft keimt ein Wort, welches man in einen fruchtbaren Boden säet, und bringt Früchte über Erwartung".

21.

Die erste Theilung Polens.

(1773.)

Friedrichs politische Laufbahn war mit dem siebenjährigen Kriege bei weitem nicht geschlossen. Als eine der Mächte vom ersten Range mußte Preußen von nun an die Hand in allen öffentlichen Händeln Europens haben, und seine Stimme unablässig zu dem „commérage“ geben, durch welches, nach des Königs eigenem Ausdruck, die politische Welt regiert wird. Da nun aber die preußischen Staaten wegen ihrer Abgerissenheit und wegen ihres gänzlichen Mangels an natürlichen Gränzen (die Ostseeküste ausgenommen) weniger als irgend ein anderer Staat beschützt sind, so ist es dem jedesmaligen Beherrscher derselben durchaus nöthig, sich durch einen benachbarten mächtigen Bundesgenossen wenigstens von einer Seite einen Rückenhalt zu sichern. Dazu schien Friedrichen keine Macht geschickter, als Rußland. Mit der größten Betriebsamkeit wurden zu dieser Absicht gleich nach dem siebenjährigen Kriege die Unterhandlungen mit dem russischem Hofe eröffnet. Aber Oestreich mißgönnte dem König eine so bedeutende Freundschaft und arbeitete mit aller Hast der Eifersucht daran, die Bemühungen des preußischen Gesandten zu vereiteln.

Damals ward der polnische Thron erledigt. August III. starb am 4. Oct. 1763; sein Sohn folgte ihm kurze Zeit darauf ins Grab, es blieb nur ein minderjähriger Enkel übrig, und dies brachte das Haus Sachsen um den Königsrang, den es 66 Jahre behauptet hatte. Es gehört mit zu dem Elende schwacher Staaten, daß die starken ihnen Gesetze vorschreiben, die von dem Eigennutze der letztern hergenommen sind. So mischte sich jetzt Rußland ohne Umstände in die polnische Wahlsache, und verlangte durchaus, daß ein Piast gewählt würde. Der König von Preußen gab seinem Gesandten in Warschau den Auftrag, den russischen Minister in dieser Sache kräftigst zu unterstützen, und dies gefiel der Kaiserin Katharine so sehr, daß sie nun den preußischen Anträgen willig Gehör gab, und aller Bemühungen Oestreichs ungeachtet mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß auf 8 Jahre schloß (März 1764). Der Inhalt dieses Bündnisses war der: beide Mächte verbürgten einander ihre Staaten; versprachen einander, im Fall eines Angriffs, den gegenseitigen Beistand von 12,000 Mann oder von 480,000 Rthlr. jährlicher Subsidien; verabredeten Widersetzung, wenn etwa die Polen ihre Verfassung monarchisch, oder gar die Königswürde erblich machen wollten, und kräftigen Beistand der polnischen Dissidenten (Nichtkatholiken) gegen die Bedrückungen der herrschenden Kirche.

Treffliche Maaßregeln zur Niederhaltung einer großen, edlen Nation! In einem geheimen Artikel mußte Friedrich noch versprechen, die Wahl des polnischen Magnaten Stanislaw Poniatowski zu unterstützen, dessen Person der Kaiserin bekannt war und gefiel.

Zehntausend Russen, die plötzlich in die Nähe von Warschau rückten, und eben soviel Preußen, die sich an der westlichen Gränze zeigten, gaben nun sowohl den Polen als den auswärtigen Mächten zu erkennen, mit wem sie es zu thun haben würden, wenn sie sich etwa in die Wahlsache mischen wollten. Was Wunder, daß der vorgeschriebene Kronkandidat auf dem Reichstage (7. Sept. 1764) ohne alle Umstände alle Stimmen erhielt!

Von nun an ward kein Reichstag in Polen gehalten, auf welchem nicht die russischen und preußischen Gesandten das Wort führten. So stellte der letztere 1765 vor, sein Herr könne die Einführung neuer Auflagen und die Vermehrung der Krontruppen nicht gleichgültig ansehen, und furchtsam stellte die sogenannte Republik beides ein. Der russische Gesandte verlangte volle Religionsfreiheit für die Dissidenten, auch daß sie zu allen Staatsämtern gelangen könnten. Dies verursachte lebhafte Unruhen. Zwei Bischöfe und der Unterfeldherr widersetzten sich dem Antrage aus aller Macht. Dafür ließ der russische Gesandte, Fürst Repnin, sie alle drei gewaltsam

aufheben und an die Gränze von Sibirien schleppen, und die russischen Truppen mußten für den Fall eines Aufstandes Warschau umschließen (1766). Die übrigen Landboten bewilligten hierauf gezwungen den Dissidenten die verlangten Rechte.

Soviel Anmaßungen empörten alle Welt. Der französische Minister Choiseul suchte, da es ihm selber an Mitteln gebrach, andere Mächte gegen Rußland aufzuhetzen. Es gelang ihm nur bei den Türken und bei den katholischen Polen selbst. Diese traten in eine „Conföderation" zusammen, wollten ihren König absetzen, und die russischen Truppen aus dem Lande jagen. Aber sie wurden von diesen nach Podolien getrieben, und hier geschah es, daß die Russen, ohne es zu wissen, ins türkische Gebiet eindrangen, und die kleine Stadt Balta verbrannten, wohin sich die Conföderirten geflüchtet hatten. Dies nahmen die von Frankreich schon aufgehetzten Türken zum Vorwand, der Kaiserin von Rußland den Krieg anzukündigen (1768, Oct.).

Aber dies unverständige Volk verschob den Ausbruch der Feindseligkeiten bis in den Frühling des andern Jahres (1769). Die Folge davon war, daß die Russen volle Zeit bekamen, sich zu rüsten, und nun den Türken so nachdrücklich begegnen konnten, daß diesen nach einer verlornen Schlacht bei Choczim, gleich im ersten Feldzuge die ganze Moldau abgenommen ward.

Diese unerhörten Fortschritte beunruhigten nicht bloß die Feinde Rußlands, sondern auch den König von Preußen. Dieser hatte, kraft seines Bündnisses, seine 480,000 Rthlr. Subsidien für das erste Jahr — so sauer es ihm geworden, — ehrlich abgeschickt, aber sein Wille war doch nicht, den schon so furchtbaren Bundesgenossen noch mächtiger zu machen, um am Ende, wie Polen, Gesetze von ihm annehmen zu müssen. Ein Gegengewicht schien noth, und dies fand sich in Oestreich. Joseph II., Theresiens Sohn, seit 1765 deutscher Kaiser, hatte längst gewünscht, Friedrich II. einmal von Angesicht zu sehen. Jetzt ward zwischen beiden eine Zusammenkunft zu Neiße auf den 25. Aug. 1770 beliebt. Beide Monarchen begegneten einander mit der größten Hochachtung *), und unterzeichneten unter Verbürgung ihres Ehrenwortes einen geheimen Ver-

*) Folgendes sind Friedrichs eigene Worte (H. W. V., S. 34): „Dieser junge Fürst zeigte eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich schien; sein liebenswürdiger Charakter verrieth einen frohen Sinn, mit dem er eine große Lebhaftigkeit verband; aber bei aller Begierde zu lernen, hatte er nicht die Geduld, sich zu unterrichten, welches indessen nicht hinderte, daß nicht Bande der Freundschaft und Hochachtung zwischen beiden Monarchen geknüpft worden wären. Der König sagte dem Kaiser, er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen

trag, daß, wenn der Krieg zwischen Frankreich und England ausbräche, sie mit aller Treue den zwischen Preußen und Oestreich glücklich hergestellten Frieden erhalten, und auch, wenn andere nicht vorherzusehende Unruhen dazu kämen, die vollkommenste Neutralität in Ansehung ihrer gegenseitigen Besitzungen beobachten wollten.

Um diese Zeit hielten die östreichischen Truppen ein Lustlager bei Neustadt in Mähren, und hier erwiederte Friedrich dem jungen Kaiser am 3. Sept. (1770) den von ihm in Schlesien empfangenen Besuch. Er trieb die Höflichkeit dabei so weit, daß er in östreichischer Uniform erschien, und — was dem Kaiser noch weit mehr schmeicheln mußte — er gab ihm vollständige Rechenschaft von allem, was er mit dem Minister Kaunitz, der auch zugegen war, verhandelt hatte, eine Aufmerksamkeit, deren er zu Wien nicht gewohnt war.

wären, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben. Der Kaiser antwortete, für Oestreich gebe es kein Schlesien mehr; hierauf ließ er auf eine sehr gute Art etwas davon fallen, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu erlangen, jedoch verhehlte er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Sachen weder er noch seine Mutter je zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben.

Unterdessen hatten die russischen Waffen gegen die Türken immer fortdauernd Glück gehabt, die Wallachei weggenommen, und Bender erobert. Der preußische Gesandte in Konstantinopel rieth dringend zum Frieden, und verlangte, die Türken sollten, um Rußland zu schrecken, Preußen und Oestreich gemeinschaftlich die Vermittelung auftragen. Dies geschah. Katharine als Siegerin machte ungeheure Forderungen. Friedrich that Vorstellungen dagegen. Diese mißfielen. Oestreich, welches in der Moldau und Wallachei durchaus keine Russen leiden wollte, setzte nun ganz Ungarn in Bewegung, und ließ auch in Polen Truppen einrücken und die Zipser Gespannschaft besetzen, an die es alte Ansprüche machte. Noch mehr, es unterhandelte schon mit den Türken einen Subsidientractat. So war also ein weit gefährlicherer Krieg, als der mit rohen Ottomanen, dem Ausbruch nahe.

Katharine sah nun wohl ein, daß ihr in dieser kritischen Lage Preußens Freundschaft über alles nothwendig sey, und daß sie, um von ihren glänzenden Siegen Vortheile zu genießen, auch dem Könige Vortheile zuwenden müsse. Aber aus welchem Fonds? Von türkischen Ländern konnte er nichts gebrauchen. Ja von diesen gönnte Oestreich selbst den Russen nichts.

Damals hielt sich der Prinz Heinrich, des Königs Bruder, in Petersburg auf (Dec. 1770).

Dieser kluge Fürst wußte sich durch sein geschicktes Betragen das Vertrauen der Kaiserin in hohem Grade zu erwerben, und ward dadurch der Sache seines Bruders sehr förderlich. Einst sagte ihm Katharine im Unwillen über Oestreichs Anmaßung, wenn der Wiener Hof Polen zersplittern wolle, so hätten die andern Nachbaren ein Recht, dasselbe zu thun. Dies gab die erste Veranlassung zu der nachmaligen Theilung von Polen. Friedrich entwarf einen Plan dazu, in welchem er sich zur Entschädigung für die geleisteten Subsidien den Theil von Polen ausbedung, der zur Verbindung Pommerns und Preußens diente, und jetzt dem Namen Westpreußen führt, bestehend in Pommerellen, dem Strich von Großpolen diesseit der Netze, dem Bisthum Ermeland und den Starosteien Marienburg und Kulm. Auch der russischen Kaiserin schlug er vor, ihre Entschädigung in Polen, statt in der Moldau und Wallachei, zu suchen. Fürst Kaunitz, der östreichische Minister, wollte indessen von einer Theilung Polens durchaus nichts hören; er versprach vielmehr, die östreichischen Truppen augenblicklich aus diesem Lande zurückzurufen, sobald Rußland und Preußen dasselbe thäten.

Rußland wollte weder Polen noch die zwei türkischen Provinzen aufgeben. Daher schien der Krieg mit Oestreich unvermeidlich. Kaunitz scheute nur Preußen, und versuchte den König zur Neu-

tralität zu bewegen. Aber so gebunden ist der Wille der Völkerbeherrscher, daß ruhiges Zusehen jetzt für Friedrich gefährlicher gewesen seyn würde, als kräftige Mitwirkung. Beide Mächte hätten sich nachher ohne ihn vergrößert, vielleicht auf seine Kosten, und er hätte ohne Achtung allein dagestanden.

Er bezahlte demnach den Russen seine Subsidien fort, und suchte den Krieg mit Oestreich durch die Ausführung seines Theilungsprojects zu verhindern. Da man nämlich doch einmal die Oestreicher mit hineingezogen hatte, so schien es nöthig, sie an der Beute Theil nehmen zu lassen. Ehe man aber mit ihnen selbst deshalb unterhandelte, mußten erst Rußland und Preußen einig seyn. Dies machte viele Schwierigkeiten, denn die Russen forderten viel, und wollten den Preußen die beiden reichen Handelsstädte Danzig und Thorn nicht erlauben. Endlich gaben beide nach, und am 17. Febr. ward die geheime Uebereinkunft wegen der Theilung zu Petersburg unterzeichnet. Rußland sollte demnach einen ansehnlichen Strich längs seiner alten Gränzen von der Dwina bis an den Dniester bekommen. Friedrich und Katharine verbürgten zugleich einander das Ihrige, schlossen ihr Schutz- und Trutzbündniß noch enger, und fragten nun in Wien an, ob man daselbst dem Theilungsvertrag in Güte betreten wolle. Nach vielen Weitläuftigkeiten und Zänkereien über die

Größe der verschiedenen Ländergebiete, brachte man die Sache endlich dahin, daß am 5. Aug. auch Oestreich unterzeichnete.

Alle drei Mächte kamen nun darin überein, daß man dem König von Polen von den gefaßten Beschlüssen Rechenschaft geben, einen Reichstag in Warschau ausschreiben, und die Republik zur Einwilligung in die Abtretung so großer Provinzen bewegen wolle. Auch ließ jeder ein Manifest drucken, in welchem er seine Ansprüche an das Weggenommene dem Publicum vorlegte. So mußte sich eine edle Nation behandeln lassen, weil sie in der Entwickelung hinter ihren Nachbaren zurückgeblieben war; eine Nation, die ein Land bewohnte, das an Größe und Fruchtbarkeit dem deutschen Reiche nahe kam.

Anfangs zeigten jedoch die Polen gerechten Trotz. Kein Landbote wollte nach Warschau kommen. Da drohte der Wiener Hof, wenn sie sich nicht an einem bestimmten Tage einfänden, so würden die drei Mächte das ganze Land unter sich theilen. Zugleich rückten von jeder Macht 10,000 Mann in Polen ein; dabei wurde versprochen, diese Truppen zurückzuziehen, wenn die Polen sich in Güte fügten. Widerstand war unmöglich, und so erschienen die Landboten mit verhaltenem Zorn und Grämen. Am 19. April 1773 ward der Reichstag eröffnet, und im September der Abtretungsvergleich unterzeichnet.

Im folgenden Jahre (10. Jul. 1774) kam nun auch der Friede zwischen den Russen und Türken zu Stande. Er verschaffte den erstern die Städte Asow, Kinburn und Jenikala, die freie Schiffarth auf allen türkischen Gewässern, und eine Summe von fünftehalb Millionen Rubeln baar als Entschädigung für die Kriegskosten.

Es fehlte noch viel, daß die polnischen Angelegenheiten ganz beendigt gewesen wären. Beim Abstecken der Gränzen rückte jede Macht eine gute Strecke weiter hinaus, als gebilligt worden war, und beschwerte sich über des Andern Anmaßungen. Auch hier kommt es vorzüglich auf des weisen Friedrichs Rechnung, daß das schon auflodernde Feuer der Eifersucht noch zu rechter Zeit, wiewohl erst nach Jahren, gelöscht ward.

22.

Der baiersche Erbfolgestreit.

(1778.)

Auch diese Geschichte, von der wir durch Friedrichs eigene Erzählung näher unterrichtet sind, giebt einen anschaulichen Begriff von der vielfachen und künstlichen Verwickelung der Welthändel unserer Zeiten.

Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph

seph, starb plötzlich am 30. Dec. 1777 an den Blattern. Da er keine Kinder hinterließ, so fiel seine Kurwürde und sein Land dem Kurfürsten von der Pfalz zu; an das letztere hatten jedoch auch die Häuser Kursachsen und Mecklenburg einige Rechtsansprüche. Allein das Haus Oestreich war diesmal nicht gesonnen, auf Rechtsansprüche Rücksicht zu nehmen, sondern hatte schon längst den Plan gefaßt, sich durch die Ansichreißung der baierschen Lande für den noch nicht verschmerzten Verlust des Elsaß, Lothringens, Neapels und Schlesiens zu entschädigen. Der rasche Joseph wollte daher Friedrichen nachahmen; er rückte mit einem Heere in Baiern ein, und besetzte es gänzlich. Der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, der sich schon früher in München befand, sah sich überrascht, und unterzeichnete ohne Umstände einen Vergleich, kraft dessen er zwei Drittheile von Baiern dem Hause Oestreich abtrat (3. Jan. 1778.)

Dieser Gewaltstreich empörte alle Reichsfürsten, doch keinen mehr als Friedrichen. Nicht die Vergrößerung allein schien tadelnswerth, sondern mehr noch die Anmaßung, despotisch über erledigte Erbfolgen zu schalten. Da indessen der zunächst Bevortheilte, der Kurfürst von der Pfalz nicht klagte, so ziemte es auch Andern nicht. Ein Weg fand sich dennoch: ein preußischer Gesandter mußte den Nachfolger des Pfälzers, den He-

zog von Zweibrücken, dessen sich der Wiener Hof noch nicht versichert hatte, ermuntern, gegen den Münchener Vergleich zu protestiren, und bei Preußen Hülfe zu suchen. Dies that er; ihm folgten die Beherrscher von Sachsen und Meklenburg, und nun fing die Sache an, eine rechtliche Gestalt zu gewinnen, und Friedrich konnte ohne Unbescheidenheit in der Qualität eines Sachwalters auftreten.

Er fing zuerst mit Einsprüchen, Anfragen und Untersuchungen an, die er geflissentlich in die Länge dehnte, um erst die Gesinnungen der großen Mächte zu erforschen, und dadurch zu erfahren, auf wessen Beistand man sich wohl verlassen könne. England war damals mit einem Kriege in Nordamerika hinreichend beschäftigt; Frankreich, obwohl Ludwigs XVI. Gemahlin des Kaisers Joseph Schwester war, mißbilligte doch die Anmaßung sehr, und versprach auf jeden Fall neutral zu bleiben. Eine thätigere Rolle zu spielen erlaubte seine Ohnmacht nicht. Rußland, Preußens Bundesgenosse, wollte mehr thun, aber es versah sich jeden Augenblick eines neuen Krieges mit den Türken, und der Wiener Hof hatte auch kein größeres Interesse, als diesen Krieg zum schnellsten Ausbruch zu bringen. Hierin aber wirkte ihm Friedrich durch Frankreich entgegen, dessen Gesandter zu Konstantinopel dem Großvezier friedliche Gesinnungen beizubringen wußte.

Soviel geheime Machinationen waren nothwendig, ehe Friedrich es wagen konnte, öffentlich gegen Oestreich aufzutreten. Kaiser Joseph war unterdessen nicht müßig gewesen, sondern hatte im Frühjahr 1778 seine Truppen aus Ungarn, Italien und Flandern nach Böhmen berufen. Das bewog auch den König, die seinen aufs schnellste in Bewegung zu setzen. Zwei preußische Heere, jedes von 80,000 Mann, versammelten sich, eins bei Berlin, um in Sachsen, das andere in Schlesien, um in Böhmen einzubrechen. Friedrich selbst ging am 4. Apr. von Berlin nach Breslau ab, und legte das eine seiner Heere in ein verschanztes Lager in der Grafschaft Glaz. Von hier aus unterhielt er mit Joseph II. einen lebhaften Briefwechsel, den er zuletzt mit der Erklärung abbrach, er werde die längere Weigerung Oestreichs, dem Kurfürsten von der Pfalz den größten Theil von Baiern herauszugeben, für eine Kriegserklärung ansehen. Dies hatte der feurige, nach Kriegsruhm dürstende Joseph nur erwartet. Er blieb bei der Weigerung, und die Heere setzten sich in Bewegung.

Nach einigen Märschen und Scharmützeln sandte die alte Kaiserin Mutter, Maria Theresia, ihren Minister Thugut zum König nach Kloster Braunau (Aug.), um heimlich, ohne Wissen ihres Sohnes, mit Friedrich gütlich zu unterhandeln. Friedrich entwarf hierauf einen billigen

Vergleichsvorschlag, den er auch sofort den französischen und russischen Ministern mittheilte, damit deren Höfe von seinem uneigennützigen Verfahren überzeugt würden, und sich nicht durch die etwanigen falschen Vorspiegelungen der wienerischen Minister einnehmen ließen. Allein Joseph und der ihm ergebene Kaunitz waren mit Thuguts geheimen Unterhandlungen sehr unzufrieden, und der erstere schrieb seiner Mutter: wenn sie Frieden machen wolle, so werde er nie wieder einen Fuß nach Wien setzen.

Die Kriegsoperationen gingen also wieder ihren Gang, doch kam es nicht zu bedeutenden Actionen. Man fand die Stellung der kaiserlichen Armee in Böhmen so vortheilhaft, daß ein Angriff Tollkühnheit gewesen wäre, und im September mußten sich die Preußen schon aus Mangel an Futterung nach Schlesien zurückziehen. Aber im Winter begann der Krieg aufs neue in Oberschlesien, und in den Gefechten der Reiterei, zu denen List und Gewandtheit mehr als große tactische Kunst erfordert ward, zeigten sich die Oestreicher oft den Preußen überlegen.

Friedrich fühlte schon zu sehr den Druck der Jahre, um noch am Kriege ein Vergnügen zu finden. Ohnehin sah er von diesem gar keine Vortheile für sich ab, und die Last davon lag ganz allein auf ihm. Rußland wollte ihm zwar ein Hülfscorps schicken, allein dies würde ihm jähr-

lich 2 Millionen zu unterhalten gekostet haben. Frankreich war unterdessen von der alten Kaiserin ersucht worden, die Vermittelung zu übernehmen. Der Minister dieses Reichs, Baron von Breteuil, überreichte darauf einen Plan zu einer allgemeinen Friedensstiftung, in welchem der Wiener Hof über Gebühr begünstigt war, über den aber die Häuser Zweibrücken, Sachsen und Meklenburg ein großes Geschrei erhoben. Gern hätte Friedrich das schöne Amt eines Beschützers der Schwächern auch jetzt noch mit allem Nachdruck verwaltet, aber Frankreich und Rußland wollten von nichts als vom Frieden hören, jenes, um des Kaisers Zudringen, der Beistand verlangte, abzuwehren; dieses, um nicht die Preußen mit Truppen unterstützen zu dürfen. So sah er sich in seinem Eifer für die Fürsten durch die Uebermacht jener zwei Gewaltigen beschränkt, die er doch nicht gegen sich aufbringen konnte, und als darauf nach einem im März 1779 geschlossenen Waffenstillstande ein Friedenskongreß zu Teschen eröffnet ward, legte man sogleich jenen französischen Plan den Unterhandlungen zum Grunde.

Es ging bei dieser Gelegenheit zu, wie bei allen Kongressen zwischen Starken und Schwachen. Die letztern mußten sich unter den Machtsprüchen der erstern beugen. Umsonst sprachen die Gesandten von Sachsen, Pfalz, Zweibrücken und Meklenburg für das Interesse ihrer Herren: die Mi-

nister von Paris, Wien und Petersburg nahmen einen hohen Ton an, und sagten ihnen ohne Umschweife, ihre Herren könnten froh seyn, daß sie durch gütige Vermittelung der hohen Mächte überhaupt etwas bekämen. So gaben sie dann nach, und am 13 Mai (1779) ward der Friede zu Teschen unterzeichnet. Die Hauptartikel waren: Der Kaiser giebt ganz Baiern und die Oberpfalz, außer dem Burghauser Kreise, an den Kurfürsten von der Pfalz zurück; die Erbfolge in diesen Staaten bleibt dem Herzog von Zweibrükken, so wie allen Seitenlinien desselben versichert; der Kurfürst von Sachsen erhält von Pfalz 6 Millionen Gulden, und der Herzog von Meklenburg das Recht de non appellando; Rußland, Frankreich und das ganze deutsche Reich übernehmen die Gewährleistung dieses Vertrags.

So war demnach die Ruhe wieder auf einige Jahre gesichert. Die preußischen Truppen zogen sich aus Oberschlesien zurück, und Friedrich, belohnt durch den Ruhm eines Erhalters der deutschen Freiheit, war großmüthig genug, keine Entschädigung für die Millionen zu verlangen, die ihm die Kriegsrüstung gekostet hatte.

23.

Der deutsche Fürstenbund.

(1785.)

Das Jahr darauf (29. Nov. 1780) starb Maria Theresia, selbst von Friedrich geehrt durch das Zeugniß, daß sie eine thätige und einsichtsvolle Fürstin gewesen. Ihr Sohn, Joseph II., nun erst ganz freier Herrscher, brannte vor Begierde, der Welt zu zeigen, daß er nicht unwürdig auf den Thron Karls V. erhoben sey. In einem Jahre machte er mehr neue Einrichtungen, als seine Vorfahren in hunderten gemacht hatten. Alles was ihm altes Vorurtheil schien, sollte gleich mit der Wurzel ausgerottet werden. Den harten Glaubenszwang, der Oestreichs Einwohner so lange gedrückt, vernichtete er durch einen Federstrich. Eine Menge Klöster und geistlicher Stifter wurden sekularisirt, und die reichen Güter derselben zum Staatsschatze geschlagen. Selbst benachbarte geistliche Fürsten, welche Güter und einen Theil ihrer Diöcesen innerhalb der östreichischen Staaten hatten, wurden mit Gewalt gezwungen, dieselben fahren zu lassen, z. B. der Fürstbischof von Passau und der Erzbischof von Salzburg.

Diese letztern Gewaltstreiche waren offenbar Eingriffe in die Rechte unmittelbarer Reichsfür-

sten, und zeigten allen schwächern Nachbaren des östreichischen Kreises, was sie von dem System des neuen Reichsoberhauptes zu erwarten hatten. Aehnliches folgte. In dem Lande des Bischofs von Brixen, gleichfalls eines unmittelbaren Reichsfürsten, wurde ohne Umstände eine kaiserliche Conscription angesagt. Und als 1784 der Kaiser eine Anzahl Truppen aus Oestreich nach den Niederlanden marschiren ließ, verfuhren seine Marschkommissarien in den Deutschen Fürstenthümern durch welche der Zug ging, bei Ausschreibung der Lieferungen, mit einem Despotismus, als ob sie durch eroberte Provinzen zögen.

Auch die Politik Josephs erregte gerechte Besorgnisse, vermöge welcher er die vornehmsten geistlichen Stühle im Reiche mit Prinzen seines Hauses zu besetzen, und alle Wahlfreiheit der Kapitel dabei zu hemmen suchte. So drang er 1780 den Domkapiteln von Kölln und Münster den Erzherzog Maximilian zum Koadjutor (künftigem Nachfolger) des Kurfürsten auf, ohne dem preußischen Hofe davon Nachricht zu geben, oder auf dessen Einspruch die mindeste Rücksicht zu nehmen

Alle diese Dinge beunruhigten die Fürsten Deutschlands um so mehr, da es dem Kaiser gelungen war, mit den beiden größten auswärtigen Mächten, Frankreich und Rußland, in freundschaftliche Verhältnisse zu treten. Die nächste

Folge dieser Verhältnisse war ein von beiden gebilligtes Project eines Ländertausches; ein neuer, unerhörter Schritt zur Verstärkung der kaiserlichen Macht, der, wenn Friedrich ihn nicht verhindert, der deutschen Freiheit den empfindlichsten Stoß gegeben hätte.

Im Jan. 1785 ward dem Kurfürsten von Pfalzbaiern von einem kaiserlichen Gesandten zu München der Antrag gemacht, das Herzogthum Baiern, die Oberpfalz, die Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach, und die Landgrafschaft Leuchtenberg dem Hause Oestreich zu überlassen, und dafür die östreichischen Niederlande (mit Ausschluß von Luxemburg und Namur), unter dem Titel eines Königreichs von Burgund, und 3 Millionen Gulden baares Geld anzunehmen. Durch diese lockenden Aussichten hoffte man den Kurfürsten von Baiern (der schon durch seinen Vergleich vom 3. Jan. 1778 *) bewiesen hatte, wie leicht zu handhaben er sey) so zu blenden, daß er den Unterschied zwischen Baiern und den östreichischen Niederlanden nicht merkte**). Sein

*) S. oben S. 609.

**) Die von ihm verlangten Staaten hatten 784 Quadratmeilen und 1,300,000 Einwohner, und lieferten bei schlechter Bewirthschaftung gegen 7 Mill. Gulden Einkünfte: die ihm angebotenen enthielten nur 290 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner, und brachten

Nachfolger aber, der Herzog von Zweibrücken, sollte durch andere Mittel überrascht werden. Ein russischer Minister, Graf Romanzow, erschien bei ihm etwa um dieselbe Zeit, trug ihm die Sache ganz kurz vor, und verlangte eine schnelle Entschließung: die Zeit sey kurz, hieß es, des Kurfürsten sey man sicher, die Sache werde geschehen, auch wenn der Herzog nicht wolle; in acht Tagen müsse er sich entschieden haben; Rußland und Frankreich seyen bereit, für den Handel Gewähr zu leisten.

So schien also Joseph II. doch erreicht zu haben, was Friedrich durch die Waffen und durch den Teschner Frieden hintertrieben zu haben glaubte, und zwar durch Hülfe eben der Mächte,

bei der besten Benutzung nur 2 bis 3 Millionen Gulden ein. Ueberdies wollte sich der Kaiser noch das Recht ausbedingen, in den reichen niederländischen Städten nach Belieben Geld negociiren zu dürfen, und verlangte die Auslieferung aller Nationalfahnen und der sämmtlichen in den Niederlanden befindlichen Artillerie. Dazu kam, daß die Baiern, eine vorzüglich brave Nation, ihrem alten Landesherrn mit schwärmerischer Liebe ergeben waren, die Niederländer hingegen dem Fremdling nur eine mäßige Anhänglichkeit bewiesen haben würden. Auch die Baiern selbst sahen dem Tausche mit Unmuth entgegen, denn sie entrichteten nur den fünften Theil der Steuern, die Oestreichs Unterthanen erlegen mußten.

die jenen Frieden verbürgt hatten. Nur aus der höchst elenden Verwaltung Frankreichs unter Ludwig XVI. und aus der Urkunde des russischen Kabinets in der spezielleren Kenntniß des deutschen Staatskörpers läßt sichs erklären, wie beide Höfe für die Begünstigung eines so gefährlichen Projects hatten gewonnen werden können. Denn von uralten Zeiten her haben alle einsichtsvolle Politiker Baiern als die Vormauer der östreichischen Monarchie betrachtet, nach deren Einreißung der so vielfach zerstückelte schwäbische Kreis die sichere Beute eines unternehmenden Kaisers werden müßte. Friedrich, schon dadurch mit Recht entrüstet, daß man ihn in dieser Sache übergangen hatte, vereinigte seine dringenden Vorstellungen mit denen des Herzogs von Zweibrükken, und brachte es auch sofort dahin, daß Katharina II. erklärte, sie habe das ganze Project nur unter der Bedingung genehmigt, daß es freiwillig angenommen würde. So mußte denn auch der Kaiser davon abstehen. Die versuchte Anmaßung zu beschönigen, erklärte auch er, er habe niemanden zwingen wollen.

Friedrich zeigte dagegen in Schriften, daß Tauschverträge dieser Art selbst dann unzulässig seyen, wenn ein Reichsfürst selbst des allgemeinen Besten so sehr vergessen könne, daß er freiwillig die Hand zu solchen Veräußerungen böte. Schon früher hatte er darüber nachgedacht, wie man

künftigen Anmaßungen eines kühnen Reichsoberhauptes den sichersten Damm entgegensetzen könne. Dabei war ihm der Gedanke eines Fürstenbundes, nach Art des Schmalkaldischen, eigefallen, den er sogleich in folgendem Aufsatz *) näher entwickelt, und seinen Kabinetsministern, Finkenstein und Herzberg, zugeschickt hatte:

„Da die Ligue kein Trutzbündniß seyn soll, so kann ihr Zweck nur seyn, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu behaupten, und das ohne Unterschied der Religion. Alles muß auf den Rechten und Privilegien ruhen, die durch altes Herkommen und durch die goldene Bulle stipulirt sind. Ich darf hier nicht die alte Figur von dem Pferdeschweif wiederholen, aus dem man Haar für Haar mit leichter Mühe ziehen kann, indeß das Ganze jeder Kraft widersteht. Unser Bündniß soll nur die Besitzungen eines jeden sichern, und verhindern, daß nicht ein herrschsüchtiger und unternehmender Kaiser einmal die ganze deutsche Verfassung umstürzt, indem er sie stückweise zerbricht. Wenn man nicht in Zeiten vorkehrt, so wird der Kaiser alle seine Vettern mit deutschen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien versorgen, die er dann secularisiren, und so auf allen Reichstagen durch die Stimmen sei-

*) Das französische Original s. in des Grafen Herzberg Recueil de deductions etc. II. pag. 364.

ner Vettern die Obergewalt behaupten wird. Das wäre für die geistlichen Fürsten. Aber auch die weltlichen haben ein Interesse, einer Ligue beizutreten, die den Kaiser in allen seinen Ansprüchen hemmt, die er auf ihre Staaten machen könnte, wie wir neuerlich in Baiern gesehen haben. Ein nicht minder wichtiger Gegenstand ist der Reichstag in Regensburg und das Kammergericht zu Wetzlar. Nimmt man nicht bei Zeiten gute Maaßregeln, diese alten Institute in ihrer Kraft zu erhalten, so wird der Kaiser sie benutzen, um seinen Despotismus in ganz Deutschland aufzustellen. Das wären im Allgemeinen die Puncte, die alle Fürsten zu einem Bündnisse vereinigen müßten; denn aller Interessen sind dieselben, und wenn sie erst einige von ihnen zertreten lassen, so kommt unfehlbar die Reihe auch an sie, und die stärksten werden nur das Vorrecht des Ulysses in der Riesenhöhle haben, zuletzt verschlungen zu werden. Der Vortheil der Ligue hingegen bestände eben darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht mißbrauchen wollte, die vereinigte Stimme des ganzen Reichskörpers ihm Gesinnungen der Mäßigung einflößen könnte, oder wenn er Gewalt brauchte, daß er seine Leute fände. Soviel in der Kürze. Mit Kenntniß der Sache ließe sich hierüber noch manches einzelne Interessante beibringen, und ich glaube, daß Herr von Herzberg ganz der Mann seyn wird, diese Ideen weiter

auszuführen, und ihnen die letzte Sanction zu geben. Potsdam, den 24. Oct. 1784.

Friedrich".

Der Minister war wenige Tage darauf mit dem völlig ausgearbeiteten Plane nach Potsdam gekommen, und der König hatte noch manches über diesen Gegenstand mit ihm besprochen. Hierauf ruhte die Sache einige Wochen, bis zum Jan. 1785, wo Josephs neues Tauschproject die Nothwendigkeit einer Verwahrung zu rechter Zeit noch dringender zeigte. Jetzt ließ der König zuerst die Höfe von Sachsen und Hannover mündlich ausforschen, und beide fand er geneigt, der guten Sache beizutreten. Sie sandten ihre Minister nach Berlin, und am 23. Jul. ward daselbst der deutsche Fürstenbund von den 3 Kurhäusern unterzeichnet. Man lud hierauf auch die andern Reichsfürsten zum Beitritt ein, und in kurzer Zeit unterschrieben sich die Herzoge von Braunschweig, von Sachsen-Gotha, von Weimar, von Zweibrücken und von Meklenburg, die Markgrafen von Anspach und von Baden, der Landgraf von Hessenkassel, der Bischof von Osnabrück und die Fürsten von Anhalt. Zuletzt traten auch der Kurfürst von Mainz und sein edler Koadjutor noch bei.

Der Wiener Hof ermangelte nicht, gegen dies Bundniß ein lautes Geschrei zu erheben,

ja selbst auf die Absichten des ehrwürdigen Stifters dieser eben so gerechten und patriotischen, als bescheidenen Verbrüderung einen gehässigen Schein zu werfen. Allein Friedrich, für Verläumdungen zu groß, begnügte sich, durch eine einfache Geschichtserzählung das Publicum von der wahren Beschaffenheit dieser Sache zu unterrichten. Es hieß darin, man habe das deutsche Reich vor der Gefahr schützen wollen, daß die Sicherheit seiner Glieder jemals bloß von der Mäßigung des Hauses Oestreich abhängig würde. Die deshalb geschlossene Verbindung sey allen Reichsgesetzen gemäß, und habe keinen andern Zweck, als jedes Mitglied des Reichs bei dem freien und ruhigen Genusse seiner Besitzungen und Rechte zu erhalten, und sich jeder widerrechtlichen und willkührlichen Unternehmung zu widersetzen. Die Würde des kaiserlichen Hofes könne durch einen Bund, der die Erhaltung der alten Verfassung zum Zwecke habe, unmöglich beleidigt werden, wenn die Absichten und Gesinnungen dieses Hofes so beschaffen seyen, wie man es von der Großmuth und Rechtschaffenheit des Reichsoberhauptes erwarten könne, und auch zuversichtlich erwarte.

Es ist unstreitig, daß dieser kräftige Schritt den kühnen Joseph von manchem noch entworfenen Plane zurückgeschreckt habe. Bald hob indessen sein früher Tod (1790) die dringendsten Besorgnisse

auf. Seine Nachfolger verfuhren gemäßigter, und wenige Jahre nachher trat ein so veränderter Zustand der Dinge ein, daß unter vielem andern auch der Fürstenbund seine Bedeutung verlor.

24.

Friedrichs Alter und Tod.

(† 1786, 17. Aug.)

So weit des großen Königs politische Laufbahn. Es ist noch übrig, daß wir einige Augenblicke bei seinem Privatleben verweilen. In diesem behielt er bis ans Ende dieselbe Ordnung bei, die er bei seinem Regierungsantritt festgesetzt hatte. Dieselbe Pünctlichkeit in den Geschäften, dieselbe Beharrlichkeit in der treuen Ausübung der Pflicht, ja fast dieselbe Raschheit in allen seinen Bewegungen zeichneten auch den Greis noch aus, wie sie schon an dem Jüngling bewundert worden waren. Auch er führte das „stehend sterben" Vespasians gern im Munde, und noch den Tag vor seinem Ende las er die ihm eingesandten Briefe durch. Wenn gleich der schwächere Körper im Alter mehr Schlaf als sonst verlangte, so entzog sich der thätige Mann doch darum keine Morgenstunde, und in den

den

den Heerschauen und Reisen festgesetzten Stunden und Tagen ward unter keinerlei Umständen, etwa größerer Bequemlichkeit halber, das Geringste abgeändert. Die letzte Breslauer Musterung (24 Aug. 1785) hielt er, ungeachtet er schon krank war, im anhaltendsten Regen, der ihn bis auf die Haut durchnäßte. In seinem Aeußern und seinen Umgebungen blieb die alte Einfachheit. Nur wenige Diener waren um seine Person; sein Sanssouci ward nur des Nachts, und auch da nur von sechs Mann bewacht; auf seinen Spazierritten folgte ihm gewöhnlich nur ein Reitknecht oder ein Page. Die Vernachlässigung seines Körpers ging zuletzt in Cynismus über. Seine meist abgetragene Kleidung war die einfache Uniform seines Garderegiments; die schlaffen Stiefeln, die er beim Aufstehen anzog und erst beim Niederlegen abstreifte, waren fast roth und hingen unordentlich herunter. Der spanische Taback, von dem er stets zwei gefüllte Dosen bei sich trug, entstellte selbst sein Gesicht. Nur an dem Blick, dessen durchbohrendes Feuer noch kein Maler darzustellen im Stande gewesen ist, erkannte man den König.

Die Musen, die ihn durch die gefahrvollsten Perioden des Krieges begleitet hatten, erheiterten auch seine Muße während des Friedens. „Noch immer, "schreibt er an Voltaire, "liebe ich die Dichtkunst. Zwar habe ich nur schwache Talente

dazu, aber da ich bloß zum Zeitvertreibe Papier verderbe, so kann es dem Publikum einerlei seyn, ob ich Whist spiele, oder mit Reimen kämpfe". Außer den vielen poetischen Versuchen, die er machte, ist auch die Zahl seiner prosaischen Aufsätze nicht gering. Er hat die ganze Geschichte seines öffentlichen Lebens bis zum Jahre 1779 beschrieben, und einen Auszug aus dem großen, vier Folianten starken, Bayleschen Wörterbuche gemacht, das er als einen Schatz von historischen Kenntnissen ungemein hoch hielt. Noch eine Menge kleinerer Abhandlungen finden sich in der Sammlung seiner hinterlassenen Werke. 1780 schrieb er noch das Buch über die deutsche Literattur, und das Jahr darauf einen Tractat über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten; ein Aufsatz voll wahrhaft königlicher Gesinnungen. Auch sein freundschaftlicher Briefwechsel mit Voltaire und Alembert, den er bis an den Tod beider Männer fortsetzte, nimmt in seinen Werken mehrere Bände ein.

Es kann auffallend scheinen, daß ein Mann wie Friedrich die Verbindung mit zweien Männern so emsig zu erhalten strebte, von denen der eine seinen ehrenvollsten Einladungen widerstanden, und der andere ihm ganz offenbare Beleidigungen zugefügt hatte. Allein man muß bedenken, daß Voltaire den großen Schauspielern glich, denen es gelingt, durch die bewundernswürdige

Gewandtheit ihres Geistes das Gedächtniß ihres Privatcharakters zu unterdrücken *), und daß Friedrich, dem der Umgang mit genialischen Köpfen ein Bedürfniß war, lieber seiner Würde etwas vergeben, als eine Verbindung aufheben wollte, die ihm soviel angenehme Geistesgenüsse zuführte, und soviel noch angenehmere Erinnerungen aus schönern Jahren in ihm weckte. Es war ihm immer ein rührender Gedanke, daß er noch die Abendröthe der goldnen Zeit der französischen Litteratur erlebt habe, und traurig sah er in die Zukunft, und in die öde Nacht, die, wie er meinte, noch über seinem Vaterlande ruhe **). Dieser Voltaire, der schon seiner Jugend vorgeleuchtet hatte, lebte noch immer, und theilte sein Alter mit ihm. Schon dies Patriarchat machte ihn ehrwürdig. Auch hatte der schmiegsame Franzose nicht ermangelt, bei der ersten Wiederannäherung des Königs sein Unrecht zu bekennen, und eine kleine Lection dafür geduldig hinzunehmen ***). Seitdem theilten sich beide

*) Auch ward jene oben erwähnte Schandschrift auf den König erst nach Voltaires Tode gedruckt.

**) H. W. XI., 258: „Es giebt noch Gelehrte, aber sollten Sie es wohl glauben, daß ich genöthigt bin, zum Studium der griechischen Sprache aufzumuntern, das ohne meine Sorgfalt ganz verloren gehen würde?"

***) H. W. X. 19: „Kurz, Sie haben sehr unrecht gegen mich gehandelt. Ich ertrug, was sich nur ertra-

wieder, wie ehemals, ihre Arbeiten mit, und Voltaire und Alembert unterhielten den König mit Neuigkeiten vom Pariser Hofe oder aus der französischen Litteratur. Friedrichs Antworten sind launigte Scherze *), treffende Reflexionen, oft moralischer Art, die er vorzüglich liebte, gutmüthige Ermunterungen, die Beschwerden des Al-

gen ließ. Von dem allen, was mir in Ihrem Benehmen noch außerdem gerechte Ursach zu Klagen gab, schweige ich, weil ich fühle, daß ich verzeihen kann". — Und S. 21: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menschen ihre Schwachheiten, und ohne Zweifel gehört Vollkommenheit nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das, und weiß, daß es unbillig ist, von Andern zu fordern, was man selbst nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten sie anfangen sollen, so wäre alles andere überflüssig gewesen, und ich hätte Sie trotz ihren Fehlern geliebt, da Ihre Talente groß genug sind, um einige Schwachheiten zu bedecken". — Und S. 2c: „Da zu einer Zeit, als Kaiser und Könige mich zu berauben suchten, ein elender Mensch gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht, und mir meine Verse gestohlen hat, so schicke ich Ihnen jetzt selbst eine Ausgabe mit großen Lettern".

*) H. W. IX., 110: „Ich kann nicht Ihnen sagen, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen. Diese nach lauter Neuem haschende Nation gewährt mir beständig neue Auftritte: bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Bankbilleine, jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle 3 Monate neue Mi-

ters mit Fassung und Lust zu ertragen, Berichte von seinen Arbeiten und seiner Lebensart, und vor allen Dingen Schmeicheleien *); ein Opfer, das er dem französischen Nationalcharakter bringen zu müssen glaubte. Seitdem endlich Voltaire auch die russische Kaiserin Katharina II. unter seine Correspondenten zählte (1767), ward auch manche Stelle in Friedrichs Briefen an ihn auf die bekannte Schwatzhaftigkeit des eiteln Dichters schlau berechnet **).

Zu seinen Tischgenossen nahm Friedrich die wenigen Freunde, die ihm aus der schönen Periode seiner Jugend noch übrig geblieben waren, besonders den Marquis von Argens, dem er noch

nister: kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dies Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht".

*) H. W. IX., 318. (an V. 1777): „Ich habe in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaires Werke lohnten vorher zu unanständig". — Und an Alembert (XII., 36): „Schlachten haben viele Menschen gewonnen, viele haben Provinzen erobert, aber wenige haben ein so vollkommenes Werk, wie die Vorrede zur Encyklopädie geschrieben".

**) Die französische Unverschämtheit zeigte sich auch darin, daß V. diese Fürstin in seinen Briefen an Friedrich immer nur seine Kaiserin nannte, ohne die feinen Parodien des Königs auf diese Unschicklichkeit verstehen zu wollen.

nach seinem Tode, mit einem besondern Nachdruck gegen Voltaire, das Zeugniß gab, daß er ein durchaus ehrlicher Mann gewesen. Außerdem liebte er den lehrreichen Umgang des bekannten Obersten Guichard, von ihm bei Gelegenheit eines Streits Quintus Icilius umgetauft, der seine ehemalige gelehrte Laufbahn in Holland mit dem Kriegsdienste vereinigt, und ein sehr gelehrtes Werk über die Kriegskunst der Alten geschrieben hatte. Auch die alten wackern Kriegsgefährten Fouquet, Zieten ꝛc. behielt er in in treuem Gedächtniß; er besuchte sie zuweilen, erfreute sie durch Geschenke und Erfrischungen, und zog sie öfters an seine Tafel *). Hin und wieder sprach er auch wohl einen berlinischen Gelehrten, z. B. Sulzern, Meierotto'n, Merian'n, und jeder Durchreisende von Stande, der sich getrauen durfte, ihn zu unterhalten, war ihm willkommen. Vorzügliche Köpfe waren auch noch in seinem Alter im Stande, ihn den König vergessen zu machen **). Den Hof, seine Minister und Generale sah er gewöhnlich zur Zeit der verschiedenen

*) Bekannt ist sein schönes Wort zu denen, die den an der königl. Tafel eingeschlummerten Zieten wecken wollten: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht".

**) So schreibt er selbst an Alembert 1781 (H. W. XI., 268): „Ich habe dieser Tage einen Prinzen Salm bei seiner Durreise durch Berlin gesehen, der ganz frisch von Paris kommt. Er hat mich durch und durch be-

Revüen oder des Berliner Karnevals. Seinen Nachfolger schränkte er mehr noch ein, als er selbst es ehemals gewesen war. Seine Verwandten hielt er, aus Liebe zur Ungebundenheit, von sich entfernt. Die Bedienten erfuhren eine ungleiche, oft nur allzu vertrauliche, oft tyrannische harte Behandlung. Seine Hunde waren ihm bis ans Ende unentbehrliche Gesellschafter.

Bei aller frohen Laune, die der starke Geist des Helden so bewundernswürdig lange in sich zu erhalten wußte, verlor er doch zuletzt allmälig die Freude an der Welt und den schönen poetischen Glauben an die Güte und Würde der menschlichen Natur *), der in der Jugend dem

schämt; ich fand mich in Vergleichung mit ihm so geschmacklos, so unbeholfen, so dumm, daß ich beinahe nicht das Herz hatte, ihm zu antworten. Er ist lauter Grazie; alle seine Bewegungen haben eine ausgesuchte Eleganz, seine geringsten Worte sind Räthsel; er zergliederrt und erforscht Kleinigkeiten mit einer unsäglichen Geschwindigkeit, und kennt die Karte von dem Reiche der Zärtlichkeit besser als alle Skuderis in der Welt". — Einen nicht minder angenehmen Eindruck scheint der Fürst von Linge auf ihn gemacht zu haben, der seinen Unterhaltung mit dem König aufgezeichnet, und bekannt gemacht hat. Einen Auszug daraus kann man in Nikolais Anekdoten, Theil I. finden. Es ist ein interessantes Conversationsstück.

*) In einem Gespräch mit Sulzern (31. Dec. 1777), in welchem dieser von überwiegenen Anlagen des Menschen zum Guten sprach, rief der König aus: „Ich

Leben so hohen Reiz giebt, und den der Greis nur durch ein liebevolles Wiederaufleben mit einer blühenden Nachkommenschaft in sich erneuern kann. Er, der Kinderlose, Einsame, sah sich von Jahr zu Jahr ärmer an Gefährten aus der guten alten Zeit. Der treue d'Argens verließ ihn schon 1769 und starb zwei Jahre darauf; 1774 folgte Fouquet, der weiland Großmeister des romantischen Bayardordens; 1778 starben Voltaire, der brave Mylord Marschall und der possenhafte Pöllnitz, 1783 Alembert, und 1786 im Jan. sank auch der 87jährige Zieten ins Grab. Seit dem baierischen Kriege ruhte auch die einst so geliebte Flöte, der die zitternden Finger den Dienst versagten. An ihre Stelle trat ein Vorleser. Doch war es sichtbar, daß der König von seinem alten Frohsinn seitdem immer mehr verlor. Auch fing er um diese Zeit an, gegen Alembert über die Abnahme seines ehemals so außerordentlichen Gedächtnisses zu klagen.

Dergleichen eigene Wahrnehmungen eintretender Schwächen machten ihn mißtrauischer gegen seine Diener, und strenger in seiner Aufsicht über sie. Niemand sollte sich den Wahn beikommen lassen, als ob er nicht mehr ganz der Alte sey. Besonders hatte er den Adel im Verdacht, als überschreite er seine Rechte über den Bauern-

sehe wohl, mein lieber Sulzer, Er kennt nicht, so wie ich, dies verwünschte Geschlecht, zu dem wir geboren".

stand, und die Richterstühle, als beförderten sie diese Anmaßungen. Indem er nun auf eine Gelegenheit lauerte, einmal ein recht schreckendes Beispiel seiner Gerechtigkeitsliebe und Wachsamkeit zu geben, ereignete sich 1779 der berühmte Prozeß des Müllers Arnold unweit Züllichau, der von einer unschädlichen Veränderung, die ein benachbarter Edelmann mit seinem Bache vornehmen ließ, Anlaß nahm, seinem Gutsherrn den Pachtzins zu verweigern, worauf ihm dieser, nachdem er fünf Jahre mit seiner Saumseligkeit Geduld gehabt, mit vollem Recht die Mühle wegnehmen und gerichtlich verkaufen ließ. Sowohl die neumärkische Regierung, als das Kammergericht zu Berlin, an welches der streitsüchtige Müller appellirte, bestätigten den Spruch der adligen Gerichte; der König aber, der den Müller und seine Frau noch aus dem siebenjährigen Kriege persönlich kannte, und von Leuten, die die Sache nicht verstanden, insgeheim unrichtige Erkundigungen eingezogen hatte, glaubte hier mit dem bloßen gesunden Verstande einen Triumph über die verwickeltste Juristenpraktik errungen zu haben. Der Fall traf zu sehr mit seinen alten Ideen über die Ränke der adlichen Rechtsverwalter zusammen, als daß er nicht alle Gegengründe als Rabbulisterei blindlings hätte verwerfen sollen. Er ließ den 11. Dec. 1779 den Großkanzler Fürst nebst dreien Kammergerichtsräthen zu

sich kommen, fuhr sie zornig an, und verurtheilte sie, so wie den Präsidenten und einige Räthe der neumärkischen Regierung, eigenmächtig zu Kassation und einjährigem Festungsarrest in Spandau. Da der Justizminister Zedlitz sich standhaft weigerte, diesen Befehl zu kontrasigniren, so ließ Friedrich denselben ohne des Ministers Unterschrift vollziehen.

Die Art, wie das Berliner Publikum, das von der Unschuld der Verurtheilten völlig überzeugt war, sich bei diesem Vorfall nahm, gereicht demselben eben so sehr, als dem großen Könige, zum Ruhme. Man ehrte die gerechte Absicht auch in der ungerechten That, und betrachtete die würdigen Männer, die ein so unverdientes Schicksal getroffen, als Unglückliche, die etwa durch eine große Naturbegebenheit oder durch ein unvermeidliches Verhängniß in Noth gerathen wären. Niemand in Berlin, vom Hofe und von der Stadt, vom Militär und Civilstande, der nur eine Equipage hatte, versäumte es, dem abgesetzten Großkanzler einen Kondolenzbesuch abzustatten. Für sämmtliche kassirte Räthe ward eine freiwillige Kollecte in der Stadt gesammelt, die so reichlich ausfiel, daß ihnen davon bis zu ihrer anderweitigen Versorgung ihr Gehalt beständig ausgezahlt werden konnte; und dies geschah ohne Ruhmsucht, bloß aus Theilnahme und aus wahrer Achtung gegen rechtschaffene Männer, die ohne

ihre Schuld unglücklich geworden waren. Friedrich war sowohl von dieser Kollekte als von jenen Wagenprocessionen unterrichtet, und aus dem Umstande, daß er den Gefangenen das letzte halbe Jahr erließ, könnte man wohl annehmen, daß er sein allzuraſches Verfahren in der Folge selbst bereut habe. Aber erst sein Nachfolger stellte durch eine öffentliche Unschuldserklärung die Ehre der Gekränkten völlig wieder her *).

Es würde hier zu weit führen, das Einzelne von allem dem zu nennen, was Friedrichs Vatersorge noch in den letzten Jahren seines Lebens für die Wohlfahrt seiner Staaten gethan hat. Sein treuer Gehülfe, der würdige Staatsminister Herzberg, hat dem Publikum das meiste davon ausführlicher vorgelegt; und als dies geschah, erstaunte die Welt, daß ein solcher König so viele Jahre hindurch seinem Volke solche Wohlthaten erzeigt, ohne daß auch nur eine Zeitung derselben erwähnt hatte. Und wie wenig Dank erfuhr er selbst dafür! Wieviel achtungswerther erscheint er also eben deswegen, indem er dennoch seinem edlen Systeme treu blieb. „Wüſte ich alles," sagte er noch 1785 zum Bischof von Ermeland, „könnte ich alles selbst sehen, meine Unterthanen sollten gewiß glücklich seyn". Er hinterließ sei-

*) Eine umständliche Erzählung dieser ganzen Sache findet man in Schlözers Staatsanzeigen Heft XXXVI. und in Strins Charakteristik Th. II.

nem Nachfolger den preußischen Staat um ein Drittel vergrößert, und mit 6 Millionen Menschen bevölkert.

Vier und siebenzig Jahre hielt die starke Seele dieses Mannes den schwachen Körper aufrecht. Vielleicht hätte sie es noch länger vermocht, wenn der sonst so stoische König mehr Herr über seinen Gaumen gewesen wäre. Allein das unbezwingliche Gelüste nach leckeren, fetten, stark gewürzten und unverdaulichen Speisen, dem er selbst im krankhaften Zustande noch nachgab, zog ihm eine gänzliche Verderbniß aller Säfte zu, die mit einer faulichten Wassersucht endete. Nach einem unter großen Beschwerden in Potsdam zugebrachten Winter ließ er sich am 17. April 1786 nach Sanssouci bringen. Hier fuhr und ritt er noch einig Tage aus, doch in großer Kraftlosigkeit. Im Junius wuchs die Geschwulst so stark, daß er nicht mehr im Bette aushalten konnte, sondern den größten Theil der Nächte auf seinem Stuhl in vorwärts gebückter Stellung zubringen mußte. Dennoch ließ er sich noch täglich die Kabinetssachen vorlegen, schrieb auch noch einige Briefe, und unterhielt sich mit verschiedenen Personen, unter andern mit dem berühmten hannöverischen Arzte Zimmermann, den ihm seine geliebte Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, geschickt hatte. Dieser Mann entfernte sich jedoch bald, da er an der zuneh-

menden Brustbeklemmung und dem starken Röcheln des Kranken die nahe Auflösung erkannte. Merkwürdig ist, als das letzte Denkmal von Friedrichs Hand, der Brief, den er er selbst noch jener würdigen Fürstin wenige Tage vor seinem Ende schrieb;

Den 10. Aug. 1786.

Meine verehrungswürdige Schwester,

Der hannöverische Arzt hat sich einen Dank bei Ihnen verdienen wollen, aber die Wahrheit ist, daß er mir nicht hat helfen können. Die Alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menschenalter seine Stelle finde, und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schwester. Mit der größten Hochachtung,

Meine verehrteste Schwester,

Ihr treuer Bruder und Diener,

Friedrich.

Dennoch glaubte er sein Ende so nahe noch nicht, ungeachtet sich am 16. Aug. schon zeitweise Bewußtlosigkeit einstellte. Zur Nacht wechselten halbverständliche Phantasien mit sanfter Ruhe ab doch nahm das Röcheln zu, und am 17ten (Donnerstags) früh um 2 Uhr 20 Minuten, senkte sich, ihm unvermuthet, das Haupt zum ewigen Schlummer. Nur der Arzt und einige Bediente waren gegenwärtig. Man rief dem Minister Herzberg, der unverzüglich den Thronfolger von der großen Begebenheit unterrichtete. In einer Stunde

erschien der neue Monarch selbst, und traf gemeinschaftlich mit dem Minister die nöthigsten Verfügungen. Der Leichnam ward unterdessen vom Stuhl auf das Ruhebette gelegt, entkleidet, seiner bösen Feuchtigkeit durch Einschnitte entledigt und in eine reichgestickte sammetne Staatsuniform gehüllt. Neben dem Sarge seines Vaters, unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam, erhielt er seine Ruhestelle.

Noch ist das Andenken an den Eindruck nicht erloschen, den die erschütternde Botschaft von Friedrichs Tode an jenem verhängnißvollen Tage auf seine Unterthanen machte. Jeder stand bange und betroffen, wie wenn etwas Einziges, Unersetzliches durch eine furchtbare Naturbegebenheit untergegangen wäre. Auch frohlockte kein Feind über unsern Verlust. Die Ehrfurcht für den großen Todten war so allgemein, daß auch das Ausland den großen Schmerz mit uns theilte. „Wir wissen," sagt ein damals fremder Schriftsteller, „aus mehreren Provinzen, Republiken und Königreichen, daß, als die so oft fälschlich ausgebreitete Nachricht nun gewiß wurde, von den Thronen bis in die Hütten, von den grauen Zeitgenossen seiner ersten Siege bis auf das unmündige Alter, wenige Menschen von einigem Gefühl ohne ganz besondere Rührung das Wort seines Todes nachgesprochen".

Register.

Register.

Aachen, Friede zu, 286, 442.
Akademie, Berliner, gestiftet, 329.
Almanza, Schlacht bei, 260.
Alt-Ranstädt, Friede zu, 42.
Antimachiavel, der, 383.
d'Argens, Marquis, 629.
Arndt, Johann, 329.
Arnold, Müller, 633.
Assiento, Vertrag, 221.
August II. König von Polen, 13.

Baden, Prinz Ludw. v., 116.
Baierscher Ländertausch, 617.
Barriervertrag, 318.
Belling, Preuß. General, 561.
Berlin, Friede zu, 414; von Russen besetzt, 545.
Berwick, Marschall, 152, 264.
Bitonto, Schlacht bei, 266.
Blenheim, Schlacht bei, 147.
Brenkenhof, geh. Finanzrath, 586.
Breslau, Schlacht bei, 493.
Bribuega, Schlacht bei, 206.
Broglio, franz. General, 555.
Brühl, Graf, 461.
Bute, Lord, 563.
Butturlin, russ. Feldmarschall, 555.

Canſteins Bibelanſtalt, 332.
Chateauroux, Herzogin v., 273.
Chiari, Schlacht bei, 128.
Choiſeul, Staatsminiſter, 308, 520.
Choiſy, das Schloß zu, 271.
Cumberland, Herzog von, 502.
Czaslau, Schlacht bei, 412.

Dänen, aus Schweden vertrieben. 63.
Damiens, Königsmörder, 258.
Daun, öſtreich. General, 572.
Dettingen, Schlacht bei, 421.
Deutſches Journal, erſtes, 327.
Dresden, Friede zu, 439.
Dübarry, Gräfin, 311.
Dübois, Abbé, 247.

Eliſabeth, ruſſiſche Kaiſerin, ſtirbt, 563.
Engliſcher Welthandel, 286.
Engliſcher Prätendent, 129. 287.
Eugen, öſtreich. General, 121.

Ferdinand von Braunſchw. 575.
Fermor, ruſſ. General, 507.
Fleury, Biſchof, 258.
Fontainebleau, Friede zu, 301.
Fontenai, Schlacht bei, 281.
Franke, Herrmann, 330.
Frankreichs Zuſtand unter Ludwig XV., 317.
Freiberg, Treffen bei, 573.
Friede der Ruſſen und Schweden mit Friedrich II. 568.
Friedrich II. König von Preußen, 355.
Fürſtenbund, 620.
Füſten, Vertrag zu, 441.

Glogau erobert, 399.
Goßkowsky, ſein Verdienſt um Berlin, 549.
Graun, Muſiker, 375.
Groß-Jägerndorf, Schlacht bei, 503.
Guichard, Oberſt, 630.

Halle, Univerſität daſelbſt, 326.
Haſtenbeck, Schlacht bei, 488.
Hannöveriſche Konvention, 432.

Hirschgarten, der, 290.
Hochkirch, Ueberfall bei, 513.
Hochstädt, Schlacht bei, 141.
Holofezin, Schlacht bei, 49.
Hubertsburger Friede, 577.

Jakob II. stirbt, 129.
Jesuiten aufgehoben in Portugal, 305; in Frankreich, 307; streiten mit den Jansenisten, 293.
Jordan, 374.
Joseph II. 615.

Kaiserling, Freiherr von, 374.
Karl III. in Madrid, 200.
Karl XII., 8; stirbt 95.
Katharine, Peters I. Gemahlin, 64.
Katte, hingerichtet, 366.
Kaunitz, östreich. Minister, 462, 611.
Klossow, Schlacht bei, 21.
Königswahl, polnische, 262.
Kolberg eingenommen, 560.
Konvention zu Kloster Seven, 502.
Krefeld, Schlacht bei, 519.
Kulm, Kadettenschule zu, 583.
Kunersdorf, Schlacht bei, 524.

Law, Johann, 250.
Leibnitz, Gottfried Wilh. 335.
Lothringen, Herzogthum, 264.
Lowositz, Schlacht bei, 469.
Ludwigs XIV. Lebensordnung, 236; sein Tod, 242.
Ludwigs XV. Tod, 315.

Mally, Gräfin, 262.
Malplaquet, Schlacht bei, 197.
Maria Theresia stirbt, 615.
Marlborough, 130; sein Sturz 202.
Maxen, Verlust bei, 533.
Mazeppa, Kosackenhettmann, 51.
Meaupou, Kanzler, 311.
Meller, Artilleriecberst, 528.
Molwitz, Schlacht bei, 400.

Neapel erobert, 177.
Nystadt, Friede zu, 99.

Orden pour le merite, 388.
Orleans, Philipp II, v., 244.
Ormand, Herzog von, 214.
Oudenarde, Schlacht bei, 185.

Paraguay, Reich der Jesuiten daselbst, 305.
Paris, Frau, jans. Priester, 294.
Patkul, 42.
Peter III. wird russ. Kaiser, 567; ermordet. 570.
Petersburg erbaut, 34.
Pfaffendorf, Treffen bei, 540.
Pietisten, 329.
Polen getheilt, 605.
Pompadour, Marquise von, 278, 282, 290; stirbt 302.
Porzellanmanufaktur zu Berlin, 588.
Prag erobert, 409, 424.
Preußen, ein Königreich, 118. 322.
Pruth, die Russen am, 65.
Pultawa, Schlacht bei, 56.

Ramillies, Schlacht bei, 170.
Reichenbach, Treffen bei, 571.
Regie in Preußen eingerichtet.
Roués, Ursprung dieses Namens, 248.

Sachsen erobert, 467.
Sachsen, Marschall von, 280.
Sanction, pragmatische, 267, 392.
Schellenberge, Schlacht am, 144.
Schlüter, Baumeister, 326.
Schweden, in Pommern, 503.
Schwerin, Feldmarschall, 398; sein Tod, 477.
Seidlitz, 561.
Silberberg angelegt, 584.
Silhouette, 301.
Simpach, Treffen bei, 419.
Soltikow, General, 520.
Spener, 329.
Stanislaus Leszinsky, 26, 257. 261; sein Tod, 270.
Stolpe, Kadettenhaus zu, 583.

Tallard, Marschall, 149, 202.
Terray, Finanzminister, 312.
Teschen, Friede zu, 613.

Thomasius, Christian, 327.
Torgau, Schlacht bei, 547.
Torys, die, 201.
Tottleben, ruß. General, 545.
Traun, Feldmarschall, 425.
Travendahl, Friede zu, 11.
Turins Entsatz, 174.
Türken kriegen mit den Russen, 601; machen Friede, 608.
Tyrolische Tapferkeit, 138.

Ungarische Insurrection, 142.
Unigenitus, die Bulle, 293.
Ursini, die Prinzessin, 151.
Utrecht, Friede zu, 212.

Vendome, Herzog von, 134.
Versailles, Traktat zu.
Villars, franz. General, 224.
Voltaire und Friedrich II., 383, 455, 627.

Warkotsch, ein Verräther, 559.
Warschauer Vertrag, 427.
Wedel, General, 523.
Westmünster, Bündniß zu, 462.
Whigs, die, 201.
Wiener Präliminarien, 268.
Wilhelm III. stirbt, 130.
Wolf, Christ. Freiherr v., 333.

Zieten, 551, 630; stirbt 632.
Zorndorf, Schlacht bei, 510.

Druckfehler.

S. 560. Z. 9. von unten, nach Aug. ist Kolberg einzuschalten.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
20
B39
1804
T.9

Becker, Karl Friedrich
Die Weltgeschichte für die
Jugend

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 04 05 005 0